

Prinz-Regent Luitpold,
des Königreiches Bayern Verweser.

Lesebuch

für die

Oberklassen der Volksschulen

des

Regierungsbezirkes Oberbayern.

Bearbeitet von mehreren Schulmännern.

Erste Auflage.

München.
Verlag von R. Oldenbourg.
Abteilung für Schulbücher.

Preis ungebunden 1 M. 30 Pf.

Zu des Wissens Erweiterung,
zu des Lebens Erheiterung,
deutscher Jugend zur Lehre,
deutscher Tugend zur Ehre,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
mach' dich frisch auf die Reise!

Guido Görres.

Lobt den Herrn!

„Und Gott sah alles, was Er gemacht
hatte, und es war sehr gut."

Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,
all ihr Werke Seiner Hände,
lobt den Herrn; denn Er ist mächtig,
gütig ist Er ohne Ende!

Lobt den Herrn, ihr Geisterscharen,
die am Thron ihr kniet, zu beten;
Sonn' und Mond, ihr Morgensterne,
lobt den Herrn, ihr Abendröten!

Lobt den Herrn, ihr Wind' und Wolken,
Donner, Blitz und Regengüsse;
lobt den Herrn, ihr großen Meere,
all ihr Brunnen, all ihr Flüsse!

Lobt den Herrn, der Erde Festen!
Berg und Hügel, hüpft vor Freude!
Lob Ihn, Ackerflur und Wiese,
lob Ihn, Wald und grüne Heide!

Ihr Delphine und ihr Drachen,
lobt den Herrn in Flut und Klüften;
all ihr Tiere auf dem Felde,
all ihr Vögel in den Lüften!

Lobt den Herrn, ihr Menschenkinder,
von Geschlechte zu Geschlechte,
vom Anfang zum Niedergange
all ihr Könige und Knechte!

Alle, die ihr hohen Hauptes
geht die weiten Erdenpfade,
lobt den Herrn für Seine Treue,
lobt den Herrn für Seine Gnade!

Lobt den Herrn, der euch errettet,
von Geschlechte zu Geschlechte;
lobt Ihn, all ihr Menschenkinder,
all ihr Könige und Knechte!

Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,
all ihr Werke Seiner Hände,
lobt den Herrn; denn Er ist mächtig,
gütig ist Er ohne Ende!

Friedrich Wilhelm Weber.

An das Bayerland.

Gott mit dir, du Bayerland,
und mit deinen Gauen,
die der Treue starke Hand
hält umfaßt mit ihrem Band,
mit dem weiß und blauen.

Ragend steh'n voll Herrlichkeit
deines Ruhmes Zeichen;
deine Erde ist geweiht,
wo der Reben Blut gedeiht,
wo das Mark der Eichen.

Von der Alpen schnee'gem Zug
bis zur Hardt im Westen
blüh'n der Städte dir genug,
und Erinn'rung weilt im Flug
über grauen Festen.

Überall zur Seele spricht
eine traute Kunde.
Sinnreich tönt sie, voll Gewicht,
und doch, wie die Herzen, schlicht
fort von Mund zu Munde.

Doch am höchsten steigt die Glut,
die dein Stolz entfaltet,
wo seit Alters hochgemut
unser edles Schyrenblut
schirmend hat gewaltet.

Gott mit dir, du Bayerland,
und mit deinen Gauen,
die der Treue starke Hand
hält umfaßt mit ihrem Band,
mit dem weiß und blauen.

Martin Greif.

I.

Das häusliche Leben.

A. Das Vaterhaus.
Eltern, Kinder, Geschwister, Dienstboten.

1. Das Vaterhaus.

Isabella Braun.

1. Ob prächtig scheint mit Turm und Bogen
das Vaterhaus ins weite Land;
ob es, vom Laubgrün hold umzogen,
sich lehnet an des Waldes Rand;
ob in der Straßen langer Reihe,
ob einsam, in den Fluren drauß':
ihm mangelt nicht die rechte Weihe —
es bleibet stets das liebste Haus.

2. Und ob in Farben, Sammt und Seide
die Wände prangen wunderhold;
ob drinnen herrliches Geschmeide
erglänzt in Silber und in Gold;
ob schlicht die Mauern, hart die Bänke,
ob Not und Armut schau'n heraus,
ob leer die Kisten und die Schränke: —
es bleibet doch das liebste Haus.

3. Denn holde Bilder drinnen prangen
aus unsrer lieben Jugendzeit:
das Mutterherz voll Lust und Bangen,
das Vateraug' voll Zärtlichkeit,

das Schwesterlein in seiner Wiege
mit seinem Köpfchen, rund und kraus,
der Brüder laute, lust'ge Kriege: —
dies alles zeigt das Vaterhaus.

4. Gar manchen schönen Festesmorgen
und manchen Abend, lieb und traut,
und manche Hoffnung, still verborgen,
die sich das Kinderherz erbaut,
das Weihnachtsbäumlein voller Schöne,
den Osterhas', den Nikolaus
und all die lauten Freudentöne: —
dies alles bringt das Vaterhaus.

5. O Vaterhaus voll Glück und Frieden,
sei uns gegrüßt viel tausendfach!
Ob längst wir sind davon geschieden,
ob noch uns birgt das liebe Dach,
nimm unsern Dank für allen Segen,
der je von dir uns strömte aus;
wir danken dir auf allen Wegen,
geliebtes, treues Vaterhaus!

2. Unsere Wohnung.

Nach Fr. Scholz.

Die Sorge für die Gesundheit läßt uns mancherlei Anforderungen an die Wohnung stellen. Fassen wir zunächst die Lage ins Auge. Höher gelegene Wohnräume sind zwar den Winden mehr ausgesetzt als niedrig gelegene; dafür aber haben sie fast ausnahmslos trockenen Baugrund, während der Baugrund tiefgelegener Häuser, z. B. in Thalmulden oder am Fuße stufenförmig aufsteigender Höhen, oft den Standort oder Durchgangspunkt für das von oben sickernde Grundwasser abgibt.

Auch die Richtung des Gebäudes nach den Himmelsgegenden ist nicht unwichtig. Für unser Klima ist die Längsrichtung von Nordost nach Südwest am zweckmäßigsten; denn sie gestattet der Sonne am ungehindertsten Zutritt zu allen Räumen. Nach Norden sucht man möglichst die Keller, Vorratskammern, Flure und Treppenhäuser unterzubringen, während man die sonnigen Seiten für Wohn- und Schlafzimmer, auch für die Küche, kurz für alle Räume bestimmt, in denen man sich viel aufhält.

Wohnhäuser sollen nicht zu vielen Personen zum Aufenthalte dienen. Denn gerade durch Anhäufung von Menschen auf einem Fleck wird eine Reihe von Gefahren für die Gesundheit geschaffen. Musterbild ist hier das kleinere Wohnhaus für eine einzige Familie, womöglich ganz allein stehend oder wenigstens mit einem kleinen Vorgarten versehen.

Die Wohnungen dürfen an sich nicht zu klein sein, sondern müssen jedem ein gewisses Maß von Raum, Luft und freier Bewegung gestatten. Es liegt auf der Hand, daß man mit dem Raume sparen kann, wenn genügend starker Luftwechsel stattfindet. Derselbe wird ununterbrochen auf natürlichem Wege beschafft und, wo dieser nicht ausreicht, auf künstliche Weise. Unter natürlicher Lüftung verstehen wir diejenige Lufterneuerung, welche durch die feinen Spalten und Ritzen der geschlossenen Thüren und Fenster, durch Schornsteine und Kamine, endlich durch die zwar festen, aber porösen Wände fortwährend vor sich geht. Diese Durchlässigkeit der Wände wird durch Stoffe, welche wir zur innern Ausschmückung unserer Räume verwenden, meist etwas beschränkt, am wenigsten durch einfache Kalkfarbe, mehr durch Holz- und Tapetenbekleidung, am meisten durch Ölanstrich. Daher sollte man letztern nur im untersten Viertel der Wandflächen anbringen.

Mitunter ist es nötig, die gesamte innere Luft mit einem Male nach außen zu versetzen und dafür äußere hereinzulassen. Es geschieht dies am einfachsten durch Öffnen der Fenster und, falls hiedurch kein rechter Zug entsteht, auch der Thüren. Letztere allein zu öffnen, ist unzureichend, aber auch verkehrt, weil man dadurch nur Flur-, Treppen- und sonstige innere Luft eintauscht. Sehr wichtig für den Luftaustausch sind auch die Zimmeröfen; denn die erwärmte, leichtere Luft des Zimmers steigt durch den Schornstein in die Höhe und wird durch von außen eindringende kältere und schwerere ersetzt. Für Privatwohnungen genügen in der Regel die eben geschilderten Arten der Lüftung, während für größere Räume, wie Schulen, Wirtschaftszimmer, Krankenhäuser u. s. w. besondere Ventilationsvorkehrungen zu treffen sind.

Von hohem, sittlichem Einflusse ist die innere Ausstattung und Einrichtung unserer Häuser. Eine finstere, ungemütliche Wohnung drückt auf unser Gemüt und verdüstert uns wie ein dunkler Herbsttag. In freundlichen Räumen dagegen finden wir Ruhe, Behaglichkeit und das stille Genügen, welches eine der ersten Bedingungen eines glücklichen Familienlebens ist.

3. Der Hänfling.

Magnus Gottfried Lichtwer.

1. Ein Hänfling, den der erste Flug
aus seiner Eltern Neste trug,
hub an, die Wälder zu beschauen,
und kriegte Lust, sich anzubauen:
Ein edler Trieb; denn eigner Herd
ist, sagt das Sprichwort, Goldes wert.

2. Die stolze Glut der jungen Brust
macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
»Hier wohn' ich,« sprach er, »wie ein König,
dergleichen Nester gibt es wenig.«
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr,
daſs unser Hänfling auswärts war;
er kam, nachdem es ausgewittert,
und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
er könne hier nicht sicher ein.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn
begab er sich zur Erde hin
und baut' in niedriges Gesträuche —
so scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
zum andern Mal davonzuzieh'n.

5. Da baut' er sich das dritte Haus
und las ein dunkles Büschchen aus,
wo er den Wolken nicht so nahe,
doch nicht die Erde vor sich sahe, —
ein Ort, der in der Ruhe liegt;
da lebt er noch und lebt vergnügt.

4. Der Arme und der Reiche.

Brüder Grimm.

1. Vor alten Zeiten, als noch Engel auf der Erde unter den Menschen wandelten, trug es sich zu, daß einer derselben abends müde ward und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu seiner Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte der Engel: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen; bei ihm will ich anklopfen." Als der Reiche an seine Thüre klopfen hörte, machte er das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Engel antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupte bis zu den Füßen an, und weil der Engel schlichte Kleider trug und nicht aussah, wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er den Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen; meine Kammern liegen voll von Kräutern und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meiner Thüre klopft, so könnte ich selbst den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Unterkommen!" Damit schlug er sein Fenster zu und ließ den Engel stehen.

Also kehrte dieser ihm den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hause und klopfte an. Kaum war dieses geschehen, so klinkte schon der Arme sein Thürchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten und die Nacht über bei ihm zu bleiben. „Es ist schon finster," sagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen." Das gefiel dem Engel, und er trat bei ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die

Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und fürlieb nehmen; sie hätten nicht viel; aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und während diese kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bißchen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der Engel zu ihnen und aß mit.

Als sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen; da wird einer müde!“ „Von Herzen gern,“ antwortete er; „ich will's ihm anbieten“ — ging zu dem Engel und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen lassen. Der Engel wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen; aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte. Sie selbst aber machten sich eine Streu auf der Erde.

2. Am andern Morgen standen sie vor Tage auf und bereiteten dem Gaste ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der Engel aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Da er in der Thüre stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei; das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lange wir leben, gesund sind und unser notdürftiges tägliches Brot haben? Fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der Engel sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da meinte der Mann, ja, wenn das ginge, wär's ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Engel ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues; als dies geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes, neues Haus, wo sonst eine alte Hütte gestanden. Da machte er große Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie das zugegangen ist! Gestern abends stand dort eine elende Hütte, und nun ist's ein schönes, neues Haus; lauf doch einmal hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen aus. Der erzählte ihr: „Gestern abends kam ein Wanderer, welcher Nachtherberge suchte, und heute morgens beim Abschiede hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben, das notdürftige tägliche Brot dazu, und statt unsrer alten Hütte ein schönes, neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort und erzählte ihrem Manne, wie es gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen! Hätte ich nur das gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen; ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Eile,“ sprach die Frau, „und setze dich auf ein Pferd; der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“ Da setzte sich der Mann auf, holte den Engel ein, redete fein und lieblich mit ihm und sprach, er möcht's doch nicht übelnehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen; er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, unter-

dessen wäre er weggegangen; wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ sprach der Engel, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“

Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar. Der Engel sagte, das dürfte er wohl; es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche aber meinte, er wolle sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Da sprach der Engel: „Reite nur heim, und drei Wünsche, die du thust, sollen erfüllt werden!“

3. Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte. Als er so nachdachte und den Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht mehr zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ungeduldig und sprach: „So wollt' ich, daß du den Hals brächest!“ Und als er das Wort ausgesprochen hatte, plump! fiel er auf die Erde, und das Pferd war tot und regte sich nicht mehr, und nun war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stiche lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Hause gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig blieben. Wie er nun in dem Sande dahinging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Mute; der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken; auch war ihm immer noch nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche,“ dachte er bei sich selbst, „so habe ich doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes; das weiß ich im voraus; ich will aber meinen Wunsch so einrichten, daß mir gar nichts übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte.“

Da kam ihm so in die Gedanken, wie es doch seine Frau jetzt gut habe; die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, sie säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken schleppe.“ Und als das letzte Wort aus seinem Munde kam, war der Sattel auf seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen, um auf etwas Großes für den letzten Wunsch nachzudenken. Als er aber ankommt und die Stubenthüre aufmacht, sitzt seine Frau auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden; ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen; nur bleib da sitzen!“ Sie antwortete aber: „Was helfen mich die Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich heraufgewünscht, du mußt mir auch wieder herunterhelfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte, — und er ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe und ein verlornes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

5. Wenn du noch eine Mutter hast.

Friedrich Wilhelm Kaulisch.

1. Wenn du noch eine Mutter hast,
so danke Gott und sei zufrieden;
nicht allen auf dem Erdenrund
ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast,
so sollst du sie mit Liebe pflegen,
daß sie dereinst ihr müdes Haupt
in Frieden kann zur Ruhe legen.

2. Sie hat vom ersten Tage an
für dich gelebt mit bangen Sorgen;
sie brachte abends dich zur Ruh'
und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein,
den sie zum Liebling sich erkoren;
und gaben alle dich schon auf,
die Mutter gab dich nicht verloren.

3. Sie lehrte dich den frommen Spruch;
sie lehrte dich zuerst das Reden;
sie faltete die Hände dein
und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn;
sie wachte über deine Jugend;
der Mutter danke es allein,
wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

4. Und hast du keine Mutter mehr,
und kannst du sie nicht mehr beglücken,
so kannst du doch ihr frühes Grab
mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig Grab!
Für dich die ewig heil'ge Stelle!
O, wende dich an diesen Ort,
wenn dich umtost des Lebens Welle!

6. Was Mutterliebe vermag.

Nach der Freiburger Zeitung.

In einem Dörfchen der Rheinprovinz bewohnte eine arme Familie ein baufälliges Häuschen. Eines Abends safs die Mutter allein am Bette ihres dreijährigen Söhnleins, um es einzuschläfern. Da vernahm sie plötzlich an der Zimmerdecke ein Knistern und Krachen. Sie blickte empor und gewahrte zu ihrem Schrecken, dafs die Decke geborsten sei und einzustürzen drohe. Zur Flucht war keine Zeit mehr. Nun beugte sich die Mutter schnell über

das Bett ihres Kindes, um den Liebling mit ihrem Körper zu schützen. In demselben Augenblicke stürzte auch schon die Decke unter donnerähnlichem Krachen zusammen und begrub Mutter und Kind unter den Trümmern. Was sich im Zimmer befand, wurde zerschlagen und vernichtet. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, eilten sofort die übrigen Hausbewohner herbei und suchten die Verschütteten so schnell als möglich aus der schrecklichen Lage zu befreien. Nach einer langen, bangen Stunde gelang die Rettung. Und siehe da — das Söhnchen lag unversehrt in seiner Wiege; die Mutter aber hatte schwere, lebensgefährliche Verletzungen davongetragen.

7. Der Löwe in Florenz.

Heinrich Bernhardi.

1. „Der Löw' ist los! Der Löw' ist frei!
Die ehernen Bande riß er entzwei! —
Zurück, daß ihr den vergeblichen Mut
nicht schrecklich büßet im eigenen Blut!" —

2. Und jeder suchet mit scheuer Eil'
in des Hauses Innerm Schutz und Heil;
auf Markt und Straßen all umher
ward's plötzlich still und menschenleer.

3. Ein Kindlein nur, das unbewußt
verloren in des Spieles Lust,
fern von der sorglichen Mutter Hand,
saß auf dem Markt am Brunnenrand.

4. Wohl viele schauten von oben herab;
sie schauten geöffnet des Kindleins Grab;
sie rangen die Hände und weinten sehr
und blickten um Hilfe zag umher.

5. Doch keiner wagte, das eigene Leben
um des fremden willen dahinzugeben;
denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
das Verderben, das jeglicher meiden will.

6. Und schon mit der rollenden Augen Glut
erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;
ja, schon erhebt er die grimmige Klau' —
o, qualvoll herzzerreißende Schau!

7. So rettet nichts das zarte Leben,
dem gräßlichen Tode dahingegeben? —
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

8. „Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weih'n?
Unglückliche Mutter, zurück den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!“

9. Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
nimmt sie das unversehrte Kind
in ihren rettenden Arm geschwind.

10. Der Löwe stutzt, und unverweilt
mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte gerührt so jung wie alt
des Mutterherzens Allgewalt

11. und des Leuen großmütigen Sinn zugleich;
doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
sprach still: „Um des eigenen Kindes Leben
hätt' ich mich auch dahingegeben.“

8. Der tote Soldat.

Gabriel Seidl.

1. Auf ferner, fremder Aue
da liegt ein toter Soldat,
ein Ungezählter, Vergessner,
wie brav er gekämpft auch hat.

2. Es reiten viel Generale
mit Kreuzen an ihm vorbei;
denkt keiner, dass, der da lieget,
auch wert eines Kreuzleins sei.

3. Es ist um manchen Gefallnen
viel Frag' und Jammer dort;
doch für den armen Soldaten
gibt's weder Thränen noch Wort'. —

4. Doch ferne, wo er zu Hause,
da sitzt beim Abendrot
ein Vater voll banger Ahnung
und sagt: „Gewiss, er ist tot!“

5. Da sitzt eine weinende Mutter
und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehen um elf!“

6. Zwei Augenpaare schicken,
so heiss es ein Herz nur kann,
für den armen, toten Soldaten
ihre Thränen zum Himmel hinan.

7. Und der Himmel nimmt die Thränen
in einem Wölkchen auf
und trägt es zur fernen Aue
hinüber in raschem Lauf.

8. und giesst aus der Wolke die Thränen
aufs Haupt des Toten als Tau,
dass er unbeweint nicht liege
auf ferner, fremder Au.

9. Kindesliebe.

Pustkuchen-Glanzow.

Ein preußischer Offizier, der sehr reich und aus vornehmer Familie war, hielt sich eine Zeit lang als Werber zu Ulm in Schwaben auf. Endlich bekam er Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren, und bald machte er sich reisefertig.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein junger Mann, um sich anwerben zu lassen. Er war sehr schön gewachsen, schien wohlerzogen und brav; aber wie er vor den Offizier trat, zitterte er an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dieses der jugendlichen Furchtsamkeit zu und fragte, was er besorge. „Ich fürchte, daß sie mich abweisen," versetzte der junge Mensch, und indem er dieses sagte, rollte eine Thräne über seine Wangen. „Nicht doch," antwortete der Offizier, „du bist mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konntest du so etwas fürchten?"

„Weil ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermutlich zu hoch kommen wird."

„Wie viel verlangst du denn?"

„Eine dringende Notwendigkeit zwingt mich, hundert Gulden zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn sie sich weigern, mir so viel zu geben."

„Hundert Gulden ist freilich viel; aber du gefällst mir; ich glaube, daß du deine Pflicht thun wirst, und ich will nicht mit dir handeln. Hier ist das Geld; morgen reisen wir von hier ab."

Er zahlte die hundert Gulden aus; der junge Mensch war entzückt. Er bat darauf den Offizier, noch einmal nach Hause gehen zu dürfen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. Er versprach, in einer Stunde wieder da zu sein. Der Offizier traute dem ehrlichen Gesichte und ließ ihn gehen. Weil er indes in dem Benehmen des jungen Mannes etwas Besonderes bemerkt hatte, schlich er ihm von ferne nach, um zu erfahren, wohin der Angeworbene gehen würde. Er sah ihn stracks nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo der Rekrut anklopfte und eingelassen wurde.

Der Offizier ging ebenfalls hinein, sah alles, was vorging und was den Jüngling bewogen hatte, sich anwerben zu lassen.

Der Vater des letztern saß im Gefängnisse wegen einer Schuld von hundert Gulden, die er nicht bezahlen konnte. Der Sohn hatte sich anwerben lassen, um ihn mit dem Handgelde zu befreien. Sobald er in das Gefängnis trat, redete er mit dem Aufseher und gab ihm die hundert Gulden in Verwahrung. Dann eilte er zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals und verkündete ihm seine Freiheit.

Der Offizier war ihm nachgegangen und sah den ehrwürdigen Greis, der seinen braven Sohn an das Herz drückte und mit seinen Thränen benetzte, ohne ein Wort zu reden. Er konnte es nicht übers Herz bringen, daß ein so guter Sohn seine Freiheit verkaufen sollte; deswegen trat er vor und sagte zu dem Alten:

„Beruhigen sie sich! Ich will sie eines so braven Sohnes nicht berauben; lassen sie mich teilnehmen an seiner edeln That. Er ist frei, und es reut mich die Summe nicht, die er so gut angewendet hat."

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Sohn bat zwar den Offizier, ihn mitzunehmen, und sagte, er möchte einem so guten Herrn nicht gern Schaden verursachen; aber der großmütige Mann bestand darauf, daß er bei seinem Vater bleiben sollte, führte beide an seiner Hand aus dem Gefängnisse und reiste fröhlich von Ulm ab, weil er sich bewußt war, zwei gute Menschen glücklich gemacht zu haben.

10. Vom Undank der Kinder.

Karl Stöber.

Es ist recht und wohl gesagt von alten, weisen Leuten: „Gott, den Eltern und Lehrern kann man nimmer genugsam vergelten.“ Leider wird aber gar oft das Sprichwort wahr, daß „ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater“. So sagt man ein Exempel von einem Vater in Nürnberg. Der hatte sechs Kinder und übergab ihnen alle seine Güter, Haus, Hof, Äcker und alle Bereitschaft und versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren.

Da er nun bei seinem ältesten Sohne eine Zeit lang war, wurde der Sohn sein überdrüssig und sprach: „Vater, mir ist heute Nacht ein Knäblein geboren, und wo jetzt euer Armstuhl ist, soll seine Wiege stehen; wollet ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?“

Da er eine Zeit lang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde der auch sein müde und sprach: „Vater, er hat gerne eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh; will er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?“

Der Vater ging, und da er nun eine Zeit lang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein, wie in einem Taubenschlage, und du kannst dein Mittagsschläfchen nicht machen; willst du nicht zu meiner Schwester, der Käthe? Die wohnt an der Stadtmauer.“

Der Alte merkte, wie viel es geschlagen hatte, und sprach bei sich selbst: „Wohlan, das will ich thun. Ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen. Die Weiber haben ein weicheres Herz.“

Da er aber eine Zeit lang bei seiner Tochter gewesen war, wurde auch sie sein überdrüssig und meinte, es sei ihr immer höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe hinunter müsse. Bei der Schwester Elisabeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zur ebenen Erde.

Damit er in Frieden wegkam, gab ihr der Alte zum Scheine recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde auch sie sein müde und ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier an der Pegnitz wäre zu feucht für einen Mann, der mit Gicht geplagt sei; dagegen ihre Schwester, die Totengräberin bei St. Johannis, hätte eine überaus trockene Wohnung. Der Alte glaubte selbst, sie könne recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lene.

Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu ihm: „Großvater, die Mutter sprach gestern zur Base Elisabeth, für dich gebe es kein besseres Quartier, als in einer Kammer, wie sie der Vater grabe.“ Über diese Rede brach dem guten Alten das Herz, daß er in seinen Armstuhl zurücksank und starb.

St. Johannis nahm ihn auf und ist barmherziger gegen ihn als seine Kinder; denn er läßt ihn in seiner Kammer immer ungehindert schlafen seit dieser Zeit. Darum sagt man im Sprichworte, daß ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater, und gibt den Alten den Rat: „Thue dich nicht aus, ehe du dich schlafen legst!“

11. Die sieben Stäbe.

Christoph v. Schmid.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters miteinander uneins waren. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, diese Uneinigkeit zu benutzen, um die Söhne nach dem Tode ihres Vaters um ihr Erbteil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, welcher dieses Bündel Stäbe zerbricht, zahle ich hundert große Thaler.“

Einer nach dem andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem, vergeblichem Bemühen: „Es ist gar nicht möglich!“

„Und doch,“ sagte der Vater, „ist nichts leichter!“ Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei,“ riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. So lange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.“

Das Haus, die Stadt, das ganze Land
bestehet durch der Eintracht Band.

12. Ein Brief Schillers an seine Schwester.

Weimar, im Mai 1802.

Liebe Schwester!

Ob ich gleich von der Luise keine weitere Nachricht über unsere liebe Mutter erhalten, so kann ich doch nach dem letzten Briefe keine andere erwarten, als die ich längst gefürchtet. Ja, gewiß ist sie längst nicht mehr, die teure Mutter! Sie hat ausgekämpft, und wir müssen es ihr sogar wünschen. O, liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und Euch, Ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O, laßt uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, uns desto näher aneinander schließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unsrer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt; aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben. Grüße den lieben Bruder herzlich! Ich kann heute nichts weiter schreiben. Laß bald einige Worte von Dir hören! Ewig

Dein treuer Bruder
Schiller.

13. Dienertreue.

Karl Heinrich Caspari.

Ein reicher Herr in Polen fuhr zur Winterszeit in einem Schlitten nach dem Städtchen Ostrowo, nur von seinem Knechte Jakob begleitet, der dem Schlitten vorausritt. Ehe sie die Stadt erreichten, mußten sie zuvor durch einen langen, einsamen Wald, und es war bereits Abend. Der Knecht schlug daher dem Herrn vor, in einer Herberge, die am Eingange des Waldes lag, zu übernachten; denn im Walde seien viele Wölfe, und die Untiere seien wegen des harten Winters gar grimmig. Der Herr aber war einer von den wunderlichen, die einen guten Rat, wenn er von einem Knechte kommt, nicht annehmen mögen. Er fuhr ihn an und schrie: „Du bist wohl des Reitens müde! Danach frage ich aber nichts; wir müssen nach Ostrowo, es mag gehen, wie es will!“

Und so ging's vorwärts, was die Pferde laufen konnten. Kaum aber sind sie eine Strecke im Walde, so hört der Herr hinter sich ein lautes Heulen, und als er sich umwendet, sieht er die Wölfe in Rudeln hinter dem Schlitten daherjagen und die vordersten schon ganz nahe.

„Jakob, Jakob!“ ruft er, „die Wölfe, die Wölfe!“

Der treue Jakob erwidert kein Wort, sondern läßt ruhig den Herrn vorausfahren, reitet zwischen den Schlitten und die Wölfe, zieht seine Pistolen und schießt von Zeit zu Zeit unter sie. Damit schreckt er eine Weile die Bestien. Schließlich aber geht das Pulver aus, und als sie nun an den Schlitten heranstürzen, sagt er:

„Herr, ich muß meinen armen Braunen opfern und sehen, daß ich zu euch auf den Schlitten komme, sonst ist alles verloren.“

„Thue, wie du willst,“ sagte der Herr, und im Augenblick war der Jakob vom Pferde und auf den Schlitten gesprungen und hielt sein Pferd am Zaume fest, bis die Wölfe herankamen; dann überließ er's ihnen zur Beute.

Es schien, als sollten die Fliehenden dadurch einen Vorsprung gewinnen; jedoch nicht lange, so war ein Teil der Wölfe wieder hinter ihnen her, und einige schickten sich an, in den Schlitten zu springen. Der Edelmann gab sich verloren. Da sagte Jakob:

„Herr, nun will ich in Gottes Namen auch das Letzte noch für euch thun. Dort sind schon die Lichter von Ostrowo, und ihr könnt das Städtchen erreichen, wenn ich nur auf ein paar Minuten die Bestien euch vom Halse halte. Sorgt für mein Weib und meine Kinder; lebt wohl und denkt manchmal an den armen Jakob!“

Damit zog er den Säbel, sprang aus dem Schlitten und stürzte sich mitten unter die Wölfe. Diese stutzten, fielen ihn aber dann wütend an und übermannten ihn endlich.

Sein Herr war mittlerweile unversehrt entkommen. Schnell nahm er Leute mit sich und eilte in den Wald zurück. Er fand indes nichts mehr als die Gebeine seines treuen Knechtes. Diese sammelte er und ließ sie begraben. Das Weib und die Kinder aber versorgte er väterlich und wurde allen seinen Dienern ein freundlicher, gütiger Herr, klagte es auch oft mit Thränen, daß er nicht ohne bittere Reue an seinen treuen Knecht denken könne.

14. Die fromme Magd.

Bartholomäus Ringwaldt.

1. Die fromme Magd vom rechten Stand
geht fleiſsig ihrer Frau zur Hand,
hält sauber Schüssel, Teller, Tisch,
und folgt stets munter, hurtig, frisch.

2. Sie will nicht haben 's letzte Wort,
stellt jedes Ding an seinen Ort,
ist treu und liebt nicht Putz und Pracht
und hat wohl auf die Kinder acht.

3. Sie will nicht alles hören, seh'n,
bleibt schwatzend nicht am Brunnen steh'n,
und was sie hört und sieht zu Haus,
sie plaudert es nicht weiter aus.

4. Sie hält auf Ehr' und schlieſst die Thür',
schiebt alle Nacht den Riegel für,
verwahrt das Feuer und das Licht
und schlummert in der Kirche nicht.

15. Ein guter Herr.

Wilhelm Örtel v. Horn.

Mendelssohn-Bartholdy war ein großer Meister der Musik, der in unserm deutschen Vaterlande nimmer vergessen werden soll. Wegen seines Edelsinnes erfreute er sich schon bei seinen Lebzeiten allgemeiner Achtung und Verehrung.

Eine Reihe von Jahren, während er in Leipzig wohnte, hatte er einen braven Diener, Namens Krebs, aus Lichtenau bei Lauban in der Oberlausitz gebürtig, Sohn einer armen Witwe, die noch für vier andere Kinder zu sorgen hatte. Krebs war ein guter Mensch und seinem Herrn treu ergeben; aber er zeigte sich auch als ein guter Sohn und Bruder, der seine Lieben daheim nicht vergaß, als es ihm gut ging, und die schweren Sorgen des Mutterherzens dadurch zu erleichtern suchte, daß er dem Mütterlein alle Monate zwei Thaler von seinem ehrlich

verdienten Lohne sandte. Mehrere Jahre hindurch waren diese Kindesgaben der armen Mutter zugeflossen, und oft hatte sie dieselben mit Freudenthränen, mit Dank gegen Gott und mit dem Segensgebete für den lieben Sohn empfangen; da — kam ein Brief von Leipzig an, der von fremder Hand geschrieben war. Zitternd erbricht ihn die Mutter. Er war von Herrn Mendelssohns Hand und enthielt die traurige Nachricht, daß der Sohn gefährlich erkrankt sei und noch einmal sein Haupt an die treue Mutterbrust zu legen wünsche. Zugleich hatte der edle Mann zehn Thaler eingelegt, damit der Mangel an Geld die Reise nicht hindere.

Du armes Mutterherz, welch eine schwere Reise war das für dich! Wie magst du gepocht, gebebt, gebetet haben! — Und doch ruht der gute Sohn schon im kühlen Grabe, als die Mutter die Türme Leipzigs erblickt. Sie kommt an, und Herr Mendelssohn ist's, der sie liebevoll empfängt, der sie sanft vorbereitet auf den schweren Schlag, der mit ihr trauert um den guten Sohn und ihr dann heiligen Trost in die Seele flößt. Er geht mit ihr zu dem teuern Grabe und richtet die Gebeugte auf mit der frohen Hoffnung des Wiedersehens.

Er behält die arme Mutter bei sich, so lange sie bleiben kann und will. Und als sie endlich die traurige Heimreise antritt, händigt er ihr des Sohnes Ersparnisse ein mit neunhundertfünfzig Thalern, legt zwölf Thaler für die Heimreise zu und übergibt der Witwe eine Schrift, in der er ihr verspricht, jeden Monat zwei Thaler zu senden, so lange sie lebe.

Und das hat er redlich gehalten bis zu seinem Tode. Vergelt's ihm Gott droben im Himmel!

16. Sprüche.

Eigner Herd ist Goldes wert.

Du kannst in Ewigkeit so reichen Lohn nicht geben,
daß der ihn nicht verdient, der dich von Kindheit an
in Pflegung hat gehabt und alles dies gethan,
wodurch du hast erlernt wohl reden und wohl leben. *Martin Opitz.*

Ein Kind, das seinen Vater schmäht
und trotzig von der Mutter geht,
wird gleich dem Baume früh entlaubt
und ruft sich Not und Tod aufs Haupt.

Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen,
laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen. *Friedrich Müller.*

Wißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener gibt?
Wo eins dem andern dient, weil eins das andre liebt. *Friedrich Rückert.*

Der Herr muß selber sein der Knecht,
will er's im Hause haben recht.

B. Wirken und Schaffen im Hause.

17. Morgenlied.

Übersetzung von Friedrich v. Schiller.

1. Verschwunden ist die finstre Nacht;
die Lerche schlägt; der Tag erwacht;
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen.

2. Sie scheint in Königs Prunkgemach;
sie scheinet durch des Bettlers Dach,
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.

3. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über diesem Haus gewacht
mit seinen heil'gen Scharen,
uns gnädig zu bewahren!

4. Wohl mancher schloß die Augen schwer
und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
drum freue sich, wer neubelebt
den frischen Blick zur Sonn' erhebt.

18. Morgenstille.

Heinrich Stahl.

Noch umhüllt die Nacht mit ihrem düstern Schleier die weite Welt, und Schlaf und Schweigen ruhen auf der Flur. Nur das Bächlein rauscht unaufhaltsam dahin; eine Welle küßt die andere, daß sie alle wach und bereit sind, den Morgensegen zu beten in ihrer Weise. Dann eilen sie rascher dem Walde zu; die Bäume schütteln die Nachtruhe aus ihren Zweigen und neigen sich leise zu freundlichem Gruße. Da plötzlich stimmt die Nachtigall den Frühpsalm an. Das Echo wird laut, trägt den süßen Hall von Busch zu Busch und erweckt die Vöglein, die noch schliefen, und die Lerche, die zum Himmel steigt, den Morgenstern zu grüßen. Rosig, wie das Antlitz eines blühenden Kindes, erglüht der Himmel; sein Auge wird klar, und ein Strahl seines Lichtes dringt in die Tiefen, daß die Schatten weichen und die Nebel fliehen. Die Morgensonne tritt hervor aus goldumsäumter Wolke; glührote Pfeile zucken auf und nieder und wecken Tauesblitze, wenn sie dahinfahren durch duftige Wiesen. Dann erhebt sich das Gras; die Blumen richten sich empor und schauen mit Dankesthränen im Auge ins holde Sonnenangesicht. Jetzt ist die ganze Schöpfung wach; nur der Mensch ruht

noch in den Armen des Schlummers. Endlich öffnet sich hier ein Fenster, dort eine Thüre — die Morgenglocke hallt durchs Dörflein; ein Ruf nach oben, und der Beter faltet die Hände, und sein Mund stammelt:

Gott, du bist die Liebe!

19. Er muß den weißen Spatzen sehen.

O. Glaubrecht.

Es war ein Bauer, bei dem ging's den Krebsgang von Jahr zu Jahr mehr. Sein Vieh fiel Stück für Stück; seine Äcker trugen nicht die Hälfte von dem ein, was sie tragen mußten, und die Ellenbogen fingen bereits an durch das Wams zu sehen, während der Steuerpfänder und der Pfandverkäufer fast wöchentlich zum Fenster hineinsah und höflich grüßend zu ihm sprach: „Es thut mir leid, Herr Rückwärts, euch inkommodieren zu müssen; aber ich muß meine Schuldigkeit thun." Ihre Schuldigkeit mit Bitten und Raten und Helfen hatten auch bereits die Hausfreunde gethan; aber einer nach dem andern war mit der Erklärung daheim geblieben: „Dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen." Da war aber einer, der hatte das Herz auf dem rechten Flecke; denn er hatte, wie es im Psalm heißt, ein „neues Herz", und das ist bekanntlich nicht nur ein frommes, sondern auch ein kluges. Wie der mit dem Rückwärts einmal hinter dem Glase saß, brachte er wie durch Zufall die Rede auf die Spatzen, erzählte von diesem Gevögel dies und das, wie sie schlau und gefräßig wären, und der Rückwärts nickte dazu und meinte, seine Weizenäcker trügen seit lange nicht mehr so gut; zweifelsohne wär' der Spatzenfraß dran schuld. Der Hausfreund ließ es dahingestellt und fuhr fort: „Aber Nachbar, habt ihr denn schon einen weißen Spatzen gesehen?"

„Nein," gab der Rückwärts zur Antwort, „die hier herumfliegen, sind alle grau."

„Glaub's wohl," sagte darauf der Nachbar, „mit dem weißen Spatzen hat es sein eigen Bewenden. Alle Jahre kommt nur e i n e r zur Welt, und weil er gar absonderlich ist, so beißen ihn die andern, und er muß sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Neste gehen."

„Das wäre!" sagte der Rückwärts, „den muß ich sehen, und gelingt's, so fang ich ihn auch."

Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Bauer auf den Beinen und ging um seinen Hof herum, auch ein Stücklein ins Feld hinaus, ob der weiße Spatz nicht bald vom Neste käme. Aber der wollte nicht kommen, und das verdroß den Bauer; aber noch mehr ärgerte er sich darüber, daß sein Gesinde nicht aus dem Neste wollte, und die Sonne stand schon hoch. Dazu schrie das Vieh in den Ställen vor Hunger, und es war niemand da, der ihm Futter gab.

Indem sieht er einen Knecht aus dem Hofe kommen; der trägt einen Sack auf der Schulter und will schnell zum Hofthor hinaus. Er

eilt ihm nach und nimmt ihm die Last ab; denn in die Mühle sollte sie nicht, sondern ins Wirtshaus, wo der Knecht stark auf der Kreide stand.

Nach dem weißen Spatzen sehend, schaut der Bauer in den Kuhstall hinein, wo eben die Milchmagd einer Nachbarin durchs Fenster die Milch zum Morgenkaffee reicht, und die Milch war nicht mit des Herrn Maß gemessen. „Eine saubere Wirtschaft das!“ denkt der Bauer und weckt scheltend sein Weib und erklärt, das lange Schlafen müsse ein Ende haben oder er wolle nicht Rückwärts heißen. Und bei sich selber denkt er: „Stehe ich frühe auf wie heute, so muß auch das Packvolk auf dem Hofe heraus, und dabei sehe ich am Ende doch den weißen Spatzen, und will's das Glück, so fange ich ihn auch.“

Wie aber der Bauer das etliche Wochen so getrieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weißen Spatzen, sondern dachte allein an seinen Vorsatz, und aus dem Rückwärts ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wiederkam und ihn fragte: „Wie steht's, Gevatter, habt ihr den weißen Spatzen gesehen?“ da lächelte der Bauer und drückte dem Freunde die Hand und sagte: „Gott lohn's euch!“

20. Zu spät!

Karl Enslin.

1. Du wolltest dein Blümlein begießen —
da lag's schon verwelkt dir zu Füßen!
Du kamst zu spät, zu spät!

2. Dann wolltest du füttern dein Vöglein —
da lag's schon verhungert im Tröglein!
Du kamst zu spät, zu spät!

3. Du wurdest zur Arbeit gesendet —
war längst schon von andern vollendet!
Du kamst zu spät, zu spät!

4. Geladen erschienst du zum Feste —
geschieden schon waren die Gäste!
Du kamst zu spät, zu spät!

5. Was hilft nun dein Leid, dein Bedauern,
dein Weinen und Klagen und Trauern?
Es bleibt zu spät, zu spät!

6. Sie nützt nichts, verspätete Reue —
triff richtig in Zukunft das Neue!
Komm nicht zu spät, zu spät!

21. Die drei Hausräte.

Berthold Auerbach.

„Wie fangt ihr's denn an, lieber Nachbar, daß euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts Besonderes an euch und an dem, was bei euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und geben acht auf das Unsrige und halten es zu Rat, so gut es gehen mag, und doch bettet's nicht." Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was schuld daran sein sollte: es wären denn nur meine drei Hausräte, denen ich wohl das alles zu verdanken habe." — „Eure drei Hausräte? Wer sind denn die?" — „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatze." — „Ihr spottet!" — „Es ist mein barer Ernst; denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeischleicht, und da heißt es denn: Aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt es denn: Aufgestanden! Und die Hauskatze putzt sich, wenn ein werter Gast kommt, und da heißt es denn: Aufgerichtet!" — „Ich versteh', Nachbar, was ihr damit sagen wollt. Ihr meint, daß drei Dinge nötig seien, dem Hauswesen aufzuhelfen: Vorsorge gegen alles, was schaden kann; Thätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohlthun." — „Wenn ihr's so nehmen wollt, so ist mir's recht; aber meine Hausräte lob' ich doch drum, daß sie mich jederzeit mahnen, was zu thun ist; ich könnt's sonst leicht vergessen."

22. Der Segen guter Hauswirtschaft.

Nach Adolph Manz.

Jede Haushaltung hat den Zweck, das Leben so behaglich einzurichten, dafs sich die ganze Familie zufrieden und glücklich fühlt und an einem solchen häuslichen Leben ihre Freude hat. Doppelt schwer ist diese Aufgabe zu erfüllen, wenn der Verdienst des Mannes ein geringer ist. Während der Frau des wohlhabenden Mannes ausreichende Mittel und fremde Hilfe zur Verfügung stehen, ist die Frau des kleinen Mannes ganz auf sich selbst angewiesen.

Glücklich ist jedoch selbst die ärmste Familie zu schätzen, wenn ihr eine ausgezeichnete Hausfrau vorsteht. Der Mann kann dann mit frohem Mute am Morgen an die Arbeit gehen. Er weifs, dafs seine sparsame Gattin mit dem sauer erworbenen Lohne gewissenhaft, ja ängstlich wirtschaftet und in seiner Abwesenheit das Hauswesen gut besorgt. Er weifs, dafs er am Mittag und Abend eine, wenn auch einfache, so doch kräftige, wohlzubereitete Mahlzeit zur rechten Zeit und aus saubern Gefäfsen in trauter Gemeinschaft mit Weib und Kind geniefsen kann. Er weifs, dafs er in seiner freien Zeit ein reinliches, behagliches Heim vorfindet, in dem er sich gemütlich erholen kann. Das Bewufstsein, in allen Lagen des Lebens eine treue, wirkliche Gehilfin an seiner Seite zu haben, erleichtert ihm die schwerste Arbeit. Er gibt sich dann doppelte und dreifache Mühe,

um sich dieses schöne Familienleben auch für die Zukunft zu sichern und seine Kinder zu braven und tüchtigen Menschen heranzubilden. Rastloser Fleifs, gröfste Anspruchslosigkeit, wahre, tiefe Gottesfurcht und ein schöner häuslicher Friede walten in einer solchen Familie. Ein festes Band gegenseitiger Liebe umschlingt alle.

Hier, wenn auch in armer Hütte, wohnt das wahre Glück. Und dieses von jedem Menschen im tiefsten Innern heifs ersehnte häusliche Glück gründet sich in erster Linie auf das stille, unermüdliche Sorgen und Walten der tüchtigen Hausfrau.

23. Die ungleichen Brüder.

Johann Peter Hebel.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete. Er sagte immer: »Wo nichts ist, kommt nichts hin.« Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem gröfsern Vermögen zu kommen.

So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: »Was nicht ist, kann noch werden.« Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnis, indem er fleifsig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: »Was nicht ist, kann noch werden« gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleifs und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beifsen und zu nagen hat.

24. Die beiden Pflugscharen.

Georg Meißner.

Von gleicher Art des Eisens wurden in einer Werkstätte zwei Pflugscharen verfertigt. Eine davon kam in die Hand eines Landmannes, die andere ward in einen Winkel gestellt. Erst nach mehreren Monaten erinnerte man sich der letztern, zog sie aus ihrer Ruhe hervor, und siehe, sie war ganz mit Rost bedeckt. Wie erstaunte sie, als sie ihre Gefährtin wiedersah und sich selbst mit ihr verglich! Denn sie fand diese hell und glatt, ja, fast glänzender, als sie anfangs gewesen war. „Ist das möglich?“ rief die verrostete aus; „einst waren wir einander gleich;

was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?" — „Eben diese Ruhe", erwiderte jene, „war dir verderblich. Mich hat Übung und Arbeit erhalten, und diesen verdanke ich die Schönheit, in der ich dich jetzt übertreffe!"

25. Lerne multiplizieren!

Johann Peter Hebel.

Man vergifst im menschlichen Leben nichts so leicht als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag um den andern nur einen Groschen unnötigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen und in dreifsig Jahren 365 Thaler weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag um den andern zwei Stunden unnütz und in Müfsiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahre zu 730 Stunden und in dreifsig Jahren zu 21900 Stunden oder 912 verlorenen Tagen des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 365 Thaler. Die Erde hat 5400 deutsche Meilen im Umkreise. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreifsigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäfte jeden Tag nur eine Stunde anwenden will. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

26. Gute Dienerschaft.

Friedrich Rückert.

Ich habe gute Dienerschaft.
Die Knechte heißen Selbstgeschafft
und Spätzubett und Aufbeizeit,
die Mägde Ordnung, Reinlichkeit.
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
genannt Gebet und gut Gewissen,
die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

27. Der Sparsame und der Geizige.

Gregor Fischers Lesebuch.

Der Sparsame gibt nur für nötige Sachen sein Geld aus; für Putz und Lustbarkeiten hat er wenig übrig; aber deswegen ist er noch kein Geiziger. Dieser sucht andern Menschen so viel als möglich zu verbergen, daſs er reich ist, sucht immer mehr aufzuhäufen, aber nicht, um davon das Leben zu genieſsen, sondern nur, um viel zu haben. In den Besitz toter Schätze setzt er seine Glückseligkeit, ihnen opfert er seine Ruhe und Zufriedenheit. Lachenden Erben spart er auf, was er mühsam zusammengescharrt hat; diese bringen es gewöhnlich schneller durch, als der Geizige daran sammelte. Denn wie gewonnen, so zerronnen!

Selten verschenkt der Sparsame etwas; aber er betrügt auch nicht und verkürzt niemand den verdienten Lohn. Der Geizige sucht sich nicht immer auf rechtmäſsige Art zu bereichern. Wo er kann, verkürzt er dem Taglöhner den sauer erworbenen Verdienst; sich selbst und den Seinigen entzieht er den nötigen Lebensunterhalt und wird jeden Tag ihnen und sich selbst eine gröſsere Plage. Bei allem Überflusse darbt er.

Der Sparsame lebt nicht verschwenderisch; aber was er notwendig braucht, das verschafft er sich. Auf jede erlaubte Art verbessert er seine Lage, und um groſsen Ausgaben vorzubeugen, läſst er einen kleinen Schaden rechtzeitig ausbessern. Der Geizige thut das nicht. Seine Geldgier macht, daſs er manchmal Sachen dem Verderben preisgibt, indem er schadhaft Gewordenes nicht ausbessern läſst, wenn es auch leicht hätte geschehen können.

Den Hilfsbedürftigen entläſst der Sparsame nicht, ohne ihm von dem mitzuteilen, was er auf rechtmäſsige Art sich erworben hat. Der Geizige aber bleibt kalt bei der Not seiner Mitmenschen; er speist den Hilfsbedürftigen mit leeren Worten ab; denn die Leiden seiner Mitmenschen gehen ihm weniger zu Herzen als der Verlust einiger Pfennige.

Den Sparsamen muſs man achten; der Geizige wird verachtet.

28. Das wohlangewendete Geld.

Christoph v. Schmid.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

„Aber wo thut ihr doch euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?“ sagte einmal sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: „Ich zahle mit dem Gelde teils Schulden ab, teils leihe ich es auf Zinsen aus.“ „Ei,“ rief der Dreher, „ihr scherzt! Ihr habt weder Schulden zu bezahlen, noch irgendwo ein Kapital auf Zinsen ausliegen.“

„Es ist doch so,“ sprach der Schreiner; „laßt euch die Sache nur erklären. Seht! All das Geld, das meine guten Eltern seit der Stunde,

in der ich das Tageslicht erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß; das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um sie etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Kapital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, samt den Zinsen zurückbezahlen werden."

„Wie meine Eltern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Eltern zu vergelten, so hoffe ich, werden meine Kinder diese ihre nämliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt."

Wie viel thun gute Eltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder, zahlt es ihnen treulich einst zurück!

29. Der Wegweiser.

Robert Reinick nach Johann Peter Hebel.

1. Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist,
zum vollen Faß? — Im Morgenwind
am Pflug durchs Feld, bis Stern um Stern
am Himmel aufgegangen sind.

2. Man sieht nicht um und bleibt nicht steh'n
und hackt, so lang der Tag noch da.
Zur Scheune dann, zur Küche dann,
und sieh, da haben wir es ja!

3. Weißt, wo der Weg zum Thaler ist?
Der geht dem Pfennig hinterher,
und wer nicht auf den Pfennig sieht,
bekommt den Thaler nimmermehr.

4. Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Geh hübsch dem Werkeltage nach,
die Werkstatt durch, durchs Ackerfeld;
der Sonntag kommt von selbst danach.

5. Am Samstag ist er nicht mehr weit;
was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk' mir: Fleisch zum Sonntagskohl,
vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

6. Weißt, wo der Weg zur Armut geht?
Wo Schenken sind, da sieh nur hin!
Geh nicht vorbei, 's ist guter Wein,
sind nagelneue Karten drin.

7. Im letzten Wirtshaus hängt ein Sack,
und gehst du fort, so häng ihn an!
„Du alter Lump, wie steht dir nicht
der Bettelsack so zierlich an!"

8. Find'st auch ein Schüsselchen von Holz,
verlier es nicht, und — was ich bitt',
wenn du beim Wasser gehst vorbei
und trinken willst, so schöpf damit!

9. Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr',
zu einem guten Alter hin?
Grad aus, grad aus in Mäßigkeit,
in Pflicht und Recht mit stillem Sinn!

10. Und wenn du an dem Kreuzweg stehst
und weißt nicht mehr, wo aus, wo ein,
halt still, frag dein Gewissen erst!
's kann deutsch — gottlob! Drum folg ihm fein!

11. Wo mag der Weg zum Kirchhof sein? —
Was fragst du noch, du liebe Seel'?
Geh, wo du willst! Zum kühlen Grund
führt jeder Weg; du gehst nicht fehl!

12. Doch wandle du in Gottesfurcht!
Das ist mein guter Rat dabei.
Der Ort hat ein geheimes Thor;
dahinter gibt's noch mancherlei!

30. Sprichwörter.

Des Hauses Zier ist Reinlichkeit,
des Hauses Ehr' Gastfreundlichkeit,
des Hauses Segen Frömmigkeit,
des Hauses Glück Zufriedenheit.

Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.

Der Hunger guckt dem Fleiß zuweilen wohl ins Haus;
allein die Arbeit wirft zum Fenster ihn hinaus.

Abends wird der Faule fleißig.

Tanzen, Kartenspiel und Wein reißen große Häuser ein.

Ordnung hilft haushalten.

Gebraucht die Zeit! Sie geht so schnell von hinnen;
doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.

Bis Abend glänzt kein Morgenrot; drum spare beizeiten für Alter und Not.

Der Pfennig, den man erspart, ist besser als der, welcher gewonnen wird.

Im kleinen sparen ist schon gut, wenn man es auch im großen thut.

Gesundheit. Nahrung. Wohnung. Kleidung.

31. Gesundheit ist der größte Reichtum.

Friedrich Krummacher.

Ein junger Handwerker traf einst nach langen Jahren seinen Lehrer wieder, den er immer geliebt und geehrt hatte, und er freute sich; doch sah er unmutig aus und klagte bald dem Lehrer, wie es ihm so übel ergehe. Der und jener, der einst in der Schule neben ihm gesessen, sei jetzt reich an Geld und Gut; aber er selbst sei noch arm und dürftig in dem kleinen Häuschen, das er von seinem Vater geerbt hatte. Da sah ihn der alte Lehrer ernsthaft an vom Kopf bis zum Fuß und sprach: „Bist du denn wirklich so arm? Du stehst ja in voller Gesundheit vor

mir! Siehe, deine rechte Hand, so kräftig und geschickt zur Arbeit, — würdest du sie wohl um tausend Thaler dir abnehmen lassen? Und deine Augen, die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?“ Da schlug der junge Mensch die Augen nieder. „Das würde ich freilich nicht thun,“ sprach er beschämt. — „Nun denn,“ versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist; du hast Güter, die mehr wert sind als Geld und Gut. Sei nur weise, und genieße und nütze sie!“

32. Der Schlaf.

J. Bumüllers Lesebuch.

Der Tag ist dem Menschen zur Arbeit gegeben, die Nacht zur Ruhe; auf die Arbeit folgt Ermüdung, die Muskeln verlieren allmählich ihre Spannkraft, die Sinne ermatten, der Leib und die Seele sehnen sich nach Ruhe. Dann breitet Gott die Schatten der Nacht über die Erde aus, und über die Menschen sendet er den wohlthuenden Schlaf. Das Geräusch des Tages verstummt allmählich, tiefe Stille tritt ein und da geht der fromme Christ noch einmal in sich, denkt nach über sein Thun und Lassen während des Tages, bittet Gott um Verzeihung für das Gute, das er unterlassen und das Böse, das er gethan hat und empfiehlt sich dem Schirm des Allerhöchsten, bevor er sich der nächtlichen Ruhe überläfst. Denn während des Schlafes ist der Mensch so hilflos wie ein Kind in der Wiege; er hört nichts, sieht nichts, empfindet nichts, er kann sich gegen keine Gefahr schützen, ja nicht einmal für sein leibliches Leben sorgen. Aber Gottes Vatersorge wacht über uns; er macht, dafs unsere Augen sich bedecken, dafs die Lunge Atem schöpft, das Blut seinen Kreislauf vollbringt, der Leib neue Kraft sammelt zum kommenden Tagewerke. Wenn das Licht des neuen Tages herannaht, so erweckt uns Gottes Allmacht wieder, und wer in Gottes Namen zur Ruhe gegangen ist, der erhebt sich auch wieder in Gottes Namen, und wenn die Morgenglocke tönt, so dankt er Gott für seinen gnädigen Schutz während der Nacht und bittet ihn um seinen Segen für den neuen Tag und seine Arbeit.

33. Was rein zu halten sei.

Johannes Trojan.

1. Halt rein den Mund
zu jeder Stund!
Unnützes Wort,
schnell ist es fort;
zu andern geht's
geschäftig stets,
facht Zank und Streit,
sät Gram und Neid,
niemandem frommt's,
dann wieder kommt's
zu dir zurück;
mit Feindestück'
fällt es dich an;
als schlechten Mann
macht es dich kund —
halt rein den Mund!

2. Halt rein das Haus!
Kehr tüchtig aus!
's ist nirgends mehr
ein Ort wie der!
Es macht dich so
kein andrer froh
und gibt dir Mut!
Nichts birgt so gut
in Not und Schmach,
als eignes Dach.
Unnützer Gast
macht dir verhaßt,
was sonst dir wert;
von Haus und Herd
treibt er dich aus —
halt rein das Haus!

3. Das Herz halt rein!
Laß nicht hinein,
was schmeichelnd naht
auf krummem Pfad!
Unnütze Lust
in deiner Brust,
klein von Gestalt,
groß wird sie bald.
Und wie sie schwillt,
dein Herz erfüllt:
kein Platz bleibt mehr
für Treu' und Ehr'.
Dann mit der Zeit
wird Lust und Leid
zu bitterm Schmerz —
halt rein das Herz!

34. Die reinliche Wirtin.

Christoph v. Schmid.

Ein Küfer aus der Stadt besserte einem Wirte auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirtin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Nun, Frau Sonnenwirtin, wie geht's?" fragte der Küfer. „Nicht zum besten," sagte die Wirtin. „Die Leute aus der Stadt kehren fast alle bei meinem Nachbar, dem Sternwirte, ein; meinen Wein aber, der offenbar viel besser ist, verschmähen sie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt."

Der Küfer sprach: „Ich könnte es der Frau Wirtin wohl sagen, wenn sie es mir nicht übelnehmen wollte." „Ganz und gar nicht," sagte die Wirtin; „ich sehe es vielmehr als einen Freundschaftsdienst an."

„Nun denn," sprach der Küfer, „so muß ich schon heraus mit der Sprache. Der Sternwirt hat allerdings keine so guten Weine; allein seine Gläser sind hell und rein wie Krystall. Die Frau Sonnenwirtin hingegen hat bessere Weine, aber unreine und von Fliegen beschmutzte Gläser. Nun mag der Wein noch so gut sein, so schmeckt er doch aus einem schmutzigen Glase nicht. Sorge also die Frau Wirtin dafür, daß die Gläser so rein

seien, als ihr Wein gut ist, und daß die Leute auch immer blank geputzte Fenster, Tische und Stubenböden bei ihr finden, so werden bald Gäste genug bei ihr einkehren."

Die Wirtin nahm diese Worte zu Herzen. Es ging sogleich an ein Fegen und Putzen. Alle Geräte wurden gesäubert und nicht der geringste Schmutz mehr geduldet. Kaum hörten dies die Leute in der Stadt, so kamen sie in Menge herbei, um reinen Wein aus hellen Gläsern in einer sauber geputzten Stube zu trinken, und an manchem Tage fanden sich so viele Gäste ein, daß die Wirtin sie kaum unterbringen konnte.

„Seht, Kinder," sagte sie später oft zu ihren Söhnen und Töchtern, „was die Reinlichkeit thut! Sie hat uns wohlhabend und zufrieden gemacht, nachdem wir durch Unreinlichkeit schon bis an den Rand des Verderbens gebracht worden waren."

Dein Haus sei immer hell und rein;
noch mehr soll es die Seele sein.

35. Geduld.

Philipp Spitta.

1. Es zieht ein stiller Engel
durch dieses Erdenland,
zum Trost für Erdenmängel
hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
und milde, sanfte Huld;
o folg ihm stets hienieden,
dem Engel der Geduld!

2. Er führt dich immer treulich
durch alles Erdenleid
und redet so erfreulich
von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
hat er doch guten Mut;
er hilft das Kreuz dir tragen
und macht noch alles gut.

3. Er macht zu linder Wehmut
den herbsten Seelenschmerz
und taucht in stille Demut
das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
allmählich wieder hell,
er heilet jede Wunde
gewiß, wenn auch nicht schnell.

4. Er zürnt nicht deinen Thränen,
wenn er dich trösten will;
er tadelt nicht dein Sehnen,
nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
du murrend fragst: Warum?
so deutet er nach oben,
mild lächelnd, aber stumm.

5. Er hat für jede Frage
nicht Antwort gleich bereit;
sein Wahlspuch heißt: Ertrage!
Die Ruh'statt ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite —
und redet gar nicht viel —
und denkt nur in die Weite,
ans schöne, große Ziel.

36. Der geheilte Patient.

Johann Peter Hebel.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen, gottlob, der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchesmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Appetit, aus lauter Langeweile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und das Nachtessen anfing. Nach dem Abendessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich jeden Tag eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam waren, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln von Pulvern und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihn nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich leben soll wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“

Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte; der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was dem Reichen fehlte, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, ich will dich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schusters Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab und sieben Därme auf einmal entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu, nachts ein Ei und am andern Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lind-

wurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!"

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich am andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte sein Vorreiter sein können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut; der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch. Alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und frühmorgens aufstand, ward es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenns mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt, gottlob, nichts; und wenn ihr so gesund seid, wie ich, so solls mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist geraten, daß ihr meinem Rate gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim Holz sägen, daß es niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen; so könnt ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, ihr seid ein feiner Kauz, und ich verstehe euch wohl," und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

37. Die erste Hilfe bei Verletzungen und Erkrankungen.

Nach Dr. v. Nußbaum.

Es ist von großer Bedeutung, zu wissen, in welcher Weise Verletzten oder Erkrankten die erste Hilfe gebracht werden kann. Oft wird durch ein ganz einfaches Mittel die Heilung erreicht und ein größeres Unglück verhütet.

Die Behandlung der Wunden ist eine verschiedenartige je nach der Art ihrer Entstehung.

Blutende Wunden sollen vor allem anfänglich nicht mit dicken Tüchern umwickelt werden, da hiedurch die Blutung befördert und die Beobachtung der Wunde verhindert wird. Waschungen mit kaltem

Wasser, dem einige Tropfen Arnikatinktur beigemischt sind, leisten immer die besten Dienste, stillen, weil sie die Blutgefäße zusammenziehen, die Blutung und beugen der Eiterung vor. Später umwickle man die Wunde drei- oder vierfach mit benetzten, leinenen Verbandstücken, über die man am besten Guttapercha-Papier legt. Sehr geeignet erweist sich hiezu der Notverband von Prof. v. Nußbaum.

Quetschwunden müssen stark gepreßt oder fest eingewickelt werden.

Bißwunden verdienen besondere Beachtung. Ist Verdacht vorhanden, daß durch den Biß Gift in die Wunde kam, so soll das gebissene Glied sofort oberhalb der Wunde mit einem Taschentuche fest gebunden werden, so daß das Gift mit dem Blute sich nicht vermischen kann. Durch das darauffolgende starke Bluten wird das Gift ausgewaschen. Nach einiger Zeit ist die Wunde mit kaltem Wasser auszuspülen und die Binde wegzunehmen. Kalte Umschläge sind alsdann sehr zweckdienlich.

Bei Ohnmachten tritt das Blut aus Herz und Gehirn zurück; Herzschlag und Puls sind kaum vernehmbar. In diesen Fällen ist die tiefe Lage des Kopfes das beste Heilmittel, weil dadurch dem Gehirn und Herzen wieder Blut zugeführt wird.

Schlaganfälle bewirken dunkelrotes Gesicht und Röcheln, ein Beweis, daß zu viel Blut im Gehirne ist. Der Kranke muß deshalb mit erhöhtem Kopfe gelagert werden. Der Kopf ist kalt zu begießen und abzuwaschen und mit kaltem Umschlage zu belegen, Hände und Füße müssen warm gehalten werden.

Gegen Leibschmerzen ist Kamillen- oder Pfeffermünzthee zu nehmen.

Bei plötzlichen Erkältungen der Luftröhre und der Lunge wirkt wiederholtes Trinken recht heißen Zuckerwassers oder Einatmung von Kamillendämpfen oft günstig, ebenso das Auflegen eines mit Essig und heißem Wasser getränkten Lappens auf die Brust.

Bei entzündetem Halse ist es ratsam, mit einer leichten Alaun- oder Natronlösung zu gurgeln.

In jedem Krankheitsfalle, heiße er wie er wolle, beobachte man, bis der zu rufende Arzt kommt, die goldene Regel: Halte den Kopf kühl, die Füße warm, den Leib offen.

38. Nahrungsmittel aus dem Tier- und Pflanzenreiche.

Nach verschiedenen Verfassern.

Eines der wertvollsten Nahrungsmittel ist das Fleisch. Der Wert desselben besteht in seinem Gehalte an leicht verdaulichem Eiweifs. Das Fleisch gemästeter Tiere enthält etwas weniger Eiweifs als das magerer Tiere, ersteres aufserdem viel Fett und wenig Wasser, letzteres wenig Fett und viel Wasser.

Für die Zubereitung des Fleisches ist es nötig zu wissen, daſs dessen Eiweiſs in kaltem Wasser zum Teil löslich ist, in heiſsem Wasser aber gerinnt und unlöslich wird. Von den übrigen Bestandteilen des Fleisches sind die leimgebenden Stoffe in kochendem Wasser löslich, die Fleischsalze zum Teil auch in kaltem Wasser.

Beim Braten des Fleisches wird dessen Eiweiſs zum Gerinnen gebracht; die sehnigen Stoffe werden in Leim übergeführt.

Für uns ist es ziemlich gleichgültig, ob wir das Fleisch gesotten oder gebraten genieſsen. Für den Haushalt bietet das Sieden mehr Vorteile; zunächst erfordert es weniger Arbeit und Sorgfalt; dann läſst sich die Suppe sehr gut verwerten, um andere Nahrungsmittel, wie Brot, Grieſs, Reis, Gerste u. dgl., als wohlschmeckendes Gericht dem Körper zuzuführen.

Zum Braten eignen sich nur bessere Fleischsorten; geringere werden dabei nicht weich genug.

Ebenso leicht verdaulich wie Fleisch sind Hühnereier; ein Stück hievon besitzt im Durchschnitt denselben Wert wie 40 g fettes Ochsenfleisch. Es ist daher nicht klug, wenn Hausfrauen beim Kochen möglichst Eier einzusparen suchen.

Für Kinder ist Milch die zuträglichste Nahrung, weil sie zum körperlichen Wachstum besonders Eiweiſs brauchen; für Erwachsene ist dieselbe dagegen allein nicht geeignet, weil sie im Verhältnis zu ihrem Eiweiſsgehalt zu wenig Kohlehydrate enthält.

Unter den Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche enthalten die sogenannten Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen) und die Getreidearten (Roggen, Reis, Weizen, Gerste, Hafer) sehr viel Eiweiſs und wenig Wasser; bei den übrigen pflanzlichen Nährstoffen (Kartoffeln, Rüben, sonstigen Gemüsen) ist es jedoch gerade umgekehrt, weshalb auch der Nährwert der letztern sehr gering ist.

39. Der Ofen.

Lesebuch für weibliche Fortbildungsschulen.

Ein schlecht gebauter Ofen gleicht einem Raubtiere. Er braucht viel und nützt wenig. Er heizt wohl den Kamin, aber nicht den Zimmerraum.

An einen guten Stubenofen stellt man folgende Anforderungen: Er soll das Zimmer schnell erwärmen, die Erwärmung dauernd und gleichmäſsig unterhalten, der Gesundheit nicht nachteilig sein, den geringsten Raum einnehmen und möglichst wenig Brennholz brauchen. Ein Ofen aus Eisen gibt Wärme rasch ab, wird aber nach dem Erlöschen des Feuers bald kalt; er trocknet die Luft zu sehr aus. Ein Ofen aus Thon erwärmt zwar langsam, aber dauernd und gleichmäſsig. Er ist dem eisernen Ofen aus Gesundheitsrücksichten vorzuziehen. Je mehr Oberfläche ein Ofen bietet, desto mehr kann er Wärme ausstrahlen. Ein

Ofen, der im Zimmer geheizt wird, befördert den Luftwechsel und ist also der Gesundheit zuträglicher, als einer, dessen Heizung von aufsen geschieht.

Zur möglichsten Ersparung von Brennstoffen ist notwendig, dafs derjenige Teil des Ofens, in welchem das Feuer brennt, keinen gröfsern Raum einnehme, als zur lebhaften Verbrennung des Heizstoffes durchaus erforderlich ist. Die Rohre müssen lang sein, damit ihre Wände viel von der entwickelten Wärme aufnehmen und dem Zimmer mitteilen können. Die Ersparnis an Brennstoff ist um so gröfser, je weniger Luft während der Verbrennung durch den Ofen geht, vorausgesetzt, dafs deren Menge zur vollständigen Verbrennung des eingelegten Brennstoffes hinreicht. Wird der Heizofen zugleich als Kochofen benützt, so läfst sich im Winter viel Brennstoff ersparen, besonders wenn die Feuerung so eingerichtet ist, dafs die Hitze des Feuers am stärksten auf die Kochgeschirre wirkt.

Den Luftzutritt zum Ofen regelt man durch das Ofenthürchen und durch die an demselben angebrachten verstellbaren Luftlöcher oder durch Aschenbehälter und Rost. An den Öfen älterer Art findet sich noch im Rohre eine Klappe angebracht, um den raschen Abzug der Wärme zu hindern; wenn zur Beheizung Kohlen verwendet werden, so muss während des Verbrennungsprozesses die Klappe stets genügend offen bleiben, damit das Kohlenoxydgas zu Kohlensäure verbrennt und nicht als giftige Luftart ins Zimmer dringt.

40. Von den Getränken.

Rudolf Wagner.

Das beste und einfachste aller Getränke ist das Quellwasser. Das Regenwasser kann zwar auch getrunken werden, ist aber bei weitem nicht so erfrischend wie das Quellwasser, welches in der Erde abgekühlt und mit Kohlensäure versetzt wird, die ihm den erquickenden Beigeschmack gibt. Wasser ersetzt alle Getränke, und diese sind alle nur trinkbar und durststillend, weil sie Wasser enthalten.

Und doch ist es merkwürdig, daß es kaum ein Volk gibt, welches sich mit dieser köstlichen Gottesgabe, dem Wasser, begnügt.

Der Wein ist außer dem Wasser vielleicht das einzige Getränk, dessen mäßiger Genuß dem Menschen zuträglich ist, und das auch für Schwache und Kranke ein Labsal abgibt. Deswegen galt auch der Wein schon in den ältesten Zeiten für ein köstliches Getränk, und die ursprünglich in Armenien einheimische Rebe ist nun überall angebaut, wo das Klima ihr Gedeihen zuläßt; sie gedeiht am besten zwischen dem 20. und 50. Breitengrad.

Fast alle Völker bereiten sich noch berauschende Getränke. Die größten Verwüstungen unter allen richtet der Branntwein an. In Nordamerika wurden durch denselben ganze Völkerstämme ausgerottet. Die Kamtschadalen und andere Bewohner Sibiriens bereiten ein berauschendes Getränk aus dem Fliegenschwamme; Obstwein und Bier werden besonders in Deutschland und England getrunken; in Polen macht man aus Honig ein Getränk, aus den Wacholderbeeren in Schweden; Palmenwein trinken die Indier und Afrikaner; aus Reis bereitet man in China Bier, aus Mais in Amerika; Bier durch Gärung mehliger Samen zu bereiten, ist ein sehr altes Verfahren, welches wahrscheinlich in Ägypten zuerst beobachtet wurde, wo der Mangel an gutem Trinkwasser darauf führte. Die alten Spanier, Schweden, Dänen, Deutschen und Engländer, sowie die Gallier benützten zur Bereitung des Bieres vorzüglich Gerste.

Gut gegorenes, nicht zu starkes Bier, mäßig genossen, ist kühlend und magenstärkend.

Sehr verbreitete Getränke sind jetzt die verschiedenen Arten von Aufgüssen und Aufkochungen aromatischer Blumen, Blätter oder Samen, so namentlich der Kaffee und Thee. Beide wirken erwärmend und belebend; im Übermaß und zu stark genossen erzeugen sie jedoch eine nachteilige Aufregung mit Herzklopfen.

Der Gebrauch, zu allen diesen Getränken ein Glas Wasser zu genießen, ist empfehlenswert, da dieses zur Verdünnung und Abkühlung beiträgt. Um eine solche Abkühlung in höherm Grade, besonders bei großer Hitze und im Sommer, zu bewerkstelligen, hat man mehrere Mischungen erfunden, die meist ungefährlich sind: Wein und Wasser, Zuckerwasser, Limonade &c. &c.

Beim Trinken muß stets die Vorsicht beobachtet werden, daß man sich vorher gehörig abkühlt, oder daß die Temperatur der zu genießenden Flüssigkeit der des Körpers möglichst genähert wird. Man kann daher in sehr großer Erhitzung Wasser trinken, wenn man dasselbe, ehe man es schluckt, so lange im Munde behält, bis es durchwärmt ist.

Die dadurch bewirkte Zumischung von Speichel dient auch nicht wenig zur leichtern Verdauung des Getränkes.

Für Kinder ist das gesündeste Getränk das Wasser; Bier und Wein soll ihnen nur selten und in kleinen Mengen, Branntwein aber gar nie gereicht werden.

41. Von Kleidern.

Berthold Auerbach.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riß hast, denkst du oft: „Pah! Das sieht man nicht, und die Leute haben anderes zu thun, als immer alles an mir auszumustern.“ — Du gehst dann frank und frei herum, und es kann oft sein, du hast recht, es sieht niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nun ein schönes Halstuch oder ein frisches Hemd mit weißer Brust oder gar eine goldene Nadel und dergleichen, da gehst du oft mit herausforderndem Blicke hinaus und schlägst die Augen dann nieder, um es nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen lassen und gar nichts thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinst du; aber das ist gefehlt, kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht.

Das eine Mal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das andere Mal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt.

Gerade so ist es auch mit deinen Tugenden und Lastern.

Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch, und keiner sieht sich nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge aber sieht alles, das ist Gottes.

Drum halte dich selber, vor deinem Gotte über dir und deinem Gewissen in dir, in Ehren; dann brauchst du nicht das eine Mal zu fürchten, daß dich alles sieht, und dir dabei etwas vorzulügen, und das andere Mal zu zürnen, daß dich niemand sieht.

42. Sprichwörter und Dichtersprüche.

Gesund Geblüt, frisch Gemüt.

Gesundheit schätzt man erst, wenn man krank ist.

Daß Gesundheit edel sei, muß uns nur die Krankheit weisen,
und der dürre Hunger zeigt uns allein den Wert der Speisen;
off'nes Ohr und klares Aug' preiset recht, wer taub und blind.
Ach, wir kennen Gottes Gaben erst, wenn sie verloren sind.

Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer.

Man soll an keinem Kranken verzagen, so lange er noch atmet.

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu.

Eine Stunde Schlaf vor Mitternacht ist besser als zwei Stunden danach.

Viele Köche verderben den Brei.

Langsam geschürt, schnell gerührt, gut geschmalzen, wenig gesalzen.

Ein guter Tisch ist ein teures Möbel.

Lauter gute Bissen verderben den Magen.

Aus einem reichen Schlecker wird ein armer Lecker.

Sprich, was wahr ist; trink, was klar ist; iß, was gar ist!

Das Purpurkleid ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Der Wäsche Glanz ist der Hausfrau Zier.

Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus.

Aug' und Ohren sind die Fenster und der Mund die Thür ins Haus;
sind nur diese wohl verwahret, geht nichts Böses ein und aus.

C. Feierstunden im Hause.

a) Am Feierabend.

43. Abendbild.

Julius Lohmeyer.

1. In Glut versinkt die Sonne hinterm Walde;
der Nebel steigt; leis zittert durch die Luft
der Grillen Sang, und würz'ger Gräser Duft
durchweht das Thal von frisch gemähter Halde.

2. Die Abendglocken läuten in der Runde;
der Vogel sucht sein Schlafversteck im Strauch;
kühl vom Gebirge weht der Abendhauch,
und tiefe Schatten ruhen schon im Grunde.

3. Die Mäher ziehen heim am Wiesenraine;
umwallt vom Hüttenrauch und Nebelflor,
grüßt dort das Kirchlein aus dem Grün hervor;
die Fenster glimmen noch im Abendscheine.

4. Die Alten sitzen plaudernd auf den Schwellen;
vom Kirchplatz her schallt Kinderlärm und Schrei'n;
vom Anger treibt der Hirt die Herde ein,
und brüllend drängt das Vieh sich nach den Ställen.

5. Der Vollmond steigt herauf. Die Tagesmüden
umfängt mit süßer Ruh' der Schoß der Nacht.
Wohl jedem, der mit frohem Dank erwacht
zu solchem Tag und solchem Lebensfrieden!

44. Das Abendläuten.

Georg Scheurlin.

1. Aus dem fernen Thal, ob des Waldes Saum
ertönen die Glocken im leisen Traum;
sie singen und schwingen wohl auf und zu,
sie läuten den Tag zu seiner Ruh,

2. und läuten sie ein, die stille Nacht;
das hat mir das Herz so weich gemacht,
weil all meiner Jugend Leid und Freud'
erwachet in ihrem Abendgeläut'.

3. Die Seele auf zu dem Sternensaal,
den Himmelsfrieden ins Erdenthal,
den Fremdling heim ins Vaterhaus,
das läuten die Glocken ein und aus.

4. So läuten sie fort bis zur letzten Stund',
dann schliefst sich betend ihr frommer Mund;
doch wann erwachend der Morgen graut,
da werden ja alle von neuem laut.

5. Derweil ich mein Sinnen nach Abend wend',
ist nun der Glocken Läuten zu End'; —
geht alles zu End', nur du nicht allein:
sollst, Gott! du mir eines und alles sein.

45. Winterabend.

Originalbeitrag. Alois Frietinger.

Lieblich ist der Frühlingsabend, wenn das Tagesgestirn zwischen Blüten und goldenem Grün in rosige Dämmerung hinabsinkt; herrlich ist es, wenn zur Sommerzeit der Mond aus dem Birkengrunde steigt und mit fahlem Silberglanze das wald- und kornreiche Gelände erfüllt; ein ergreifendes Ahnen von Scheiden und Meiden beschleicht das Menschenherz, wenn die Oktobernebel aus den Thälern wogen und uns die Herbstsonne durchs rotgelbe Laubwerk ihre letzten Grüße sendet: doch am schönsten ist der deutsche Winterabend.

Fast unmerklich hat sich der kurze, stille Tag in graues Dämmern gewandelt. Die Nebelschleier, die als dichte Wolken und lichte Flocken tagüber im Tannenwalde gehangen, umhüllen Stadt und Dorf. Da schließt man Thür und Laden und freut sich aufs wohlige Stübchen. Längst ist das Sausen der Maschinen, das Ticktack der Dreschflegel und das Klappern der Windmühlen verklungen. In den Stallungen blitzt hier und dort ein Licht; denn da gibt es der hungrig verlangen-

den Mäuler gar viele. Aus den Küchenfenstern leuchtet der rote Schein offener Herdfeuer.

Immer dunkler wird es. Flur und Wald sind in Nacht gehüllt. Die Abendglocke tönt. Da erhellen sich die Stuben. Rasch ist das Nachtmahl eingenommen. Dann sucht sich jung und alt sein liebstes Plätzchen im behaglich durchwärmten Raum. In stiller Ofenecke mag's da manchem wetterharten Burschen passieren, der während des Tages im Holze gearbeitet oder mit schwerer Fuhre verschneite Straßen gezogen, daß ihm das Pfeifchen ausgeht und der Kopf ins Nicken kommt. Desto munterer ist das Weibervolk. Am Spinnrocken sitzen die lachenden Mägde und drehen mit emsigem Fuße die Rädchen oder schwingen die schnurrende Spindel. „Selbstgebaut und selbstgesponnen — das ist das Billigste und Beste!" sagt die wackere Hausmutter. Der Vater sitzt am Tische bei den Kindern und überwacht sie bei der Anfertigung ihrer Schulaufgaben. Dann heißt's wohl: „Nun, Bub', erzähl, was du heute gelernt und gehört hast! Mädel, lies uns vor, was erklärt wurde! Singt uns ein Lied von der Weihnachtszeit!" Und gerne stimmt alles im Kreise mit ein. So strömt der Segen der Schule ins Haus und erhebt fort und fort auch die Herzen der Erwachsenen. Wäre es überall so!

Danach aber kommt das Hauptvergnügen. Die Freude der langen Winterabende heißt im altbayerischen Lande: Erzählen. Am besten aber erzählt überall die Ahne. Wenn die bedächtig ihre Hornbrille aufsteckt und sich mit dem Buch der Bücher oder einer uralten Legende an den Ehrenplatz des Hauses setzt, dann schweigen alle Rädchen und Stimmen, auch die Plappermäulchen der Kleinsten, die in ihren ersten Röckchen mit Hund und Katze am Boden herumkugeln oder andächtig neben der Weihnachtskrippe in der Ecke sitzen. Wie in der Kirche tönt Gottes Wort von dem Munde der Greisin. Dann aber hebt das Erzählen an von der „guten alten Zeit", von wilden Kriegsläuften und Hungerjahren. Uralte Märlein, Sagen, Schnurren und Lieder stehen da wieder auf und pflanzen sich fort in ewiger Jugendfrische im Munde und Herzen des Volkes. Helles Lachen zieht oft durch die Stube, oft leises Weinen. Wenn die alte Schwarzwälderin zum zehnten Schlage ausholt, spricht der Vater den Abendsegen, und alles begibt sich zur Ruhe. Hof und Haus liegt im tiefsten Schlummer. Nur die Uhr an der Wand zählt leise den Schritt der Zeit, und das Schwarzblättchen im Weidenbauer wispert schlaftrunken bisweilen ein halbes Liedlein von Frühlingslust und Sommerfreude.

Draußen aber rauscht die schwarze Nacht durch Flur und Hain. Am dunkeln Himmel sind die goldenen Sternenscharen heraufgezogen. Auf Erden leuchtet nur eine Flamme noch: das „ewige Licht", das seine zitternden Strahlen durch die Bogenfenster des Kirchleins hinaussendet auf die schlummernde Gemeinde. Möge es allen Schläfern auch nach dem mühevollen Lebenstage dereinst leuchten zu einem seligen Auferstehungsmorgen!

b) Im trauten Kreise.

1. Aus Dichtung und Sage.

46. Frisch gesungen.

Adalbert v. Chamisso.

1. Hab' oft im Kreise der Lieben
im duftigen Grase geruht
und mir ein Liedlein gesungen,
und alles war hübsch und gut.

2. Hab' einsam auch mich gehärmet
in bangem, düsterem Mut,
und habe wieder gesungen,
und alles war wieder gut.

3. Und manches, was ich erfahren,
verkocht' ich in stiller Wut,
und kam ich wieder zu singen,
war alles auch wieder gut.

4. Sollst nicht uns lange klagen,
was alles dir wehe thut;
nur frisch, nur frisch gesungen,
und alles wird wieder gut.

47. Aufmunterung zur Freude.

Ludwig Hölty.

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
so lang uns Lenz und Jugend blüh'n?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
die Stirn in düstre Falten zieh'n?

2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
die durch dies Pilgerleben geh'n;
sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
wenn wir am Scheidewege steh'n.

3. Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
noch ist die Laube kühl und grün,
noch scheint der liebe Mond so helle,
wie er durch Adams Bäume schien.

4. Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
dem Jüngling hohe Wonne zu;
noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.

5. O, wunderschön ist Gottes Erde
und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
mich dieser schönen Erde freu'n!

48. Wie es den Sorgen erging.

Gustav Pfarrius.

1. Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
da zogen die Sorgen mit;
vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
sie folgten mir Schritt für Schritt.

2. Doch als wir kamen wohl in den Busch,
begann ein Geflüster sogleich;
die Vöglein riefen: »Ihr Sorgen, husch,
hinaus aus dem grünen Bereich!«

3. Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
ein Windstoss hauchte sie fort,
die Bäume rauschten und schlugen drauf,
sie flohen von Ort zu Ort;

4. und rannten und stiessen die Köpfe sich ein
am Felsen rissig und rauh,
verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
ertranken im duftigen Tau.

5. »Da habt ihr's!« rief ich, von ihrer Not
befreit, in die Lüfte hinaus.
»Da seht ihr, was euch im Walde droht,
ein andermal bleibt ihr zu Haus.«

49. Der Sänger.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herr'n,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
sich staunend zu ergötzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten mutig drein —
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette reichen.

4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen!

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet;
doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen!"

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke!"

50. Erlkönig.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
er hat den Knaben wohl in dem Arm;
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
manch bunte Blumen sind an dem Strand;
meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

4. „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
in dürren Blättern säuselt der Wind." —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
es scheinen die alten Weiden so grau." —

7. „Ich liebe dich; mich reizt deine schöne Gestalt,
und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!" —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind;
er hält in den Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Mühe und Not;
in seinen Armen das Kind war tot.

51. Das Gewitter.

Gustav Schwab.

1. *Urahne, Grofsmutter, Mutter und Kind*
in dumpfer Stube beisammen sind;
es spielet das Kind; die Mutter sich schmückt;
Grofsmutter spinnet; Urahne gebückt
sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. *Das Kind spricht: »Morgen ist's Feiertag;*
wie will ich spielen im grünen Hag;
wie will ich springen durch Thal und Höh'n;
wie will ich pflücken viel Blumen schön;
dem Anger, dem bin ich hold!« —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. *Die Mutter spricht: »Morgen ist's Feiertag;*
da halten wir alle fröhlich Gelag;
ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
dann scheint die Sonne wie Gold!«
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. *Grofsmutter spricht: »Morgen ist's Feiertag;*
Grofsmutter hat keinen Feiertag;
sie kochet das Mahl; sie spinnet das Kleid;
das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt'!« —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. *Urahne spricht: »Morgen ist's Feiertag;*
am liebsten morgen ich sterben mag;
ich kann nicht singen und scherzen mehr;
ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
was thu' ich noch auf der Welt?« —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. *Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;*
es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Grofsmutter, Mutter und Kind
vom Strahl miteinander getroffen sind;
vier Leben endet ein Schlag —
und morgen ist's Feiertag.

52. Das Glück von Edenhall.

Ludwig Uhland.

1. Von Edenhall der junge Lord
läßt schmettern Festdrommetenschall;
er hebt sich an des Tisches Bord
und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
des Hauses ältester Vasall,
nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
das hohe Trinkglas von Krystall,
sie nennen's das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
schenk Roten ein aus Portugal!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
und purpurn Licht wird überall;
es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: ‚Kommt dies Glas zu Fall,
fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!‘

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
dem freud'gen Stamm von Edenhall;
wir schlürfen gern in vollem Zug,
wir läuten gern mit lautem Schall;
stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

6. Erst klingt es milde, tief und voll,
gleich dem Gesang der Nachtigall,
dann wie des Waldstroms laut Geroll;
zuletzt erdröhnt wie Donnerschall
das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
sich den zerbrechlichen Krystall;
es dauert länger schon, als recht.
Stoßt an! Mit diesem kräftigen Prall
versuch' ich das Glück von Edenhall!“

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
springt das Gewölb' mit jähem Knall,
und aus dem Riß die Flamme dringt.
Die Gäste sind zerstoben all
mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Einstürmt der Feind, mit Brand und Mord,
der in der Nacht erstieg den Wall;
vom Schwerte fällt der junge Lord,
hält in der Hand noch den Krystall,
das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
der Greis, in der zerstörten Hall';
er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
er sucht im grausen Trümmerfall
die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand“, spricht er, „springt zu Stück;
die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück;
in Splitter fällt der Erdenball
einst gleich dem Glücke von Edenhall.“

53. Siegfried.

Johannes Niklas' Lesebuch.

Siegfried, der kühne Held von Xanten, hatte sich mit seiner Gemahlin Kriemhilde nach Worms zu König Gunther begeben. In festlicher Freude verbrachten sie dort zehn Tage. Am elften, vor der Vesperzeit, als eben das Ritterspiel auf dem Hofe anhebt, sitzen Kriemhilde und die Gemahlin Gunthers, Brunhilde, beisammen. Da rühmt Kriemhilde ihren Mann, wie er so mutig sei vor allen Recken.

Brunhilde, deren Neid durch diese Worte erregt war, entgegnete, daſs er aber doch nur ein Lehensmann Gunthers sei. So eifern sie mit kränkenden Worten.

Und als man zur Vesper in die Kirche geht, da geraten beide miteinander in einen harten Wortwechsel. Zorn und Ärger erpressen Brunhilde bittere Thränen; vor Grimm und Rache glüht ihre Seele,

und nicht eher läſst sie ab, ihren Gatten zu bestürmen, als bis dieser zu Siegfrieds Ermordung seine Einwilligung gibt. In dem grimmen Hagen findet sie ein williges Werkzeug für ihre Rache.

Auf dessen treulosen Rat wurde eine groſse Jagd veranstaltet. Kriemhilde, der schreckliche Träume Unheil verkündet hatten, bat beim Abschied Hagen, über Siegfrieds Leben zu wachen. Sie vertraute ihm an, daſs Siegfried nur an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, und um diese Stelle zu bezeichnen, nähte sie nach Hagens Rat auf das Gewand ihres Mannes ein rotes Kreuzchen.

Im Wasgenwalde fand die Jagd statt. Siegfried zeichnet sich durch Mut und Kühnheit vor allen aus; kein Tier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer. Schon wird zum Imbiſs geblasen. Da jagt Siegfried noch einen Bären auf. Er springt vom Rosse, läuft dem Tiere nach, fängt es lebendig und bindet es an seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte. Herrlich ist sein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu spannen vermag, reich der Köcher, von Gold das Hifthorn. Als er abgestiegen, läſst er den Bären los, der durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwerte erschlagen wird.

Die Jäger setzen sich zum Mahle; Speise bringt man genug, aber die Schenken säumen. Hagen gibt vor, er habe gemeint, das Jagen solle heut' im Spessart sein, dorthin habe er den Wein gesandt. Doch in der Nähe sei ein kühler Brunnen. Zu diesem verabredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie beginnen den Wettstreit. Wie zwei Panther laufen sie durch den Klee. Siegfried, all sein Waffengerät mit sich tragend, erreicht den Brunnen zuerst. Wie er sich zur Quelle neigt, faſst Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und stöſst ihn dem Helden durch den Rücken, gerade an der Stelle, welche das Kreuz bezeichnete. Dann flieht er, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried springt auf, die Speerstange ragt ihm aus der Wunde. Den Schild rafft er empor; denn Schwert und Bogen trug Hagen weg. So ereilt er den Mörder und schlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dann weicht dem Helden Kraft und Stärke, und blutend sinkt er in die Blumen. Totwund beginnt er auf die zu schelten, die mit Untreue seinen Tod geraten. „Wehe, ihr Feiglinge, was helfen nun meine Dienste, da ihr mich erschlagen habt! Ich war euch stets treu und sterbe nun daran, ihr habt sehr übel an euern Freunden gehandelt!"

Alle Ritter eilten jetzt herbei zu der Mordstätte, und vielen von ihnen schien es ein Tag des Unheils, und die nur irgend Treue im Herzen hatten, von denen wurde er beklagt. Auch der Burgundenkönig Gunther läſst einen Klagelaut vernehmen. Da sprach aber der Sterbende: „Es thut nicht not, daſs der um Schaden weint, durch

den man ihn gewann; viel besser stände ihm, solches zu unterlassen. Hätte ich die mörderische Art an euch erkannt, so hätte ich wohl mein Leben vor euch gewahrt. Mich dauert nichts auf Erden so sehr als Frau Kriemhilde, mein Weib. Wollt ihr, König, noch auf dieser Welt an jemand Treue pflegen, so lasst Kriemhild eurer Gnade empfohlen sein und lasst sie des geniessen, dass sie eure Schwester ist!" Nachdem er so gesprochen, ringt er den Todeskampf, doch nicht lange, da ihn zu tief die Todeswaffe getroffen hat.

Als der Held tot war, legte man ihn auf einen Schild von rotem Golde, und als es Nacht geworden war, kehrte man zurück nach Worms, und der grimme Hagen legte den Erschlagenen der nichts ahnenden Kriemhilde vor die Thüre ihres Schlafgemachs. Dort findet ihn, als man zur Mette läutet, der Kämmerer, ohne ihn zu kennen. Er meldete es Kriemhilden, die eben mit ihren Frauen zum Münster gehen wollte. Sofort ahnt sie, dass es Siegfried ist, noch ehe sie ihn gesehen hat; sie sinkt zur Erde mit gellendem Schmerzensschrei.

Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster ausgestellt; drei Tage und drei Nächte wacht Kriemhilde bei ihm. Als er zu Grabe getragen wird, da erhebt sie noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weissen Hand, um den Toten zu küssen, und ihre Augen weinen blutige Thränen.

54. Der Rattenfänger von Hameln.

Ferdinand Bäßler.

a.

Im Jahre 1284 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalb er Bunting soll geheißen haben. Er gab sich für einen Rattenfänger aus und versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog nun ein Pfeifchen heraus und pfiff; da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wären keine zurück, ging er hinaus, und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni, auf Johannis und Pauli Tag, morgens sieben Uhr, nach andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers, erschrecklichen Angesichts, mit einem roten, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein, vom vierten Jahr

an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Alle folgten ihm nach, und er führte sie in einen Berg, in dem er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweise vor alle Thore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund' an wurden Boten zu Wasser und zu Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder oder auch nur etliche gesehen; aber alles vergeblich. Es waren im ganzen hundertunddreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären, das stumme aber den Ort gewiesen, obgleich es nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, durch welche die Kinder zum Thor hinausgegangen, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die bungelose, weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, in dem die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg; dort wurden links und rechts zwei Steine in Kreuzform aufgerichtet. Einige sagten, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

b.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
der vielgereiste Rattenfänger,
den diese altberühmte Stadt
gewiß besonders nötig hat.
Und wären's Ratten noch so viele,
und wären Wiesel mit im Spiele:
von allen säubr' ich diesen Ort,
sie müssen miteinander fort.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
mitunter auch ein Kinderfänger,
der selbst die wildesten bezwingt,
wenn er die goldnen Märchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
und wären Mädchen noch so stutzig:
in meine Saiten greif' ich ein,
sie müssen alle hinterdrein.

Wolfgang v. Goethe.

55. Tell.

Nach Grube.

In der Schweiz waltete einst, als dieses Land noch zu Österreich gehörte, einer der härtesten Landvögte des Kaisers, Namens Geſsler. Zu Altdorf lieſs er einen Kaiserhut auf eine Stange setzen und befahl dem Volke, demselben Ehrerbietung zu erweisen.

Tell aber, ein freiheitbegeisterter Mann, ging mit seinem Söhnchen ohne Ehrengruſs an dem Hute vorüber. Da ergriffen ihn die aufgestellten Wächter, um ihn ins Gefängnis zu bringen. Tell bat, ihn gehen zu lassen, aber vergebens;

auch seine Landsleute, die auf den Hilferuf des Knaben herbeigeeilt waren, forderten umsonst seine Freilassung.

Schon war man im Begriff, Tell mit Gewalt zu befreien, da erschien Geſsler auf dem Platze. Als er vernommen hatte, was geschehen war, verlangte er von Tell, den er als einen Meister im Armbrustschieſsen kannte, er solle einen Apfel vom Haupte seines Knaben schieſsen; fehle er ihn auf den ersten Schuſs, so sei sein Kopf verloren. Inständig bat Tell, die Ausführung der fürchterlichen That nicht von ihm zu fordern; auch die Landsleute flehten um Gnade für ihn. Geſsler aber blieb hart. Unerschrocken bat darauf der Knabe seinen Vater, nur getrost zu schieſsen; er fürchte sich nicht. Da ergriff Tell verzweiflungsvoll den Bogen, nahm zwei Pfeile aus dem Köcher, schoſs mit dem einen und traf mitten in den Apfel. Geſsler aber, der den zweiten Pfeil bemerkt hatte, fragte ihn, wozu er denselben habe benutzen wollen, und sicherte ihm, um die volle Wahrheit zu hören, das Leben zu. »Mit diesem Pfeil durchschoſs ich euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,« rief Tell erregt. Sofort lieſs der Landvogt ihn binden und führte ihn mit sich über den Vierwaldstättersee; denn er wollte ihn in das Gefängnis nach Küſsnacht bringen. Als sie aber mitten auf dem See fuhren, erhob sich der Föhn, und die Wellen schlugen so hoch auf, daſs dem Landvogte bang ward um sein Leben. In solcher Todesnot lieſs er dem Tell, welcher gebunden dalag, die Fesseln lösen, auf daſs der im Rudern erfahrene Mann ihn errette. Tell führte das Fahrzeug mit Macht gegen Wind und Wetter; wie sie aber um den Axenberg kamen und Tell eine Felsplatte sah, drückte er das Schiff hart daran, ergriff rasch seinen Bogen und sprang ans Land. Dem Schiffe jedoch gab er mit kräftigem Fuſs einen Stoſs, daſs es wieder in den Strom fuhr.

Ehe Geſsler ans Ufer kam, war Tell schon über die Berge und wartete in dem Engpaſs bei Küſsnacht auf ihn. Da kam der Vogt geritten, Böses sinnend; Tell spannte seine Armbrust, und der Pfeil flog ins Herz des Wüterichs so daſs er tot niederfiel.

---

2. Lustige Geschichten. Rätsel.

---

56. Die Katzen und der Hausherr.

Magnus Lichtwer.

1. Tier' und Menschen schliefen feste,
selbst der Hausprophete schwieg,
als ein Schwarm geschwänzter Gäste
von den nächsten Dächern stieg.

2. In dem Vorsaal eines Reichen
stimmten sie ihr Liedchen an,
so ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

3. Hinz, des Murners Schwiegervater,
schlug den Takt erbärmlich schön,
und zween abgelebte Kater
quälten sich, ihm beizusteh'n.

4. Endlich tanzen alle Katzen,
poltern, lärmen, daß es kracht,
zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
bis der Herr im Haus erwacht.

5. Dieser springt mit einem Prügel
in dem finstern Saal herum,
schlägt um sich, zerstört den Spiegel,
wirft ein Dutzend Schalen um,

6. stolpert über ein'ge Späne,
stürzt im Fallen auf die Uhr
und zerbricht zwo Reihen Zähne.
Blinder Eifer schadet nur.

57. Das Schlaraffenland.

Hans Sachs.

Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
den faulen Leuten wohl bekannt,
die liegt drei Meilen hinter Weihnachten.
Ein Mensch, der da hinein will trachten,
muß sich des großen Dings vermessen
und durch einen Berg von Kuchen essen,
der ist wohl drei Meilen dick;
alsdann ist er im Augenblick
in demselbigen Schlaraffenland.
Da hat er Speis' und Trank zur Hand;
da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
von Lebkuchen Thür und Fensterladen.
Um jedes Haus geht rings ein Zaun,
geflochten aus Bratwürsten braun;
vom besten Weine sind die Bronnen,
kommen einem selbst ins Maul geronnen.
An den Tannen hängen süße Krapfen,
wie hier zu Land die Tannenzapfen;
auf Weidenbäumen Semmeln steh'n,
unten Bäche von Milch hergeh'n,
in diese fallen sie herab,
daß jedermann zu essen hab'.
Auch schwimmen Fischlein in den Lachen,
gesotten, gebraten, gesalzen, gebachen,
die gehen bei dem Gestad' so nahe,
daß man sie mit den Händen fahe.
Auch fliegen um, das mögt ihr glauben,
gebratene Hühner, Gäns' und Tauben;
wer sie nicht fängt und ist zu faul,
dem fliegen sie von selbst ins Maul.
Die Schweine, fett und wohlgeraten,
laufen im Land umher gebraten;
jedes hat ein Messer im Rück',
damit schneid't man sich ab ein Stück
und steckt das Messer wieder hinein.
Käse liegen umher wie die Stein'.
Ganz bequem haben's die Bauern;
sie wachsen auf Bäumen an den Mauern;
sind sie zeitig, so fallen sie ab,
jeder in ein Paar Stiefel herab.
Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
mit dem ist es also bewandt:
Wer da häßlich ist oder alt,
der badet sich jung und wohlgestalt'.
Bei den Leuten sind allein gelitten
mühelose, bequeme Sitten.
So zum Ziel schießen die Gäst',
der am weitesten fehlt, gewinnt das Best';

m Laufen gewinnt der letzte allein.
Das Schlafrocktragen ist allgemein.
Auch ist im Land gut Geld gewinnen;
wer Tag und Nacht schläft darinnen,
dem gibt man für die Stund' einen Gulden;
wer wacker und fleißig ist, macht Schulden;
dem, welcher da sein Geld verspielt,
man alles zweifach gleich vergilt,
und wer seine Schulden nicht gern bezahlt,
auch wenn sie wär'n eines Jahres alt,
dem muß der andre doppelt geben.
Der, welcher liebt ein lustig Leben,
kriegt für den Trunk ein' Batzen Lohn.
Für eine große Lüge gibt man eine Kron'.
Verstand darf man nicht lassen seh'n,
aller Vernunft muß man müßig geh'n;
wer Sinn und Witz gebrauchen wollt',
dem wär' kein Mensch im Lande hold;
wer Zucht und Ehrbarkeit hätte lieb,
denselben man des Landes vertrieb';
und wer arbeitet' mit der Hand,
dem verböt' man das Schlaraffenland.
Denn wer träg ist und will nichts lern',
der kommt im Land zu großen Ehr'n;
und wer der Faulste wird erkannt,
derselbe ist König im Land.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
grob, unverständig zu aller Frist,
aus dem macht man im Land einen Fürsten.
Wer gerne ficht mit Leberwürsten,
aus dem ein Ritter wird gemacht;
und wer auf weiter gar nichts acht'
als auf Essen, Trinken und Schlafen,
aus dem macht man im Land einen Grafen.
Wer also lebt, wie obgenannt,
der ist gut im Schlaraffenland,
in einem andern aber nicht.
Drum ist ein Spiegel dies Gedicht,
darin du siehst dein Angesicht.

58. Die Rätsel der Elfen.

Friedrich Rückert.

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
vertreiben mit Reden die lange Nacht;

sie legen sich lustige Rätsel vor,
die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.

Und wenn ein Windzug dazwischen geht,
so sind samt den Elfen die Rätsel verweht. —

Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.

Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unseren Häuptern rollt.

Wo quillt die Thrän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewußt.

Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in den Lüften fließt.

Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus einem Stück.

Die Flut, die im stetesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.

Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.

Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibet und weiß es nicht.

Wer sah nie von innen sein eigenes Haus?
Die Schnecke und kommt doch niemals heraus.

Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.

Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.

Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen; denn es macht ihn wund.

Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.

Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.

Was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der treibt sie hin und her.

Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.

Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.

Und wer, wenn die Erde bebt, kann steh'n?
Wer nicht fürchtet unterzugeh'n.

Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weil's bergunter hat leichtern Lauf.

Warum trägt Kürb'sse der Eichbaum nicht?
Daß sie dir nicht fallen aufs Angesicht.

Wozu hat der Gaul vier Füße empfah'n?
Damit er mit vieren stolpern kann.

Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.

Wer löset alle Rätsel auf?
Wer immer was weiß, das sich reimet drauf.

Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich nichts weiter hören will.

59. Ein Rätselstrauß.

Von vorn gelesen ist's im Menschen
bis zu dem letzten Atemzug;
verkehrt, da flieht es vor der Sonne
aus Thales Gründen in raschem Flug.

Man läßt ihn sprechen,
man läßt ihn stechen;
es ist ein Vogel
und ein Gebrechen.

Ein Augenblick ist meine Zeit;
doch kann ich viel verrichten
und Werke für die Ewigkeit
in einem Nu vernichten.
Stumm bin ich stets, allein mein Sohn,
der ist zum Lärm geboren,
von seiner Stimme Riesenton
erzittern Herz und Ohren.

Ich bin das Nützlichste für dich wohl auf der Erde,
doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde.
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszusteh'n;
ich muß durchs Wasser jetzt und dann durchs Feuer geh'n,
und alles, was man mir nur Hartes angethan,
beschließt das Messer und der Zahn.

Kein Silber, kein Gold kann heller,
kein Vogel in Lüften kann schneller,
kein Pfeil durchdringender sein.
Verwahrt ihr auch Fenster und Riegel,
nicht brech' ich die Stäbe und Siegel,
doch überall komm' ich hinein.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
doch ziert's des größten Kaisers Hand?
Es ist gemacht, um zu verletzen,
am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden;
niemand beraubt's und macht doch reich;
es hat den Erdkreis überwunden,
es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
die ält'sten Städte hat's erbaut;
doch niemals hat es Krieg entzündet,
und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Es liegt vor dir am Platze hier,
gehöret dein — was dein mag sein?
Mach's auf mit Mut und schaue gut:
Ein Schatz für's Leben ist dir gegeben!

II.

Im weitern Kreise.

Berufsleben. Verkehr mit dem Nächsten. Öffentliches Leben.

a. Berufstreue. Arbeitsamkeit.

60. Berufstreue.

Johann Gottfried Herder.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
scheiterte das Schiff. Die Edeln retten
sich im Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?“
riefen sie. Er war des Schiffes Priester.
„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim!“ sprach er von dem Borde.
„Meine Pflicht beginnt, die eure endet.“
Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
höret ihre Sünden, ihre Buße,
ihr Gebet und wehret der Verzweiflung,
labet sie — und geht mit ihnen unter.

61. Segen der Pflicht.

Friedrich Julius Hammer.

1. Es ist ein tiefer Segen,
der aus dem Wort dir spricht:
„Erfülle allerwegen
getreulich deine Pflicht!“
Das nehme wahr dein Wille,
wie gleichen Pendelschlag,
der nur erst, schweigt er stille,
die Ruh' dir stören mag. —

2. Welch Ziel du magst erstreben,
sei's nah, sei's hoch und fern, —
weiht nicht die Pflicht dein Leben,
so fehlt dein guter Stern:
der Stern, der wunderhelle,
mit reinem Himmelslicht
von seiner ew'gen Quelle
dir zum Gewissen spricht. —

3. Das Glück mag bilden, ründen,
erhöh'n und Schmuck verleih'n;
doch muß, um fest zu gründen,
die Pflicht geschäftig sein;
du freust dich an Gestalten,
du nennst mit Stolz, was dein;
doch wahren und erhalten,
das kann die Pflicht allein.

4. Wie sie mit freud'gen Sorgen
ihr Tagwerk gestern that,
so thut sie's heut und morgen
und nimmt von sich nur Rat.
Der Lüg' und allem Schlechten
geht sie bedacht vorbei;
Schritt hält sie mit dem Rechten
und dienend ist sie frei.

5. O, halte sie in Ehren,
die fromme Schaffnerin!
Sie birgt noch im Entbehren
dir köstlichen Gewinn
und rettet dir aus trüber
Bedrängnis dieser Welt,
was übers Grab hinüber
dir Wort und Treue hält.

62. Meister Hämmerlein.

Schlez.

Vor dreifsig und etlichen Jahren starb in einem preufsischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hiefs er nicht anders als Meister Hämmerlein.

Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand, vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

Wie wäre denn das zugegangen?

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte blofs ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

Und blofs für ein bifschen Hämmern?

Blofs für ein bifschen Hämmern! An einer Gartenthüre, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett herab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges daher. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, dafs der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl

zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden; aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein paar Stunden darauf ging der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm wieder der junge Mensch ins Gesicht. Er safs ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. »Ei, willkommen!« rief der Schulze. »Treffen wir uns hier, guter Freund?« Der junge Mann stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wufste nicht, woher die Bekanntschaft kam. »Ist er nicht der junge Wanderer,« fragte der Schulze, »der diesen Abend da draufsen am Wege das Brett einer Gartenthür fest gemacht hat?« — »Ja, der bin ich.« — »Nun gut, so kommt, Nachbar Hans,« sagte der Schulze zu dem Eigentümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, »kommt und bedankt euch bei dem wackern Fremdling! Er hat im Vorbeigehen eure zerbrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht.« — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben den Schulzen traulich zu dem Fremdling, und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mufste bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Tierarzneikunde und im Beschlage gab, so war nur eine Stimme für ihn: »Dieser und kein andrer soll Gemeindeschmied werden.« Man schlofs den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedmeister eines grofsen Dorfes, das er wenige Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nur noch einer: »Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!«

Zu seiner Besoldung gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüsepflanzen bestellte. Da er den Acker zum erstenmale in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen.

»Warum füllt ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?« fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche ihm den Acker zeigten. — »Je,« sagten diese, »man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen.« — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, dafs er, der selbst kein Gespann hielt, für andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herwege in die Löcher zu werfen, und in einigen Jahren waren sie ausgefüllt.

— »Seht ihr's,« sagte er nun, »hätte jeder von euch, der leer die Strafse fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden.«

63. Der einsame Baum.

Julius Lohmeyer.

1. Schaut hier den Stamm, den alten,
im eignen Schattenrund,
zerspellt und blitzgespalten,
zerklüftet bis zum Grund.

2. Doch tief im Kerne blieb er
gesund und lebensstark,
und mächt'ge Sprossen trieb er
hervor aus tiefstem Mark.

3. Vier Riesenarme langen
kühn in des Himmels Blau
und tragen laubumhangen
des Astwerks prächt'gen Bau.

4. Ein steingefaßter Bronnen
am Fuß des mächt'gen Baums
durchhaucht mit kühlen Wonnen
die Luft des Dämmerraums.

5. Wenn rings im Heidelande
die kahle Flur verdorrt,
ragt er im Sonnenbrande
als letzter Schattenhort.

6. Fern winkt dem Wandersmanne
sein gastliches Revier,
in seinem kühlen Banne
aufatmen Mensch und Tier.

7. In seiner Laubnacht Dämmern
die Schar der Schnitter ruht,
sucht Schutz mit seinen Lämmern
der Hirt in Mittagsglut.

8. Es schallt durch seine Krone,
bis müd' die Sonne schied,
zum Preis ihm und zum Lohne
der Vöglein schmetternd Lied.

9. Weitschirmend ragt und labend
sein Stamm, an Segen reich. —
Heil jedem Lebensabend,
o Baum, der deinem gleich!

64. Von der Arbeit.

Nach M. Block.

Arbeiten heifst seine Kräfte anstrengen, dafs ein nützlicher Erfolg dadurch erzielt wird. Es ist dies sicher etwas anderes, als nur Beine und Arme bewegen. Man kann auch beim Spielen, namentlich wenn es sich um Kunststücke handelt, grofse und ermüdende Anstrengungen machen; die Arbeit ist aber immer auf einen nützlichen Zweck gerichtet, sie will schaffen, erzeugen. Die einen schaffen, indem sie den Boden bearbeiten und seinen Ertrag einernten, andere bearbeiten das Eisen, das Holz, spinnen, weben oder erzeugen sonstige Gegenstände des Gewerbefleifses auf tausenderlei Wegen; wieder andere verwenden ihre Arbeit auf die Fortschaffung dieser Gegenstände, auf ihre Verpackung und Aussonderung u. s. w.

Auch der Lernende arbeitet. Er schafft sich Kenntnisse und Einsichten und wird dadurch zu einem unterrichteten und guten Menschen, dem es leicht gelingt, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und in ehrlicher Arbeit sich und seinen Nebenmenschen nützlich zu sein. Der Lehrer arbeitet, indem er unterrichtet, der Arzt, indem er heilt. Ja, man arbeitet sogar, indem man Gegenstände herstellt, welche zum bloſsen Vergnügen anderer dienen, weil es jedem erlaubt ist und gut thut, sich Erholung zu verschaffen, wenn er fleiſsig gearbeitet hat.

Das sogenannte goldene Zeitalter, in welchem die Menschen mühelos und herrlich zugleich lebten, ist eine Fabel. Zwar wachsen die Bäume von selbst; wenn sie indes gute Früchte tragen sollen, muſs man sie pfropfen und beschneiden und auf sie achten. Alles dies erfordert aber Arbeit. Nie wuchs oder schnitt sich das Korn von selbst, nie wurde das Brot von selbst. Man muſs den Boden pflügen, Dünger aufbringen und guten Samen ausstreuen; man muſs den Acker in verschiedener Weise bearbeiten, damit die Ähren groſs und die Körner schwer werden.

Es bedarf nur weniger Überlegung, um zu finden, daſs wir Nahrung, Kleidung, Wohnung und die tausenderlei Bedürfnisse, die unser Leben angenehm gestalten, nur der Arbeit, zu der uns Gott berufen hat, verdanken. Die Arbeit ist eine Notwendigkeit.

65. Der Wanderer und der Bach.

Martin Greif.

Wohin, o Bächlein, schnelle?
„*Hinab ins Thal.*“
Verhalte deine Welle!
„*Ein ander Mal.*“

Was treibt dich so von hinnen?
„*Ei, hielt ich je?*“
Willst du nicht ruh'n und sinnen?
„*Ja, dort im See.*“

Bist du schon gram der Erden?
„*Ich eile zu.*“
Du wirst schon stille werden.
„*Nicht minder du.*“

66. Dichtersprüche und Sprichwörter.

Wohl unglückselig ist der Mann, der unterläßt das, was er kann,
und unterfängt sich, was er nicht versteht; kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Johann Wolfgang v. Goethe.

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.

Johann Wolfgang v. Goethe.

Wo die Pflicht ruft, muß unser Vorteil schweigen.

Wer fleißig ist in seinem Stand, den segnet Gott mit milder Hand.

Dein wahres Glück, o Menschenkind,
o glaube doch mit nichten,
daß es erfüllte Wünsche sind,
es sind erfüllte Pflichten.

Karl Gerok.

Übung macht den Meister.

Durch wiederholte Streiche fällt die größte Eiche.

Bet, als hälfe kein Arbeiten! Arbeite, als hälfe kein Beten!

Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.

Und wären die Schätze Indiens dein
und tausend Schlösser und Banken und Minen,
das tägliche Quantum Sonnenschein
mußt du dir täglich erst verdienen.

Rastest du, so rostest du.

Zur Arbeit ist der Mensch so von Natur bestimmt,
daß er sogar Arbeit zum Vergnügen unternimmt.

Es wächst nicht auf allen Bergen Tausendguldenkraut.

Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Wer müßig geht in jungen Tagen, muß alt am Hungertuche nagen.

Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.

Schaff, weil es noch Tag ist! Steh, weil du noch fest bist!

b. Achtsamkeit. Richtige Wertschätzung. Zufriedenheit.

67. Es sei dir nichts zu klein!

Friedrich Güll.

1. Es sei dir nichts zu klein, den Sinn darauf zu lenken,
zu unbedeutend nichts, es achtsam zu bedenken!

2. Der winz'ge Same wächst empor zum Riesenstamme,
der winz'ge Funke facht sich an zur Riesenflamme.

3. Klein ist die Quelle, und doch schwillt sie an zum Strome
und Stein auf Stein gelegt, wölbt endlich sich zum Dome.

4. Der klein im Binsenkorb, klein in der Krippe lag,
wirkt weltbeherrschend fort bis an den jüngsten Tag.

5. Und bist und bleibst du klein bis an des Lebens Ende
so ist dein Wirken doch zu Großem eine Spende.

6. Ob Same, Funke du, ob Quelle oder Stein,
du wirst, wenn noch so klein, doch groß im Ganzen sein.

68. Das Wörtchen Nur.

Schlez.

Herr Kluge. Was bringt sie so früh zu mir, Herr Nachbar?

Herr Funke. Ach, ich hätte eine schöne Bitte an sie, lieber Herr Nachbar!

Hr. Kl. Eine Bitte? Wenn es in meinen Kräften steht, sie zu erfüllen, soll es mich herzlich freuen.

Hr. F. Es ist nur eine Kleinigkeit, um welche ich sie bitten will; sie sollen mir nämlich nur zwanzig Thaler borgen.

Hr. Kl. Nur zwanzig Thaler?

Hr. F. Ja, nur zwanzig Thaler; — ich habe in der Stadt einen Kleiderstoff gesehen, einen allerliebsten Stoff! — Zwar habe ich soeben keinen Rock nötig; aber der Stoff ist so schön; — und dabei so wohlfeil! — Denken sie, Herr Nachbar, die Elle kostet nur zwei Thaler zwanzig Silbergroschen.

Hr. Kl. Nur zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen?

Hr. F. Nur zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen. Vielleicht handle ich noch etwas ab; aber haben muß ich den Stoff.

Hr. Kl. Ei freilich!

Hr. F. Es thut mir leid, daß ich sie belästigen muß; allein die Zeiten sind so schwer; man kann kaum die lumpigen paar Thaler zusammenbringen, die man für Kleidung, Wohnung und Kost bedarf. Doch erwarte ich übermorgen das Geld von meiner Erbschaft; da werde ich ihnen ihr Geld mit Dank zurückstellen.

Hr. Kl. Also haben sie von dem alten Herrn doch etwas geerbt?

Hr. F. Es lohnt sich aber nicht der Mühe, davon zu sprechen.

Hr. Kl. Wie viel ist es denn?

Hr. F. Nur zweihundert Thaler in Staatsschuldscheinen.

Hr. Kl. Nur zweihundert Thaler in Staatsschuldscheinen?

Hr. F. Nicht mehr, Herr Nachbar.

Hr. Kl. Nun, ich will ihnen wohl das Geld geben; aber eine Geschichte müssen sie anhören, eine Geschichte, die ihnen jährlich eine Erbschaft von zweihundert Thalern einbringen kann, wenn sie darüber nachdenken.

Hr. F. Ei, die Geschichte möchte ich wissen.

Hr. Kl. Kannten sie den Goldschmied, der da drüben an der Ecke wohnte?

Hr. F. O freilich! Er starb ja im Armenhause.

Hr. Kl. Und es war ein schönes Vermögen da; aber sehen sie, Herr Nachbar, ein einziges Wörtchen hat ihn an den Bettelstab gebracht.

Hr. F. Ein Wort! — Wie ist das möglich?

Hr. Kl. Ja, ein Wort! Ein einziges Wort! Ein ganz kleines Wort!

Hr. F. Aber was für ein Wort?

Hr. Kl. Das sollen sie gleich hören. Erstens fand er alles sehr wohlfeil. Wenn er je vom Einkaufe nach Hause kam, war er immer sehr heiter; denn er hatte alles für ein Spottgeld bekommen. Die Röcklein für seine beiden Kinder kosteten n u r zwölf Thaler, ein Beinkleid

für ihn selber nur sieben Thaler, ein Kleid für seine Frau nur fünfzehn Thaler. Außerdem rauchte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend; „denn", sagte er, „das Vergnügen des Rauchens ist ja so billig; jede Zigarre kostet ja nur sechs Pfennige," und wenn er vom Wirtshause heimkehrte und wir uns trafen, schalt er mich scherzweise einen Stubenhocker; denn ein fröhlicher Abend, sagte er, koste ja nur einige Silbergroschen. Er war voll Freude, daß er für seine Person wöchentlich nur einige Thaler verbrauchte. — Wie viel kostet der Stoff, Herr Nachbar?

Hr. F. Der Stoff? — Zwei Thaler zwanzig Silbergroschen sind gefordert.

Hr. Kl. Ja, recht; mein Gedächtnis verläßt mich zuweilen. Der gute Mann hatte aber noch das, daß er alles Geld, das er einnahm, nur für eine Kleinigkeit ansah. So verkaufte er seinen Garten und bekam nur vierhundert Thaler dafür; seine Äcker trugen ihm nur viertausend Thaler ein, sein Haus am Ende nur zweitausend. Er war recht froh, daß er den Bettel los war. Sie wissen, Herr Nachbar, daß er bald nichts mehr hatte. Das fatale Nur! Ja, das Nur!

Hr. F. Das Nur? Man sehe doch!

Hr. Kl. Wie viel soll ich ihnen doch borgen, Herr Nachbar?

Hr. F. Ach, lieber Herr Nachbar! Ich werde wohl den Stoff sein lassen. Die Geschichte mit dem Mann ist doch sehr traurig. Leben sie wohl, Herr Nachbar! Nehmen sie mir nichts übel!

Hr. Kl. Ei behüte! Wenn ich dienen kann, recht gern. Leben sie wohl!

69. Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen.

»Palmblätter« von Herder und Liebeskind.

Ein Tatar-Khan ritt einst mit seinen Grofsen auf die Jagd. Unterwegs begegnete ihm ein Derwisch, welcher einmal nach dem andern laut ausrief: »Wer mir hundert Denare gibt, dem will ich einen guten Rat geben!«

Der Khan war neugierig und fragte den Derwisch, worin sein guter Rat bestehe. »Du sollst ihn hören, Herr,« antwortete der Derwisch, »wenn du Befehl erteilst, dafs mir die hundert Denare ausgezahlt werden.«

Der Khan liefs ihm die Summe reichen, und der Derwisch sagte mit warnender Stimme: »Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!« und ging seine Strafse weiter.

Das Gefolge des Khan lachte und spottete über den Rat des Derwisches, welchen er sich hatte so teuer bezahlen lassen. Der Khan indessen äufserte darüber eine ganz andere Meinung. »Der gute Rat,« sagte er, »welchen mir der Derwisch erteilt hat, ist freilich eine sehr allgemeine Klugheitsregel. Allein eben weil sie so allgemein ist, wird sie am wenigsten befolgt, und dies war

es vielleicht, weswegen sie der Derwisch mir so hoch anschlug. Für künftig soll sie mir nie wieder aus dem Gedächtnisse kommen und deswegen über alle Thüren meines Palastes, an alle Wände meiner Gemächer und auf meine sämtlichen Gerätschaften in deutlicher Schrift gesetzt werden.«

Nach einiger Zeit faſste ein ehrgeiziger Bey den Vorsatz, den Khan aus dem Wege zu schaffen und sich des Throns zu bemächtigen. Er erkaufte den Leibarzt für eine namhafte Summe, dem Khan, sobald sich ein Anlaſs dazu finden würde, mit einer vergifteten Lanzette zur Ader zu lassen.

Diese Gelegenheit bot sich in kurzem. Als aber dem Arzte in dem silbernen Becken, welches zum Auffangen des Blutes vorgehalten wurde, die Worte in die Augen fielen: »Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen,« stutzte er, und mit sichtbarer Ängstlichkeit legte er die vergiftete Lanzette zurück und nahm eine andere.

Der Khan bemerkte solches und fragte, warum er die Lanzette verwechsle, und auf die Antwort, daſs sie eine stumpfe Spitze habe, verlangte er sie zu sehen, weil ihm die Ängstlichkeit des Arztes auffallend war. Als der Arzt zögerte, sprang der Khan auf und rief: »Nur ein offenes Geständnis kann dir das Leben retten! Dein Verhalten verrät ein Geheimnis, wozu du in der Bosheit noch nicht reif genug bist!«

Der Arzt stürzte dem Khan zu Füſsen und entdeckte ihm den Mordanschlag, welchen auszuführen ihm die warnende Inschrift den Mut benommen habe.

»Habe ich wohl,« sagte darauf der Khan, »dem Derwisch seinen Rat zu teuer bezahlt?« Er schenkte dem Arzte das Leben, befahl, den Bey zu erdrosseln, und lieſs den Derwisch aufsuchen. »Ein Rat,« setzte er hinzu, »welcher Könige von Verrätern und treulosen Dienern befreit, kann nicht ehrenvoll genug belohnt werden.«

70. Der Zeisig und die Nachtigall.

Christian Fürchtegott Gellert.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
und Damons kleinem Sohn gefiel der süſse Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich seh'n!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier", spricht er, „sind sie alle beide;
doch welcher wird der schöne Sänger sein?

Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läſst sich nicht zweimal fragen.
schnell weist er auf den Zeisig hin:
„Der", spricht er, „muſs es sein, so wahr ich ehrlich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
daſs er nichts Kluges singen kann."

71. Die Pfeife.

Benjamin Franklin.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Taschen mit Kupfermünzen. Ich wußte nun nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel eilte ich wieder nach Hause und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie wert sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viel schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich noch über meine Thorheit lustig machten, fing ich vor Ärger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückließ, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung geriet, etwas Unnötiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: „Gib nicht zu viel für die Pfeife," — und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben.

Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine Freunde opfern, um sie zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: „Der gibt zu viel für seine Pfeife!"

Sah ich einen andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zu Grunde richten, so sagte ich: „Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife!"

Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen betrog, andern Gutes zu thun, die

Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: „Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife!“

Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu mehren, sinnlichen Genüssen hintansetzte, so sagte ich: „Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden, statt Lust; du gibst zu viel für deine Pfeife!“

Sah ich einen vernarrt in schöne Kleider, schönes Hausgerät und schöne Kutschen, die all sein Vermögen überstiegen, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließen, so sagte ich: „O weh! der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt!“

Kurz, wohin ich sah, bemerkte ich, wie die Menschen sich den größten Teil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, daß sie den Wert der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und daß sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

72. Nicht in die Weite.

Julius Sturm.

1. Herz, mein Herz, nicht in der Weite,
in der Nähe wohnt das Glück!
Glaube, liebe, hoffe, leide, —
kehre in dich selbst zurück!

2. Wüchsen über Nacht dir Flügel,
schneller als der Sonne Strahl,
trügst doch über Thal und Hügel
rastlos deiner Sehnsucht Qual.

3. Denn die Welt kann dir nicht bieten
das, wonach du heiß verlangst;
denn die Welt hat keinen Frieden,
hat nur Streit und Not und Angst.

4. Ewig wechselnd ist ihr Streben,
ewig wechselnd ist ihr Ziel;
was ihr heute Rast gegeben,
morgen ist's der Winde Spiel.

5. Drum, mein Herz, nicht in der Weite,
in der Nähe such dein Glück!
Glaube, liebe, hoffe, leide
und kehr in dich selbst zurück.

73. Zufriedenheit.

Johann Miller.

1. Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
so hab' ich frohen Sinn
und sing' aus dankbarem Gemüt
mein Morgen= und mein Abendlied.

2. So mancher schwimmt im Überfluß,
hat Haus und Hof und Geld
und ist doch immer voll Verdruß
und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
nie schweigen seine Klagen still.

3. Da heißt die Welt ein Jammerthal
und deucht mir doch so schön,
hat Freuden ohne Maß und Zahl,
läßt keinen leer ausgeh'n.
Das Käferlein, das Vögelein
darf sich ja auch des Maien freu'n.

4. Und uns zuliebe schmücken ja
sich Wiese, Berg und Wald;
und Vögel singen fern und nah,
daß alles widerhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
die Nachtigall bei süßer Ruh'.

5. Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
und golden wird die Welt,
und alles in der Blüte steht,
und Ähren trägt das Feld,
dann denk' ich: Alle diese Pracht
hat Gott zu unsrer Lust gemacht.

6. Drum bin ich froh und lobe Gott
und schweb' in hohem Mut
und denk': Es ist ein lieber Gott
und meint's mit Menschen gut! —
Drum will ich immer dankbar sein
und mich der Güte Gottes freu'n.

74. Der Zufriedene ist glücklich.

Gregor Fischers Lesebuch.

Zufrieden ist, wer das, was er besitzt, zu seinem Glück und Wohlergehen für ausreichend hält, selbst wenn es nur wenig sein sollte. Der Zufriedene entbehrt gern, was er nicht haben kann, und begnügt sich damit, seine Bedürfnisse und Wünsche allezeit seiner Lage und seinen Verhältnissen anzupassen.

Zufriedenheit hängt nicht ab von Geld und Gut, Reichtum und Überfluß, Ehre und Ruhm. Gerade unter den mit irdischen Gütern reich Gesegneten finden sich oft viele Unzufriedene. Neid und Mißgunst über das Glück anderer, unausgesetztes Streben nach immer größerm Besitz, Habsucht und Geiz: das sind Übel, welche der Reichtum sehr häufig in seinem Gefolge hat, und welche den Reicheu viel innern Verdruß, aber keine fröhliche Zufriedenheit bereiten. Auch wer im Leben eine hohe Stellung einnimmt und mit Ehren überhäuft ist, kommt oft nicht zum Frieden und zur Zufriedenheit; denn sein Streben nach höherer Stellung, nach größern Ehren erfüllt seine Seele mit Unruhe und Unzufriedenheit.

Wohl aber hängt Zufriedenheit von unsrer Bescheidenheit und Genügsamkeit ab und von der vernünftigen Würdigung dessen, was wir

besitzen. Wer mit seinen Wünschen nicht über seinen Stand und seine Verhältnisse hinausgeht, wer sich nicht für unglücklich hält, wenn er manches entbehren muß, was andere besitzen, der wird immer mehr empfangen, als er gehofft hat. Wer ferner das Seinige mit vorurteilsfreien Augen betrachtet, der wird einsehen, daß er gar manches hohe Gut besitzt, das andere schmerzlich entbehren. Gesundheit, Kraft des Körpers und Geistes, ein stilles, friedliches Leben im Kreise einer glücklichen Familie, das sind Güter, die wir oft nicht genug würdigen, die uns aber mit Zufriedenheit erfüllen, wenn wir sie gehörig schätzen. Diese setzt festes Gottvertrauen und ein gutes Gewissen voraus.

Der Zufriedene hat einen fröhlichen Mut. In dem Bewußtsein, daß Gott es mit allen Menschen gut meint, gewinnt er Kraft, in trüben Stunden nicht zu verzagen, Entbehrungen zu verschmerzen und mit hoffender Seele der Zukunft entgegenzusehen. Sein Gottvertrauen läßt ihn nicht mürrisch und verzagt werden; er bleibt selbst in der Trübsal zufrieden.

Der Zufriedene hat endlich auch ein von Dank gegen Gott erfülltes Herz. Er bleibt immer eingedenk, daß alles, was er besitzt, empfängt, genießt, von dem Brunnquell aller Gaben kommt, „ohn' den nichts ist, was ist, von dem wir alles haben.“ Er hört darum nimmer auf, Gott zu preisen und zu loben und ihm auch für die kleinste Gabe zu danken.

Wie sichern wir uns das Glück der Zufriedenheit? Wenn wir uns daran gewöhnen, Dinge nicht zu hoch zu schätzen, welche wir entbehren müssen; wenn wir uns in der Enthaltsamkeit üben und auf Freuden und Genüsse verzichten, die wir uns mit gutem Gewissen nicht verschaffen können; wenn wir uns öfters mit denjenigen Menschen vergleichen, welche weniger als wir besitzen; wenn wir immer mehr die Einsicht in uns befestigen, daß wir vor allen Dingen für den Frieden unsrer Seele sorgen und nach dem Reiche Gottes trachten müssen, ehe wir äußerlich glücklich sein können.

75. Kannitverstan.

Johann Peter Hebel.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an

des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzusprechen. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern von Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan“, und schnurrte vorüber. Dies ist ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf Deutsch so viel als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan,“ dachte er und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het Ei oder auf Deutsch das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan“, war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben.“ Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armer Mensch er sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat,“ kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar an Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Auskunft. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war

die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan,“ rief er aus, „was hast du nun von all deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

76. Lied eines Armen.

Ludwig Uhland.

1. Ich bin so gar ein armer Mann
und gehe ganz allein;
ich möchte wohl nur einmal noch
recht frohen Mutes sein.

2. In meiner lieben Eltern Haus
war ich ein frohes Kind;
der bittre Kummer ist mein Teil,
seit sie begraben sind.

3. Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n,
ich seh' die goldne Saat;
mein ist der unfruchtbare Weg,
den Sorg' und Mühe trat.

4. Doch weil' ich gern mit stillem Weh
in froher Menschen Schwarm
und wünsche jedem guten Tag
so herzlich und so warm.

5. O reicher Gott, du ließest doch
nicht ganz mich freudenleer;
ein süßer Trost für alle Welt
ergießt sich himmelher.

6. Noch steigt in jedem Dörflein ja
dein heilig Haus empor;
die Orgel und der Chorgesang
ertönet jedem Ohr.

7. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
so liebevoll auch mir,
und wann die Abendglocke hallt,
da red' ich, Herr, mit dir.

8. Einst öffnet jedem Guten sich
dein hoher Freudensaal;
dann komm' auch ich im Feierkleid
und setze mich ans Mahl.

77. Zeus und das Pferd.

Nach Gotthold Ephraim Lessing.

„*Vater der Tiere und Menschen,*“ *so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus,* „*man behauptet, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigen-*

liebe heifst es mich glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?" „Und was meinst du denn, dafs an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an," sprach der gute Gott und lächelte. „Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut," versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!" Zeus sprach mit ernstem Gesichte das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, und plötzlich stand vor dem Throne — das häfsliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor Entsetzen und Abscheu. „Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel. Willst du, Pferd, dafs ich dich so umbilden soll?" Das Pferd zitterte noch.

„Geh," fuhr Zeus fort, „diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden!" „Du aber daure fort, neues Geschöpf," — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — „damit sich das Pferd dann und wann seiner Vermessenheit erinnere! Es erblicke dich nie, ohne zu schaudern!"

78. Die Kinder der Armut.

Friedrich Rückert.

1. Es wohnt' ein armer Mann in einer niedern Hütte;
der dachte schweigend nachts auf seiner harten Schütte:

2. „Ich sehe Müh' und Fleiß mit Reichtum nie belohnt,
weil unsichtbar bei mir im Haus die Armut wohnt.

3. Ich wollte, daß einmal sie zu Gesicht mir käme,
so bät' ich sie, daß sie wo anders Wohnung nähme."

4. Da füllte sich der Raum mit einem mäß'gen Schimmer,
und in bescheidnem Schmuck ein Weib trat in das Zimmer.

5. Ein rüstig Mädchen ging ihr an der einen Hand,
indes ein holdes Kind sich schmiegt' an ihr Gewand.

6. Sie sprach zum Staunenden: „Ich bin, die du verfluchest,
die Armut, die du aus dem Haus zu bannen suchest.

7. Das rüst'ge Mädchen hier ist Arbeit, mein Geleit,
und dieses liebe Kind ist die Zufriedenheit.

8. Das Mädchen schafft, was ich bedarf, es ist nicht viel;
und dieses liebe Kind ist meines Alters Spiel.

9. Leb wohl, wir wollen nun bei dir nicht länger säumen;
weit werde dir dein Haus, das enge, wenn wir's räumen."

10. Da ruft der Mann: „Halt an! Geh nicht, mein lieber Gast;
ich dachte nicht, daß du solch ein Gefolge hast.

11. Der Armut will ich gern den Platz im Hause schenken,
um der Zufriedenheit bei Arbeit zu gedenken."

79. Die drei Holzhacker.

Ignaz u. Joseph Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland.

Drei Knechte waren einmal im Walde, um Holz zu fällen. Da sahen sie, wie ein landfremder Mensch öfters an ihnen vorüber zu einem gewissen Baume ging, sich dort eine Zeit lang aufhielt und dann ihren Blicken entschwand. Aus Vorwitz gingen sie endlich auch zu jenem Baume hin, setzten die Axt an seinen Stamm und fällten ihn. Als der Baum mit grofsem Geräusche zu Boden fiel, sieh! da zeigte er sich innen hohl, und es rollte eine Menge Gold- und Silbermünzen heraus, welche der fremde Mann darin verborgen hatte.

Die drei Knechte empfanden darüber eine sehr grofse Freude; denn nun waren sie auf einmal reiche Leute und durften sich nicht mehr mit harter Arbeit plagen, um ihren Unterhalt zu erwerben. Das erste, was sie in ihrer übergrofsen Freude thaten, war, dafs sie einen von ihnen um Wein in die nächste Ortschaft schickten; danach wollten sie das Geld unter sich verteilen. Dieser ging nun fort, um Wein zu holen, während die beiden andern beim Gelde blieben. Auf dem Wege aber kamen ihm allerlei böse Gedanken, in die er endlich einwilligte. Er dachte: »Ich will Gift in den Wein mischen, und wenn meine zwei Kameraden davon trinken und sterben werden, so gehört alles Geld mir.« Er kaufte also nebst dem Weine auch Gift und kehrte zu seinen Gefährten in den Wald zurück. Aber auch diese wurden während seiner Abwesenheit von verschiedenen schwarzen Einfällen versucht und wurden endlich dahin eins, dafs sie den Dritten bei seiner Rückkehr ermorden und das ganze Geld teilen wollten. Als dieser das Getränk ihnen vorsetzte, schlugen sie ihn mit ihren Äxten zu Boden. Dann tranken sie nach Herzenslust und fingen an, das Geld unter sich zu verteilen. Bald aber brannte der Wein wie Feuer in ihren Eingeweiden, und sie endeten unter unsäglichen Qualen ihr Leben. Es lagen drei Leichen um das Geld herum. Die drei Knechte waren bei ihrer harten Arbeit besser daran, als nachdem sie einen grofsen Schatz gefunden, wodurch sie recht glücklich zu werden gehofft hatten.

80. Sprichwörter und Dichtersprüche.

Erst besinn's, dann beginn's.

Allzuscharf macht schartig.

Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.

Viel sehen, hören und wenig sagen,
ist gut und nützlich zu allen Tagen.

Wer an den Weg baut, hat viele Meister.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Thu, was du kannst, und laß das andre dem, der's kann.

Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann. Friedrich Rückert †.

Adel sitzt im Gemüt, nicht im Geblüt.

Eine Glocke am Klang, einen Vogel am Gesang,
einen Thoren an den Worten erkennt man allerorten.

Sei, wenn du den Besitz begehrst, nur auch gefaßt auf den Verlust!
Sieh, ob du leichter nicht entbehrst, was du einmal verlieren mußt.

Das schlechteste Rad knarrt am meisten.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
und das Erhabne in den Staub zu zieh'n. Friedrich v. Schiller.

Die Welt richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Nie muß es dir ein Zweifel sein, ob du dem Angenehmen das Nützliche vorziehen sollst oder nicht.

Willst du wahres Glück erwerben,
schaff, als sollst du ewig leben,
leb, als müßtest du morgen sterben!
Alles andre wird sich geben. Georg Müller.

Genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last.

Das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug.

Geld macht nicht reich, es sei denn reich das Herz zugleich.

Ein frohes Herz, gesundes Blut, ist besser als viel Geld und Gut.

c. Friedfertigkeit. Höflichkeit. Bescheidenheit.

---

81. Der kleine Friedensbote.

Karl Stöber.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an Stelle eines ausgedienten Invaliden eines Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume oder einen Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. — An Ostern, an Martini und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer, einen großen Korb unter dem Arme, zu den Nachbarsleuten hinüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was ihr der Hase oder der gute Märtel oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatten. — Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem Satz in ihren Kaffeeschalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden.

Aber ihre Männer hatten ein jeglicher einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Feldmann und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlechte zu haben. Und da geschah es denn eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Denn er hatte wahrscheinlich vergessen, daß es nicht gut sei, einem großen Herrn etwas abzuschlagen. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genick vor ihm, und der Feldmann lief mit erobertem Knochen und eingezogenem Schweif davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster, mitten auf den Tisch, an dem er gerade die „Augsburger" las, und machte in den „Wiener Kongreß" ein Loch. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit den aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig; Kinder und Leute liefen zusammen, und — hätte ich ihn nur sehen können! — Satan stand gewiß in einer Ecke und blies mit vollen Backen in das Feuer. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbar bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorn der beiden Männer unter, und den Tag darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt,

den totgebissenen Mordax mit einem Reichsthaler zu büßen, da doch, wie er sich als Jagdliebhaber ausdrückte, der kleine Schäker nicht einen Groschen wert gewesen sei. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel und das Loch in der Zeitung nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die angelaufenen Sporteln teilen.

Von nun an bestand zwischen den beiden Familien eine große Kluft. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts; saß der Bäcker im Posthause außen in der Stube beim Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Kabinett. Für den ganz schuldlosen Teil, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase, noch der gute Märtel, noch das heilige Kind durch die Frau Patin mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! Ich hole das Brot.“ Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heut' aber lauf' ich nicht lange herum, und wenn es beim Thorbäcker kein Brot gibt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn spürte, sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den kleinen Unmuß ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihren Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thore herein, laut singend, wie es manchmal lebhafte Kinder mit ihren Gedanken zu machen pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut' geh' ich zum Herrn Paten! Heut' geh' ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Ölzweiges hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hineinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wiederkommen.“

Noch an dem nämlichen Abend wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte. Denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in einen Nervenfieberschlaf und aus diesem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todesschlummer. — Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ! Amen.

82. Schwert und Pflug.

Wolfgang Müller.

1. Einst war ein Graf, so geht die Mär,
der fühlte, dafs er sterbe;
die beiden Söhne rief er her,
zu teilen Hab' und Erbe.

2. Nach einem Pflug, nach einem Schwert
rief da der alte Degen;
das brachten ihm die Söhne wert;
da gab er seinen Segen:

3. »Mein erster Sohn, mein stärkster Sprofs,
du sollst das Schwert behalten,
die Berge mit dem stolzen Schlofs
und aller Ehren walten.

4. Doch dir, nicht minder liebes Kind,
dir sei der Pflug gegeben;
im Thal, wo stille Hütten sind,
da magst du friedlich leben.« —

5. So starb der lebensmüde Greis,
als er sein Gut vergeben;
die Söhne hielten das Geheifs
treu durch ihr ganzes Leben.

6. Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
was aus dem schwachen Pflüger?

7. O, fragt nicht nach der Sage Ziel;
euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst; das Schlofs zerfiel;
das Schwert ist längst zerhauen.

8. Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
im lichten Sonnenschimmer;
da wächst und reift es weit und breit;
man ehrt den Pflug noch immer.

83. Das wohlfeile Mittagessen.

Johann Peter Hebel.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Der verlangte kurz und trotzig für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld. Der Wirt fragte ganz höflich, ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? „O freilich, ja," erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld."

Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld." — Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid ihr mir nicht einen Thaler schuldig?" Der Gast entgegnete: „Ich habe für keinen Thaler Speise von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht." — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her; es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde.

Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk,“ sprach der Wirt, „und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzig-kreuzerstück dazu; nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso.“

Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirt, aus Brotneid in Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thür, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei euerm Nachbar, dem Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu euch geschickt, und kein andrer.“

So waren im Grunde beide hintergangen, und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

84. Eine Abendunterhaltung.

H. K. Schneider.

Einst safs Vater Jost mit seinen Buben traulich um den Tisch und erzählte ihnen mancherlei aus seinem Soldatenleben. Dabei versäumte er nicht, nützliche Lehren mitzuteilen, welche er meist an Sprichwörter oder auch an Rätsel anknüpfte.

»Wir wollen uns bald zur Ruhe begeben,« sprach der Vater, »vorher will ich aber noch ein Rätsel aufgeben. Hört!

›Freund, suche mich zu fliehen und zu meiden;
denn, hast du mich, so hast du Sorg' und Leiden;
verlierst du mich, so wird das Herz dir schwer;
gewinnst du mich, so hast du mich nicht mehr.‹

Alle drei Knaben sannen hin und her; denn der Vater hatte gesagt: »Wer das Rätsel löst, in dessen Sparbüchse thue ich diesen Sechser.« Endlich kamen folgende Lösungen: Karl: »Lotterielos«; Ludwig: »Prozefs«; Fritz: »Spiel«. »Ludwig hat die richtige Lösung,« sagte der Vater und fuhr fort: »Ihr wifst wohl, dafs unser Nachbar drüben mehrere Prozesse hat, den einen mit dem Schulzen wegen eines Marksteines, den zweiten mit dem alten Jakob wegen einer Hecke und noch andere. Als ich noch ein Knabe war, war der Nachbar ein Mann, der mit vier Pferden auf den Acker fuhr. Sein Reichtum war sehr grofs. Er ist aber von jeher ein eigensinniger, rechthaberischer Mann gewesen, der sich von niemand etwas wollte gefallen lassen. Da er mit jedem über Kleinigkeiten Prozesse anfing, so mufste er fast das ganze Jahr durch vor den Gerichten sein, und Knechte,

Mägde und Taglöhner blieben sich selbst überlassen. Diese waren nicht nur faul, sondern machten auch so schlechte Arbeit, dafs des Nachbars Äcker immer weniger trugen. War ein Jahr herum, so mufste er für Prozefskosten ungeheure Summen bezahlen, und da er wegen der fortwährenden Gedanken an die Prozesse seiner Wirtschaft nicht mit Aufmerksamkeit vorstehen konnte, so wurde er überdies von seinen eigenen Leuten übervorteilt.

Schon nach einigen Jahren war das bare Geld fort, und der Nachbar fing an, Äcker zu verkaufen. Daneben war er genötigt, Schulden zu machen, um die Arbeiter, die Prozefskosten, die Steuern und sonstigen Abgaben bezahlen zu können. Und wenn er auch manchmal einen Prozefs gewann, so hatte er doch immer dabei verloren, weil die Kosten gröfser waren, als der gewonnene Wert. Seht, so ist der Nachbar innerhalb zwanzig Jahren von vier Pferden auf zwei Kühe heruntergekommen, und wenn er in seiner Prozefslust fortfährt, so wird man ihn und seine Kinder noch betteln gehen sehen.

Zwar kann der Fall eintreten, dafs auch der friedfertigste Mensch zum Prozesse gezwungen wird, wenn ein anderer seinem Eigentume oder seiner Ehre zu nahe treten will. Ich werde in solchem Falle mein Recht tapfer verteidigen. Ehe ich aber gerichtlichen Zwang anwende, werde ich es erst mit Milde versuchen. Handelt es sich um ein Geringes, so denke ich immer: Lieber ein kleines Unrecht gelitten, als vor Gericht gestritten. Wenn aber mein Hab und Gut oder meine Ehre auf dem Spiele steht, so werde ich entschlossen mein Recht wahren. Dabei aber werde ich schonend Menschenliebe üben und immer noch suchen, aus dem Feind einen Freund zu machen. Seht, meine Kinder, so habe ich von jeher mein Recht verteidigt und mich überzeugt, dafs es selten des Prozesses oder Gerichtes bedarf, wenn man friedfertig ist und bei erlittenem Unrecht immer denkt: Ein freundlich Wort findet einen guten Ort.«

Nach diesen Belehrungen des Vaters sagte man sich allseits »gute Nacht!« und begab sich zur Ruhe. Die Knaben unterhielten sich im Bette noch lange über diesen Gegenstand. »Jetzt weifs ich erst,« sagte der älteste, »was das heifst: Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch beleidigen.« Alle stimmten überein, dafs der Vater ihnen diesen Spruch recht schön erklärt habe, und nahmen sich vor, immer nach des Vaters Lehren zu handeln.

85. Vom Grüßen.

Nach Berthold Auerbach.

Es ist eine schöne Sitte, daß Menschen, die sich begegnen, einander grüßen, auch wenn sie sich nicht kennen. Sind sie ja alle Kinder eines Vaters, ist ja das Leben so kurz, so reich an Kummer und Qual, daß keiner den andern, mit dem er diese kurze Spanne Zeit auf der Erde wallt,

vorübergehen lassen sollte, ohne ihm zu erkennen zu geben, daß er ihn erfreuen möchte, und sei es auch nur durch den Ausspruch eines Wunsches.

Da gibt es aber gar viele, die sich um so größer dünken, je stolzer sie thun. Sie warten immer mit ihrem Gruße, bis der andere beginnt, und nicken dann herablassend und haben verschiedene Grade und Maße des Dankes, je nach Rang und Stand des Grüßenden. Des muß man sich aber nicht viel kümmern und solche Hochmutsnarren laufen lassen.

Was ist ein Gruß? Ein Gruß ist ein Wunsch, mit dem man einem andern sagt: „Ich will dir wohl.“ Ein rechter Gruß ist wie ein Blütengeruch von Reben und Obstbäumen. Es gibt aber auch Zierpflanzen, deren Blüte gut riecht, aber keine Frucht gibt, wenigstens keine genießbare. Und es gibt auch solche, die nicht riechen und keine Frucht tragen, wie die Schneeballenbäume. So ist's auch mit manchem Gruße.

Wie oft z. B. kommt es das Jahr durch vor, daß man einander die Zeit bietet; und spricht einer den andern um Gefallen an, dann heißt's: „Ich habe jetzt keine Zeit.“

Die stillen Grüße sind in der Regel mehr wert, als die Marktschreier; denn mit einem Paar liebreicher Augen kann man oft viel mehr sagen, als mit Wortschwall, Handschlag, Hut oder Mütze, und es geht auch viel geschwinder. Gerade wie der Blitz durch die Wolken zuckt, so dringt der Blick durch die Wimper in das Herz. Die Augensprache versteht man auch, ohne daß man sie zu lernen braucht; sie wird in der ganzen Welt gesprochen und ohne Dolmetscher verstanden.

Ja, es ist eine wunderliche Sache um das Grüßen, es gibt dabei allerlei Arten und Unarten. So kann's einem auch geschehen, daß, wenn man einen am hellen Tage laut und vernehmlich grüßt, der Gegrüßte nicht sieht und nicht hört. Spaßhaft ist aber, daß er, wenn man ihn nicht grüßt, dies merkt, wenn er auch noch so weit weg ist. Wenn es die Sonne auch so machen würde, dürfte mancher von diesen das ganze Jahr nicht hinter dem Ofen hervor, und in den Hundstagen müßte er sich noch einheizen lassen. Aber die Sonne in ihrer Pracht und Majestät grüßt mit Freude hoch und nieder, Berg und Thal, den Tautropfen wie das Meer; sie gibt dem Armen wie dem Reichen Licht und fragt nicht lange: „Wie viel tausend Thaler hat er im Vermögen? Was ist er? Wie betitelt man ihn?“ — Mach's auch so! —

86. Der beste Empfehlungsbrief.

Magdeburger Zeitung.

Auf die Anzeige eines Kaufmannes, durch welche ein Lehrling gesucht wurde, meldeten sich fünfzig Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter denselben und verabschiedete die andern.

»Ich möchte wohl wissen,« sagte ein Freund, »warum du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugtest.«

»Du irrst,« lautete die Antwort. »Dieser Knabe hat viele Empfehlungen. Er putzte seine Füfse ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Thüre zu; er ist also sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten, lahmen Manne und bewies damit Herzensgüte und Aufmerksamkeit. Er nahm seine Mütze ab, als er hereinkam, und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist demnach höflich und hat gute Lebensart. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen dasselbe zur Seite stiefsen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran, — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, dafs sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht rein waren. Nennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weifs, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen, als auf das, was in schön klingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht.«

87. Das Ei des Kolumbus.

Fr. Förster.

Bei einem Feste, welches der Kardinal Mendoza dem Admiral Kolumbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine grofse Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung, welche er den gröfsten Sieg nannte, den jemals der Geist eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anwesenden Herren vom Hofe nahmen es übel auf, dafs einem Ausländer, noch dazu einem Manne, der nicht einmal von vornehmer Herkunft sei, so grofse Auszeichnung erwiesen würde. „Mich dünkt,“ hob einer der königlichen Kammerherren an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden; der Ozean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben.“ Mit vornehmem Gelächter gab die Gesellschaft dieser Äufserung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte von uns ein jeder gekonnt!“

„Ich bin weit entfernt,“ entgegnete Kolumbus, „mir etwas als Ruhm anzumafsen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar erscheinen, oft nur darauf an, dafs sie ein anderer uns vormacht. Dürft' ich,“ sagte Kolumbus, zu jenem Kammerherrn gewendet, „Ew. Excellenz ersuchen, dies Ei — er hatte sich von einem Diener ein Ei bringen lassen — so auf die Spitze zu stellen, dafs es nicht umfällt?“ Die Excellenz versuchte von der einen, wie von der andern Seite vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm

ebensowenig; nun drängten sich die andern dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich!“ riefen die Edelherrn, „ihr verlangt Unausführbares!“ — „Und doch,“ sagte Kolumbus, „werden diese Herrn sogleich sagen: das kann ein jeder von uns auch!“ Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so dafs es auf der eingedrückten Schale feststand. „Ja! das kann ein jeder von uns!“ riefen die Herrn. — Seitdem hört man oft sagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder sich klug dünkt: „Das Ei des Kolumbus!“

88. Die Alpenblumen.

Martin Greif.

1. Auf den hohen Bergen wohnen
Blumen mancher süßen Art:
Primeln, Rosen, Anemonen
birgt die Wildnis wunderzart.

2. Frische Quellen, sanfte Wiesen,
nähren sie so traut und lieb,
doch auch von den Felsen grüßen
manche, wo ein Plätzlein blieb.

3. Sind es wohl nur kleine Sterne,
Kelche ohne stolze Pracht —
von den Alpenblumen lerne
Nutzen, was dir zugedacht.

4. Alle nicht auf Blumenweiden
können wir geboren sein,
und es wohne hold Bescheiden
allen unsern Wünschen ein.

89. Sprüche.

Die Eintracht baut, die Zwietracht zerstört das Haus.

Wo Eintracht den Tisch deckt, sitzt der liebe Gott allemal mit zu Gaste.

Man kann nicht Feuer mit Feuer löschen.

Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben,
wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Friedrich v. Schiller.

Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen.

Wenn ein Mühlstein vom Berge rollt,
kannst ohne Schande du zur Seite springen;
wenn dir ein Unvernünftger grollt,
mit ihm zu streiten, kann dir's Ehre bringen? Friedrich Rückert.

Höflichkeit und Treue
bringt nimmer Reue.

Höfliche Worte vermögen gar viel und kosten doch wenig.

Hut in der Hand
hilft durchs ganze Land.

Bescheidenheit — das schönste Kleid.

---

d. Reines Herz und wahrer Mund. Ehrlichkeit. Treue. Gerechtigkeit.

90. Deutscher Rat.

Robert Reinick.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann; —
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

3. Sprich ja und nein und dreh und deutle nicht!
Was du berichtest, sage kurz und schlicht!
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
dein Wort ist heilig, drum verschwend es nicht!

4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

5. Dann wach und kämpf! Es ist ein Feind bereit,
die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit;
du, deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

91. Vom Reden.

Oberpfälzisches Lesebuch.

Sei schnell zum Hören, aber langsam zum Reden! An die Befolgung dieser Regel werden wir schon dadurch gemahnt, daſs wir zwei Ohren und nur einen Mund haben. Sie gilt besonders der Jugend. Es ist unausstehlich, wenn junge Leute in Gegenwart älterer Personen das groſse Wort führen, wenn sie viel reden, anstatt durch Schweigen und Hören erst vernünftig reden zu lernen.

Rede nur über dasjenige, was du verstehst! Bedenke, was du sagst, und rede nicht unbesonnen in den Tag hinein! Mache

nicht viele Worte, damit deine Rede nicht in ein Geschwätz ausarte! Wo Verstand zu Hause ist, da gibt's nicht viele Worte. Viel Reden geht nicht ohne Sünde ab.

Sprich nicht von Dingen, die dich nichts angehen, und hüte dich vor unbescheidenen, neugierigen Fragen! Wenn du aber aus guten Gründen Fragen zu stellen hast, so frage mit Anstand und Bescheidenheit und erwarte ruhig die Antwort.

Falle andern nicht in die Rede! Es ist unanständig und unbescheiden, einen Redenden zu stören oder ihn ohne Not zu unterbrechen.

Hüte dich vor rohen, pöbelhaften Reden, die den Anstand oder gar die gute Sitte verletzen! Bediene dich vielmehr solcher Ausdrücke, die von Bildung zeugen und ein reines Gemüt bekunden! Bedenke, dafs die Rede auch eine That ist, über welche der Mensch einst Rechenschaft zu geben hat!

Sage nichts, wodurch du andere beleidigen oder kränken könntest! Das Wort verwundet leichter, als es heilt. Scharfe Schwerter schneiden sehr, scharfe Zungen noch viel mehr.

Sprich, wie du denkst! Bleibe in all deinen Äufserungen streng bei der Wahrheit, auch wo sie nicht zu deinen Gunsten ist! Erlaube dir niemals eine Lüge, wenn sie dir auch die gröfsten Vorteile versprechen sollte. Sei eingedenk, dafs Gott die Wahrheit, der Teufel aber ein Lügner von Anbeginn und der Vater der Lüge ist! Hast du geirrt, so gestehe deinen Irrtum! Hast du einen Fehler begangen, so suche ihn nicht durch Lügen zu bemänteln! Das aufrichtige Geständnis eines Fehltritts ist immer seine beste Entschuldigung. Die Kinder Gottes wandeln nicht auf krummen Wegen, und ihr Herz ist ohne Falten. Mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben, mit der Lüge oft kaum eine Stunde. Lügen haben kurze Beine.

Scherze niemals über ernste Sachen! Ehre, Augen und Gewissen leiden keinen Scherz.

92. Mahnung.

Friedrich Haug, nach Walther v. d. Vogelweide.

1. Hütet eure Zungen
vor Beleidigungen!
Laßt kein böses Wort hervor!
Stoßt den Riegel vor das Thor!

2. Hütet eure Augen!
Blendung will nicht taugen.
Laßt sie weg vom Bösen seh'n!
Lehrt sie nur das Gute späh'n!

3. Hütet eure Ohren,
oder ihr seid Thoren!
Laßt kein böses Wort darin;
es verunehrt euern Sinn!

4. Ohren, Augen, Zungen
hütet, liebe Jungen!
Leider walten diese drei
allzu rasch und allzu frei.

93. Der Rabe und der Fuchs.

Gotthold Ephraim Lessing.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter!“ — „Für wen siehst du mich an?“ fragte der Rabe. — „Für wen ich dich ansehe?“ erwiderte der Fuchs, „bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?“

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich mufs“, dachte er, „den Fuchs aus diesem Irrtum nicht bringen.“ — Grofsmütig dumm liefs er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und frafs es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken und er starb.

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, ihr Schmeichler!

94. Der Wolf auf dem Totenbette.

Gotthold Ephraim Lessing.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder,“ sagte er, „aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einstmals,“ erinnere ich mich, „kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Herde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewunderungswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu befürchten hatte.“

„Und das alles kann ich dir bezeugen,“ fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort; „denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war eben zu der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.“

95. Dichtersprüche und Sprichwörter.

Zwei Dinge sind schädlich für jeden, der die Stufen des Glücks will ersteigen:
Schweigen, wenn's Zeit ist zu reden, und reden, wenn's Zeit ist zu schweigen.

Friedrich Bodenstedt.

Klug zu reden ist oft schwer, klug zu schweigen oft noch mehr.

Sprich nicht etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: „Warum sage ich es?"

Von andern sagt ein Biedermann das Böse, wenn er muß, das Gute, wenn er kann.

Wer über andre Schlechtes hört,
soll es nicht weiter noch verkünden.
Gar leicht wird Menschenglück zerstört;
doch schwer ist, Menschenglück zu gründen.

Friedrich Bodenstedt.

Der Schneeball und das böse Wort, sie wachsen, wie sie rollen fort;
Eine Hand voll wirf zur Thür hinaus: Und ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

W. Müller.

Dorn und Disteln stechen sehr, böse Zungen noch viel mehr.

Aushorcher und Angeber sind des Teufels Netzweber.

Ich habe immer sagen hören, daß Gebärdenspäher und Geschichtenträger des Übels mehr in dieser Welt gethan, als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

Friedrich v. Schiller.

Wahrheit ist ein selten Kraut, selt'ner noch, wer sie verdaut.

Die Lügen sind ein Teufelssamen, aus dem nie gute Früchte kamen.

Lieber Land und Leute verloren, als einen falschen Eid geschworen.

Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg;
sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

Friedrich v. Schiller.

Halte deinen Witz im Zaum,
leicht macht er dem Hasse Raum.

96. Der kluge Richter.

Johann Peter Hebel.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Mark an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. »Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein!

Nimm dein Eigentum zurück!« So sprach er mit dem heitern Blicke eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geglaubtes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. »Guter Freund,« sprach er hierauf, »es waren eigentlich 800 Mark in dem Tuche eingenäht; ich finde aber nur noch 700 Mark. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Mark Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch.«

Das war nicht schön, aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Mark als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, dafs er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung: der eine, dafs 800 Mark seien eingenäht gewesen, der andere, dafs er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe.

Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er liefs sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: »Demnach, und wenn der eine von euch 800 Mark verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Mark gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Mark verloren hat. Und dir da weifs ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Mark findet.« So sprach der Richter, und dabei blieb es.

97. Es war nicht das meinige.

Friedrich Ahlfeld.

Im siebenjährigen Kriege wurde einst ein Rittmeister ausgeschickt, um Fütterung für die Pferde zu suchen. In einem einsamen Thale, wo man keinen Menschen, sondern nur Buschwerk erblickte, ward er endlich einer armseligen Hütte ansichtig. Als er anpochte, trat ein alter

Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Zeigt mir ein Feld, Alter,“ redete ihn der Offizier an, „wo meine Leute Futter holen können.“ „Mit bestem Willen,“ antwortete der Bauer und ging ihnen als Wegweiser voran. Nach einer Viertelstunde etwa trafen sie ein schönes Gerstenfeld. „So, hier ist, was wir suchen,“ sagte der Rittmeister. — „Geduldet euch noch ein wenig!“ erwiderte der Bauer und ging vorüber. Sie folgten ihm und kamen endlich bei einem andern Gerstenfelde an, das aber weit geringer stand als das erste. Nachdem die Reiter das Getreide abgemäht, es auf die Pferde gebunden hatten und wieder zurückkehren wollten, sagte der Rittmeister: „Ihr habt uns ganz unnötigerweise weiter reiten lassen, Alter; das erste Feld war besser als dieses.“ — „Kann wohl sein,“ versetzte der Alte, „aber es war nicht das meinige.“

98. Eine Ohrfeige zur rechten Zeit.

Oldenburger Volksbote.

In einer Handelsstadt Norddeutschlands lebte ein Kaufmann, Namens Müller. Ihm begegnete oft ein junger, wohlgekleideter Mensch, der ihn immer sehr freundlich grüßte. Herr Müller erwiderte den Gruß zwar gern; aber da er sich nicht erinnerte, den jungen Menschen je zuvor gesehen zu haben, so glaubte er, daß dieser ihn mit einem andern verwechsle. Eines Tages nun war Herr Müller zu einem Freunde eingeladen, und als er zur bestimmten Zeit in dessen Hause eintraf, fand er denselben jungen Mann schon mit dem Hausherrn im Gespräch. Der Wirt wollte nun seine beiden Freunde miteinander bekannt machen; aber der jüngere sagte: „Das ist nicht nötig; wir kennen uns schon viele Jahre.“ — „Ich glaube, sie sind im Irrtum,“ erwiderte Herr Müller; „ich habe allerdings seit einiger Zeit manchen freundlichen Gruß von ihnen bekommen; aber sonst sind sie mir ganz fremd.“ — „Und doch kenne ich sie lange,“ antwortete der junge Mann, „und freue mich, ihnen heute herzlich danken zu können.“ — „Wofür wollen sie mir danken?“ fragte Herr Müller. — „Das ist allerdings eine alte Geschichte,“ versetzte jener; „aber wenn sie mir einige Augenblicke zuhören wollen, so werden sie sich meiner doch vielleicht noch erinnern.“

„Eines Morgens ging ich in die Schule; ich war damals neun Jahre alt. Als ich über den Marktplatz kam, waren dort viele Körbe der schönsten Äpfel zu sehen. Ich bekam nur selten Obst und betrachtete daher recht lüstern die herrlichen, großen Früchte. Die Eigentümerin sprach mit ihrer Nachbarin und hatte deshalb ihrer Ware den Rücken zugekehrt. Da kam mir der Gedanke, einen einzigen Apfel heimlich zu nehmen; ich dachte, die Frau behielte ja noch eine große Menge. — Leise streckte ich meine Hand aus und wollte eben ganz vorsichtig meine Beute in die Tasche stecken; da bekam ich eine derbe Ohrfeige, so daß ich vor Schrecken den Apfel fallen ließ. ‚Junge!‘ sagte zugleich der-

Mann, der mir die Ohrfeige gegeben hatte, ‚wie heißt das siebente Gebot? Nun, ich hoffe, daß du zum erstenmale dagegen sündigst; laß es zugleich das letzte Mal sein.‘ — Vor Scham wagte ich kaum die Augen aufzuschlagen; aber doch ist mir das Antlitz jenes Mannes unvergeßlich geblieben. — In der Schule war ich früher sehr unaufmerksam; jetzt aber glaubte ich immer von neuem die Worte zu hören: ‚Laß es das letzte Mal sein.‘ Und ich nahm mir fest vor: Ja, es soll gewiß das erste und das letzte Mal sein. Aber auch lange nachher, wenn im Katechismus das siebente Gebot besprochen wurde, dachte ich mit heftigem Herzklopfen an jenen Morgen. Als ich nach einigen Jahren die Schule verließ, ward ich Lehrling bei einem Kaufmann in Bremen; von dort ging ich später nach Südamerika. Hier kam ich wohl manchmal in Versuchung, in Kaufmannsgeschäften andere zu betrügen und so die Hand nach fremdem Gute auszustrecken; aber dann war es mir immer, als fühlte ich von neuem die Ohrfeige, und ich erinnerte mich der Worte: ‚Laß es zugleich das letzte Mal sein.‘ So bin ich ehrlich geblieben, und in dem Vermögen, welches ich mit herübergebracht habe, ist kein Pfennig unrechten Gutes. Gott sei dafür gelobt!“

So erzählte der junge Mann; dann aber ergriff er die Hand des Herrn Müller und sagte: „Darf ich nun diese Hand, die mir eine solche Wohlthat erwiesen hat, recht dankbar drücken?“

99. Nützliche Lehren.

Johann Peter Hebel.

1. Einmal ist keinmal. Das ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gottlob! Ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen!“ Und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: „Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal.“ Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B; und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht. —

2. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Dieses Sprichwort hält gar manches warnend vor, das der und die beherzigen könnte. Freilich wär's im Sinne des Sprichwortes besser, wenn der Krug gar nicht zum Brunnen ginge. Merk's, Lügner, Betrüger, Dieb! Du lügst dich heute glücklich heraus aus einer unsaubern Geschichte — oder hast heute einmal mit Erfolg gegen andere Leute falsch' Zeugnis geredet, verleumdet, verdächtigt, beschimpft; —

aber der Krug bricht morgen schon, und Verachtung und Strafe trifft dich. Redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinem Nächsten, dann bricht der Krug nicht! Du übervorteilst andere in Handel und Wandel, und es gelingt prächtig. Du lachst im Herzen über die Thoren, die sich anführen ließen, wenn du dein Profitchen berechnest, und du wirst kecker.

Sieh, dem Kruge wackelt schon der Henkel! Noch ein-, zwei-, dreimal — und er bricht — deine Spitzbüberei ist entdeckt! Schmach und Schande, schuldbelastetes Gewissen — der Arm der Gerechtigkeit und seine wohlverdiente Strafe — sie haben dich ereilt, und der Krug ist in Scherben. — Du stiehlst. Alle Diebe, Räuber und Mörder haben mit kleinem in der Jugend angefangen und an den Krug gar nicht gedacht. Es gelang, und sie wurden nicht entdeckt. Das war gerade ihr Unglück; denn nun ging immer rascher der Krug zum Brunnen. Der Dieb wuchs am Leibe und an Geschicklichkeit zum Stehlen und an Frechheit und Sicherheit. Patsch! Da bricht der Krug! Die Gerichte haben ihn, und das Urteil dieser Welt läßt nicht lange auf sich warten; das droben bleibt auch nicht aus.

100. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ludwig Hölty.

1. Üb immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

2. Dann wirst du wie auf grünen Au'n
durchs Pilgerleben geh'n,
dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
dem Tod ins Auge seh'n.

3. Dann wird die Sichel und der Pflug
in deiner Hand so leicht,
dann singest du beim Wasserkrug,
als wär' dir Wein gereicht.

4. Dem Bösewicht wird alles schwer,
er thue, was er thu';
der Teufel treibt ihn hin und her
und läfst ihm keine Ruh'.

5. Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Ährenfeld;
er ist auf Lug und Trug erpicht
und wünscht sich nichts als Geld.

6. Der Wind im Hain, das Laub am Baum
saust ihm Entsetzen zu;
er findet nach des Lebens Traum
im Grabe keine Ruh'.

7. Üb immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

8. Dann suchen Enkel deine Gruft
und weinen Thränen drauf,
und Sommerblumen voll von Duft
blüh'n aus den Thränen auf.

101. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.

Johann Peter Hebel.

In dem Kriege Frankreichs gegen Preußen 1806—1807 wurde ein süddeutscher Offizier bei einem Edelmanne in Schlesien einquartiert. Sein Zimmer war mit Gemälden geschmückt, und weil ihm diese gefielen, so bat er sich von seinem Hausherrn eins zum Andenken aus. Dies wurde gewährt. Der Offizier wählte gerade das geringste. War das nicht artig von ihm? Darüber geriet aber der Edelmann in sichtbare Unruhe und bat seinen Gast, sich doch dieses oder jenes auszuwählen. Der Offizier nahm ohne Umstände das gewählte Bild weg, hinter welchem ein großer, feuchter Fleck zu sehen war. Ein Stoß mit der Faust, und zusammenfiel der frische Verwurf, welcher das Silber und Gold des Hauswirtes verbarg. Der zum Tode erblaßte Edelmann hielt alles für verloren und bat nur den Offizier, ihm zu sagen, wer ihm das Geheimnis verraten habe. „Ich werde den Verräter sogleich rufen lassen," sagte dieser, „ich bin ihm ohnehin eine Belohnung schuldig." Und ohne Verzug brachte sein Bedienter den Maurer, welcher die Vertiefung in die Mauer gemacht hatte. Jetzt kam der Schrecken an den Maurer; denn ihm mochte wohl sein Gewissen sagen, daß er einen Schurkenstreich begangen habe. Dazu mag ihm auch die Bank im Vorplatze nicht geheuer vorgekommen sein. Und wirklich ließ ihn der Offizier darauf legen und ihm von frischer Hand hundert Prügel aufzählen. Dem Edelmanne aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück.

102. Die Tabakspfeife.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

1. „Gott grüß' euch, Alter, schmeckt das
Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
von rotem Ton mit goldnem Reifchen!
Was wollt ihr für den Kopf?"

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
bei Belgrad abgewann.

3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glieder mäh'n." —

4. „Ein andermal von euern Thaten;
hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
für euern Pfeifenkopf."

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
von meinem Gnadensold;
doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
ich nicht um alles Gold.

6. Hört nur! Einst jagten wir Husaren
den Feind nach Herzenslust;
da schoß ein Hund von Janitscharen
den Hauptmann in die Brust.

7. Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
er hätt' es auch gethan —
und trug ihn fort aus dem Getümmel
zu einem Edelmann.

8. Ich pflegte sein; vor seinem Ende
reicht' er mir all' sein Geld
und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
und blieb im Tod noch Held.

9. Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
der dreimal Plünd'rung litt —
so dacht' ich, — und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit.

10. Ich trug auf allen meinen Zügen
sie wie ein Heiligtum,
wir mochten weichen oder siegen,
im Stiefel mit herum.

11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schuß;
da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß."

12. „Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
o, sagt, wie hieß der Mann,
damit auch mein Herz ihn verehren
und ihn beweinen kann?"

13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
dort lag sein Gut am Rhein." —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut ist mein.

14. Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben
und eßt von Walthers Brot!"

15. „Nun topp! Ihr seid ein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
die Türkenpfeife sein!"

103. Die Sonne bringt es an den Tag.

Adalbert v. Chamisso.

1. *Gemächlich in der Werkstatt saſs*
zum Frühstück Meister Nikolas;
die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
es war im heitern Sonnenschein.
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. *Die Sonne blinkt von der Schale Rand,*
malt zitternde Kringeln an die Wand;
und wie er den Schein ins Auge faſst,
so spricht er für sich, indem er erblaſst:
„Du bringst es doch nicht an den Tag!"

3. *„Wer nicht? Was nicht?" die Frau fragt gleich;*
„Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?"
Und er darauf: „Sei still, nur still;
ich's doch nicht sagen kann, noch will —
die Sonne bringt's nicht an den Tag!"

4. *Die Frau nun dringender forscht und fragt,*
mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
mit süſsem und mit bitterm Wort,
sie fragt und plagt ihn immerfort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?“

5. *„Nein, nimmermehr!“ — „Du sagst es mir noch!“*
„Ich sag' es nicht!“ — „Du sagst es mir doch!“
Da ward zuletzt er müd' und schwach
und gab der Ungestümen nach.
Die Sonne bringt es an den Tag!

6. *„Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',*
da traf es mich einst so sonderbar;
ich hatte nicht Geld, noch Ranzen, noch Schuh',
war hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. *Da kam ein Jude mir just in die Quer'! —*
Ringsher war's still und menschenleer.
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag!

8. *Und er: ‚Vergieſset nicht mein Blut!*
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!‘
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
er war ein alter, schwacher Mann. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. *So rücklings lag er blutend da;*
sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
noch hob er zuckend die Hand empor,
noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
‚Die Sonne bringt es an den Tag!‘

10. *Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm*
und kehrt' ihm die Taschen um und um:
acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld;
ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

11. *Dann zog ich weit und breit hinaus,*
kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weiſst nun meine Heimlichkeit;
so halte den Mund und sei gescheid!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag!

12. *Wenn aber sie so flimmernd scheint,*
ich merk' es wohl, was sie da meint;
wie sie sich mühet und sich erbost,
du schau nicht hin und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den Tag!"

13. *So hatt' die Sonn' eine Zunge nun;*
der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n.
„Gevatterin, um Jesu Christ!
Laſst euch nicht merken, was ihr nun wiſst!"
Nun bringts die Sonne an den Tag!

14. *Die Raben ziehen krächzend zumal*
nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf das Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? Wie ward es kund? —
Die Sonne bracht' es an den Tag!

104. Sprüche.

Thue nur das Rechte in deinen Sachen;
das andre wird sich von selber machen. Wolfgang v. Goethe.

Geradezu ist der nächste Weg.

Besser arm mit Ehren als reich mit Schanden.

Gut Gewissen und armer Herd ist Gott und aller Ehren wert.

Es folgen Unglück, Schimpf und Schmach
dem Laster auf dem Fuße nach.

Die Tugend darbt oft, indem das Laster prasset.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
der Übel größtes aber ist die Schuld. Friedrich v. Schiller.

e. Nächstenliebe. Feindesliebe.

105. Ein gutes Rezept.

Johann Peter Hebel.

In Wien war der Kaiser Joseph, ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir den Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerz!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein

Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn für einen reichen Herrn und dachte: Ich will's probieren. „Gnädiger Herr," sagte er, „wollt ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." — „Thut's ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein" und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne. Und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht besonders darauf ansah. Als er aber zu der kranken Frau ins Stüblein kam, wo es recht leer und betrübt aussah, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch jetzt ein Rezept verschreiben", und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer dagewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, fürwahr, ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten darunter steht ‚Joseph', wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster, solche Herzsalbe und solchen Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gen Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung; das Geld aber wurde nachher richtig ausbezahlt. Der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenigen Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

106. Aus dem Leben Gellerts.

Wilhelm Örtel v. Horn.

Eines Tages ging Gellert vor einem Thore Leipzigs spazieren. Plötzlich hörte er unter lautem Weinen und Wehklagen eine arme Frau hinter sich herlaufen. Er blieb stehen und fragte

sie teilnehmend nach dem Grunde ihres Leids. Die Frau wollte nicht heraus damit; als aber Gellert ihr freundlich zuredete, wurde sie zutraulich und erzählte ihm nun, dafs sie mit ihrem Manne und vier Kindern ein kleines Häuschen bewohne, das dem reichen Kaufmann N. gehöre. Seit fünf Wochen lägen Mann und Kinder krank; sie habe nichts in dieser Zeit verdienen können; niemand borge ihr mehr einen Mund voll Brot, und nun wolle der harte Hausherr, weil sie ihm dreifsig Thaler Miete schuldig sei, sie aus dem Hause werfen samt den Kranken. Sie habe, wehklagte die Frau, keinen Heller für Brot und Arznei und müsse also den Tod der Ihrigen vor Augen sehen, und niemand erbarme sich. »Ach,« rief sie aus, »wenn's nur schon vorüber wäre; im Grabe wär's uns allen wohl!« Diese Klagen gingen wie ein zweischneidiges Schwert durch Gellerts weiches Herz. So wenig Geld er auch gerade damals hatte, so war er doch schnell entschlossen, zu helfen. Er bat die arme Frau, mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Als er dort ankam, suchte er alles, was er hatte, zusammen und fand nur noch dreifsig Thaler. Mit Dank gegen Gott, dafs er eben noch so viel hatte, gab er der Frau das Geld und sagte ihr, sie solle es zu dem Kaufmann N. tragen, aber nicht eher als um 11 Uhr. Die glückliche Frau ergofs sich in heifsem Danke und versprach, seine Befehle genau zu vollziehen.

Gellert kannte den Kaufmann N. Er kleidete sich sogleich um und ging vor 11 Uhr zu ihm. Als er in des Kaufmanns Stube trat, fand er ihn beim Einrollen einer sehr grofsen Geldsumme und sah es ihm deutlich an, dafs er ungelegen kam. Der Kaufmann strich unwillig das Geld in eine Schublade des Tisches und wollte eben eine unwirsche Frage thun, als er sich noch besann und Gellert höflich grüfste.

Gellert setzte sich und sagte: »Von ihnen kann man gewifs viel Gutes lernen; denn ein so gesegneter Mann, wie sie, wird es nicht unterlassen, von seinem Reichtume den gesegnetsten Gebrauch zu machen. Sie kennen gewifs die grofse Kunst, andern wahrhaft wohlzuthun.« Der Kaufmann, der mit seinen Gedanken noch halb bei seinem Gelde war, verstand nicht recht, was Gellert wollte, und antwortete sehr zerstreut: »Ach ja, ganz recht!«

Gellert fuhr fort, mit der Wärme seines edeln Herzens von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst noch ergriffen von dem Andenken an die arme Frau, sprach er so ergreifend, dafs der Geizhals in seines Herzens Grunde bewegt wurde. Da öffnete sich die Thüre, und die arme Frau trat herein und legte die dreifsig Thaler auf den Tisch, indem sie sagte: »Da haben sie das Geld! Aber nun geben sie mir das Briefchen wieder, in dem mein armer, kranker Mann um Gnade bat. Noch erfüllt von Gellerts schönen Worten, geriet der Kaufmann in eine grofse Verlegenheit.

Er suchte das zu bemänteln und sagte: »Ei, das hätte ja Zeit gehabt! Wie kann sie nur so reden? Sie sieht ja, dafs ich — Besuch — habe! — Doch —« er besann sich schnell; der Geldhunger übermannte ihn, und er begann das auf dem Tische liegende Geld zu zählen.

»Ja, ja,« sagte die Frau, »Zeit hin, Zeit her! Sie haben mich heute früh hart angefahren. Einen kranken Mann und vier todkranke Kinder, kein Geld für Arznei, keins für Brot; ach, das ist hart! Und nun noch aus dem Hause geworfen werden, das ist entsetzlich! Als ich in der Verzweiflung herumlief, begegnete ich diesem Herrn —« (Gellert winkte ihr, zu schweigen). »Ja,« fuhr sie fort, »winken sie nur, ich mufs es doch sagen, — der gab mir das Geld.«

Der karge Reiche fuhr betroffen herum und sah Gellert an. Was dieser ihm eben gesagt, war noch frisch in seinem Gedächtnis. »Sie haben das gethan?« fragte er mit Erstaunen. Tief ergriffen von dem Gedanken, dafs der arme Gellert so gehandelt, wandte er sich jetzt zu der Frau und sagte: »Hier hat sie das Briefchen, aber auch die dreifsig Thaler. Pflege sie ihren Mann und ihre Kinder damit!« Und zu Gellert sagte er: »Ich sehe, sie können nicht nur schön schreiben, sondern auch schön handeln! Um aber mein Unrecht einigermafsen wieder gut zu machen, so erlauben sie mir, dafs ich sie zu der armen Familie begleite! Sie sollen mich auch von einer andern Seite kennen lernen.«

Mit Freuden nahm dies Gellert an. Beide fanden die Familie im tiefsten Elend. Gellert übernahm es, ihr ärztliche Hilfe zu verschaffen, und der Kaufmann sorgte für alle übrigen Bedürfnisse. Von nun an ging der Familie ein neues Leben auf, und der Kaufmann, auf dessen Herz Gellerts Wort und Beispiel so verbessernd gewirkt, liefs es bei dieser Wohlthat nicht bewenden; er nahm den ältesten Sohn in seine Dienste, zahlte für die übrigen Kinder das Schulgeld und erwies sich als unermüdeter Wohlthäter derselben.

107. Das brave Mütterchen.

Müllenhof.

Es war im Winter, und alle Teiche und Flüsse waren zugefroren. Da beschlossen die Husumer, ein grofses Fest auf dem Eise zu feiern. Sie schlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt versammelte sich draufsen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren in Schlitten; in den Zelten erscholl Musik, und Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum. So verging der ganze Tag, und der helle Mond ging auf; aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füfse

nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bett aus aufs Eis hinaus sehen und die Freude sich betrachten. Wie es nun Abend wurde, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaussah, im Westen ein kleines, weiſses Wölkchen, das eben am Horizont aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst; sie war in frühern Tagen mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: In einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren. Da rief und jammerte sie, so laut sie konnte; aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer gröſser ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut muſste da sein, der Sturm losbrechen.

Da rafft sie all ihr biſschen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füſsen aus dem Bette zum Ofen; glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand nun augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als eben die letzten den Fuſs aufs feste Land setzten, brach die Decke, und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

108. Das Lied vom braven Mann.

Gottfried Bürger.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gott Lob, daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann!

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Wassern scholl;
das Wiesenthal begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf
lag eine Brücke drüber her,
und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!“

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

6. Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
von beiden Ufern, hier und dort,
von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,
an beiden Enden, hier und dort;
zerborsten und zertrümmert schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!" —

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
und jeder schrie und rang die Hand;
doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

9. Rasch galoppiert' ein Graf hervor,
auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen wagt." —

10. Und immer höher schwoll die Flut,
und immer lauter schnob der Wind,
und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! Komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

11. „Hallo, Hallo! Frisch auf, gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

12. Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
mit grobem Kittel angethan,
an Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
und schaute das nahe Verderben dort.

13. Und kühn, in Gottes Namen, sprang
er in den nächsten Fischerkahn;
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzuklein,
um Retter von allen zugleich zu sein.

14. Und dreimal zwang er seinen Kahn
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
so rollte das letzte Getrümmer fort. —

15. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

16. „Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

17. „Mein Leben ist für Gold nicht feil;
arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu teil,
der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
und wandte den Rücken und ging davon. —

18. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gott Lob, daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann!

109. Menschenliebe und Dankbarkeit.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Nach der Schlacht bei Mollwitz 1741 fand ein preußischer Husar einen verwundeten jungen österreichischen Offizier, der ihn aufs dringendste bat, seinen Leiden durch einen schnellen Tod ein Ende zu machen. „Das kann und werde ich nicht, Kamerad," sprach der Husar. „Ich bringe dich ins Feldlazaret, dort wirst du Hilfe und Pflege finden und, so Gott will, auch geheilt werden." Mit diesen Worten saß er ab, half mit großer Anstrengung dem feindlichen Offizier aufs Pferd, und indem er den Verwundeten festhielt, führte er das Tier behutsam in das nächste Dorf. Hier übergab er ihn dem Oberarzte des Feldlazaretes und erkundigte sich fleißig nach ihm; denn der Husar war der Schutzwache des Lazaretes zugeteilt.

Der Offizier genas wirklich und bot, ehe er abzog, seinem Retter alles an, was er an Geld und Kostbarkeiten bei sich hatte. Dem Husaren blitzten die hellen Thränen in den Augen; doch weigerte er sich standhaft, etwas anzunehmen, bis er sich endlich auf besonderes Zureden des Arztes eine goldene Uhr aufdringen ließ. Diese Uhr nun war sein liebstes Besitztum, und in allen Gefahren und Schlachten kam sie nicht aus seiner Hand.

Der Krieg ging zu Ende. Da der wackere Husar zu Hause nicht das nötige Auskommen fand, trat er in herrschaftliche Dienste. So kam er denn mit einem österreichischen General nach Wien, und als dieser bald darauf starb, zum Fürsten Esterhazy, der ihn zugleich in seine Kapelle, d. h. in seine Hausmusik, aufnahm, weil der Husar gut Flöte blies. Als er hier zum ersten Male beschäftigt war, fiel dem Fürsten sein Gesicht auf. Er fragte ihn daher, ob er nicht früher beim Militär gewesen sei, und als der Flötist dies bejahte, ob er nicht bei Mollwitz mitgefochten und nach der Schlacht einen verwundeten Offizier ins Lazaret gebracht habe. Der Husar bejahte alles, nannte den Ort, wo das Lazaret gewesen, und zog seine Uhr mit den Worten heraus: „Hier ist noch ein Andenken von jenem braven Offizier, das mir ewig lieb und teuer ist." Da warf sich der Fürst in seine Arme, zog ihn in den Gesellschaftssaal und stellte ihn seiner ehrwürdigen Mutter, seinen Schwestern und Schwägern als seinen Retter vor. Noch selbigen Tages schenkte ihm der Fürst einen Meierhof in der Nähe seines Stammgutes und behandelte ihn überall wie seinen Freund, eine Auszeichnung, die den ehemaligen Husaren, wie den Fürsten ehrte.

110. Das Kind der Barmherzigkeit.

Gottfried v. Herder.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er ratschlagend die obersten Engel um sich.

»Erschaffe ihn nicht!« so sprach der Engel der Gerechtigkeit; »er wird unbillig gegen seine Brüder sein und hart und grausam gegen den Schwächern handeln.«

»Erschaffe ihn nicht!« so sprach der Engel des Friedens; »er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden.«

»Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen!« so sprach der Engel der Wahrheit, »und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Spiegel, auf sein Antlitz prägtest.«

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebes Kind, zu seinem Thron trat und seine Knie umfaſste. »Bild ihn,« sprach sie, »Vater, zu deinem Bilde selbst, einen Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehen und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irrt, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrtums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.«

Der Vater der Menschen bildete den Menschen, ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, ein Sohn seiner Barmherzigkeit und einer Liebe, die nimmer ihn verläſst, ihn immer bessernd.

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist! Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt.

111. Der Indianer.

Nach Johann Gottfried Seume.

Ein Indianer hatte sich einst auf der Jagd verirrt. Von Hunger und Durst gequält, wandte er sich an einen englischen Landmann, der eben vor der Thür seines Hauses saß, und bat ihn um ein Stück Brot. Als ihm dies mit harten Worten verweigert wurde, flehte er um einen Trunk frischen Wassers, seinen brennenden Durst zu stillen. Auch dies versagte ihm der hartherzige Engländer und wies ihn mit Scheltworten ab.

Einige Monate später verirrte sich derselbe Engländer auf der Jagd, so daß er sich bei hereinbrechendem Abende nicht zurecht finden konnte. Zu seiner nicht geringen Freude traf er einen Indianer und bat ihn, er möchte ihm nur den rechten Weg zeigen. Freundlich bedeutete ihm der Indianer, es sei heute schon zu spät, die Heimreise anzutreten, und lud ihn ein, bei ihm die Nacht zuzubringen. Voll Mißtrauens wollte anfangs der Engländer die Einladung ausschlagen, nach einigem Bedenken aber entschloß er sich notgedrungen, dem Wilden in die Hütte zu folgen. Hier wurde er mit allerlei Erfrischungen bedient und fand auf einer Tierhaut ein angenehmes Nachtlager. Als der Morgen angebrochen war, weckte der Indianer seinen Gast und

führte ihn auf den rechten Weg. Beim Abschiede fragte er den Engländer, ob er sich nicht erinnern könne, ihn schon irgendwo gesehen zu haben. Der Gefragte betrachtete nun seinen Führer genauer und erkannte in ihm denselben Indianer, den er vor Monaten so schnöde und hartherzig von seiner Thür gewiesen hatte. Beschämt gestand er seine Unmenschlichkeit, und um sein Unrecht einigermaßen gut zu machen, lud er den Indianer in sein Landhaus ein. Dieser lächelte freundlich, wünschte ihm eine glückliche Reise und verschwand in den Wald.

112. Geiz ist die Wurzel alles Übels.

Friedrich Ahlfeld.

In den Jahren 1779, 80 und 81 herrschte in unserm Vaterlande eine große Teuerung. Zu jener Zeit lebte in den Odergegenden ein Mann, dessen Feld groß war und so gut getragen hatte, daß er eine Menge Roggen in der Scheuer und auf dem Boden aufspeichern konnte. Hoch waren die Preise schon im Herbste. Mit dem Winter und dem Frühjahr stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thüre des Reichen; mancher Handwerker bettelte, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen. Alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir einen Satz gemacht: Der Boden wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel acht Thaler kostet. Dabei bleibe ich!“ Und zum Zeichen hatte er an die Bodenthüre eine große schwarze 8 mit Kohle gemalt. — Der Winter verging, der Mai kam heran; die Preise waren hoch gestiegen; denn das Frühjahrswasser hatte großen Schaden gethan.

Am 7. Mai kam zu dem Bauer ein armer Leinweber. Sein Gesicht sah vor Hunger und Grämen aus wie graue Leinwand. Er zahlte, damit der reiche Mann Geld sähe, für einen halben Scheffel 3 Thlr. 22 Gr. auf den Tisch. Die 22 Gr. bestanden aus Dreiern, Vierlingen, Groschen und Sechsern; denn der Mann hatte alles zusammengesucht. Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft euch nichts; der Scheffel kostet 8 Thlr.; das ist mein Satz. Eher thue ich meinen Boden nicht auf. Und dann muß es ordentliche Münze sein.“ Des Bauers Söhnchen, ein Bürschlein von zehn Jahren, zupfte den Alten am Rock: „Vater, gebt's ihm doch!“ Aber der Vater prägte ihm mit einem Rippenstoß andere Grundsätze ins Herz. Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heimwandern.

Den 8. Mai in der Abenddämmerung kam die Zeitung an. Einen Blick hinein, und der Bauer fand, was er finden wollte: „Roggen 8 Thlr.“ Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er nahm ein Licht, ging auf den Boden und wollte übersehen, wie viel er wohl verfahren könnte, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre.

Indem er so durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschritt, strauchelte er und fiel; das Licht flog ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh, der daneben lag. Ehe er sich aufraffen konnte, stand das Stroh in hellen Flammen. Bald hatte das Feuer den Dachstuhl und die Dielen ergriffen. Um Mitternacht an demselben Tage, wo der Roggen acht Thaler galt und der Geizhals auf seinen Satz gekommen war, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann.

113. Der Maure und sein Gastfreund.

Friedrich Jakobs Ährenlese.

Zur Zeit, als die Mauren aus Spanien noch nicht vertrieben waren, tötete ein spanischer Edelmann einen maurischen Jüngling, mit dem er zufällig in Zweikampf geraten war. Von den Begleitern des Getöteten verfolgt, entkommt er ihnen durch die Schnelligkeit seiner Füſse und entzieht sich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens steigt. Da er hier auf den Eigentümer trifft, erzählt er ihm sein Unglück und bittet um seinen Schutz, worauf jener stillschweigend einen Pfirsich pflückt, ihn voneinander bricht und dem Fremden die Hälfte davon reicht. »Wenn du diesen issest,« sagte er, »so bist du meiner Gastfreundschaft und meines Schutzes gewiſs.«

In derselben Nacht, wenige Stunden nachher, erfährt dieser Mann, daſs der Getötete sein eigener Sohn ist. Seiner Verpflichtung eingedenk, bekämpft er seinen Schmerz, begibt sich zu dem Spanier, den er zu schützen versprochen, und sagt zu ihm: »Der Jüngling, den du getötet hast, war mein Sohn, der einzige Zweig meines Stammes und meine Hoffnung und Freude. Wenn ich die Stimme einer rechtmäſsigen Rache hören wollte, so würdest du von meinen Händen sterben; aber ich habe dir mein Wort gegeben, ich habe dir Schutz versprochen. Flieh, ehe dich einer der Meinigen entdeckt, indem du dich des flüchtigen Rosses bedienst, das deiner am Thore harrt. Flieh, ohne einen Augenblick zu verlieren, und danke dem Allmächtigen, der mir die Kraft verliehen hat, meinen Zorn zu bekämpfen und die Zusage zu erfüllen, die ich dir gegeben habe.«

114. Der Vater und seine drei Söhne.

Magnus Lichtwer.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
teilt' einst ein Vater sein Vermögen
drei Söhnen aus, nebst seinem Segen,
und teilt' es unter alle gleich.
„Noch einen Demant," sprach der Alte,
„ist hier, den ich für den behalte,
der mittels einer edeln That
darauf den größten Anspruch hat!"

Um diesen Anspruch zu erlangen,
hieß er die Söhne sich zerstreu'n. —
Die Prüfungszeit war kaum vergangen,
so stellten sie sich wieder ein.
„Hört," sprach der älteste der Brüder,
„einmal vertraut' ein fremder Mann
sein Gut ohn' allen Schein mir an;
ich gab es ihm getreulich wieder.

War diese That nicht lobenswert?“ —
„Du hast gethan, was sich gehört,“
ließ sich der Vater hier vernehmen;
„wer anders thut, der muß sich schämen;
denn Ehrlichkeit ist unsre Pflicht.
Gut ist die That, doch edel nicht.“

Der zweite sprach: „Auf einer Reise
sah ich, daß unachtsamerweise
ein armes Kind in einen See
hinunterfiel. Ich ritt daneben.
Schnell sprang ich nach, zog's in die Höh'
und rettete des Kindes Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugnis geben.“ —
„Du thatest,“ sprach der Greis, „mein Kind,
was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
fand ich an eines Abgrunds Rand
einst meinen Feind fest eingeschlafen.
Sein Leben war in meiner Hand.
Ich weckt' ihn auf, zog ihn zurücke.“ —
„O!“ rief der Greis mit holdem Blicke
„dein ist der Ring. Welch edler Mut,
wenn man dem Feinde Gutes thut!“

115. Der sterbende Löwe.

Nach Äsop.

Ein alter Löwe lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Tiere, deren Schrecken er bisher gewesen war, bedauerten ihn nicht; sie freuten sich vielmehr, dafs sie seiner los wurden. Einige von ihnen, die er einst verfolgt hatte, wollten nun ihren Hafs an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beifsenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgerlichsten Schimpfworte; der Ochs stiefs ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein blieb schweigend stehen und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. »Willst du dem Löwen nicht auch eins hinter die Ohren geben?« fragte es der Esel. Das Pferd antwortete: »Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann.«

116. Sprichwörter und Dichtersprüche.

Geben ist seliger denn nehmen.

Hast du der Güter Überfluß, so denk an den, der darben muß.

Wohlthätigkeit kennt keinen Unterschied der Nation.

Wer sich des Armen erbarmet, leihet dem Herrn.

Die Freuden, die wir andern bereiten, sind stets die edelsten von allen.

Wohlthaten, still und rein gegeben,
sind Tote, die im Grabe leben,
sind Blumen, die im Sturm bestehen,
sind Sternlein, die nicht untergehen. Matthias Claudius.

Mann mit zugeknöpften Taschen, dir thut niemand was zu lieb;
Hand wird nur von Hand gewaschen; wenn du nehmen willst, so gib!

Wolfgang v. Goethe.

Besser freundlich versagen, als unwillig gewähren.

Deines Herzens Güte magst du daran erproben,
ob du das Gute kannst an deinem Todfeind loben. Friedrich Rückert.

---

f. Freundschaft.

---

117. Die Freundschaft.

Friedrich Bodenstedt.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
und scheint es noch so ehrlich, glaub ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,
mißtrau der Welt und gib dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
ist wert, daß ihm der Himmel Freunde gibt.

Ein Freundesherz ist ein so selt'ner Schatz,
die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
ein Kleinod ist's, voll heil'ger Wunderkraft,
das nur bei festem Glauben Wunder schafft;
doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.

Drum, wird ein solches Kleinod dir beschert,
o, trübe seinen Glanz nicht, halt es wert!
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht;
denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.

Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;
und wer den höchsten Thron gewann
und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

118. Die Bürgschaft.

Friedrich v. Schiller.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
entgegnet ihm finster der Wüterich. —
„„Die Stadt vom Tyrannen befreien!““
„Das sollst du am Kreuze bereuen!“

2. „Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
und bitte nicht um mein Leben;
doch willst du Gnade mir geben,
ich flehe dich um drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
ich lasse den Freund dir als Bürgen,
ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

3. Da lächelt der König mit arger List
und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
eh' du zurück mir gegeben bist,
so muß er statt deiner erblassen;
doch dir ist die Strafe erlassen.“

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
daß ich am Kreuz mit dem Leben
bezahle das frevelnde Streben;
doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
so bleib du dem König zum Pfande,
bis ich komme, zu lösen die Bande.“

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
und liefert sich aus dem Tyrannen;
der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
eilt heim mit sorgender Seele,
damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab,
von den Bergen stürzen die Quellen,
und die Bäche, die Ströme schwellen;
und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab —
da reißet die Brücke der Strudel hinab,
und donnernd sprengen die Wogen
des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
wie weit er auch spähet und blicket
und die Stimme, die rufende, schicket:
da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
der ihn setze an das gewünschte Land;
kein Schiffer lenket die Fähre,
und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
die Sonne, und wenn sie niedergeht
und ich kann die Stadt nicht erreichen,
so muß der Freund mir erbleichen!“

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
und Welle auf Welle zerrinnet,
und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Mut
und wirft sich hinein in die brausende Flut
und teilt mit gewaltigen Armen
den Strom — und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort
und danket dem rettenden Gotte.
Da stürzet die raubende Rotte
hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
und hemmet des Wanderers Eile
mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„ich habe nichts als mein Leben,
das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißet die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühen-
den Brand,
und von der unendlichen Mühe
ermattet, sinken die Knie.
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
aus dem Strom mich gerettet ans heilige
Land,
und soll hier verschmachtend verderben,
und der Freund mir, der liebende, sterben?“

13. Und horch! Da sprudelt es silberhell,
ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
und stille hält er, zu lauschen;
und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig,
schnell,
springt murmelnd hervor ein lebendiger
Quell,
und freudig bückt er sich nieder
und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der
Zweige Grün
und malt auf den glänzenden Matten
der Bäume gigantische Schatten;
und zwei Wanderer sieht er die Straße
zieh'n,
will eilenden Laufes vorüber flieh'n,
da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

15. Und die Angst beflügelt den eilen-
den Fuß,
ihn jagen der Sorge Qualen.
Da schimmern in Abendrots Strahlen
von ferne die Zinnen von Syrakus,
und entgegen kommt ihm Philostratus,
des Hauses redlicher Hüter,
der erkennet entsetzt den Gebieter:

16. „Zurück! Du rettest den Freund
nicht mehr,
so rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
mit hoffender Seele der Wiederkehr;
ihm konnte den mutigen Glauben
der Hohn des Tyrannen nicht rauben“ —

17. „Und ist es zu spät und kann ich
ihm nicht,
ein Retter, willkommen erscheinen,
so soll mich der Tod ihm vereinen!
Des rühme der blutige Tyrann sich nicht,
daß der Freund dem Freunde gebrochen
die Pflicht;
er schlachte der Opfer zweie
und glaube an Liebe und Treue!“

18. Und die Sonne geht unter, — da
steht er am Ziel
und sieht das Kreuz schon erhöhet,
das die Menge gaffend umstehet;
an dem Seile schon zieht man den Freund
empor,
da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

19. Und Erstaunen ergreift das Volk
umher,
in den Armen liegen sich beide
und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
und zum Könige bringt man die Wunder-
mär;
der fühlt ein menschliches Rühren,
läßt schnell vor den Thron sie führen —

20. und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
ihr habt das Herz mir bezwungen;
und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
in euerm Bunde der dritte!“

119. Der Postillon.

Nikolaus Lenau.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
ob der holden Frühlingspracht
freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
und es zog gelinder
durch das stille Schlafgemach
all der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich;
denn der Blüten Träume
dufteten gar wonniglich
durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
ließ die Geißel knallen,
über Berg und Thal davon
frisch sein Horn erschallen,

6. Und von flinken Rossen vier
scholl der Hufe Schlagen,
die durchs blühende Revier
trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
kaum gegrüßt — gemieden,
und vorbei, wie Traumesflug,
schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
lag ein Kirchhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt am Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber,
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad,
mag's euch nicht gefährden;
drüben liegt mein Kamerad
in der kühlen Erden!

12. Ein gar herzlieber Gesell'!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
wie mein Kamerade!

13. Hier ich immer halten muß,
dem dort unterm Rasen
zum getreuen Brudergruß
sein Leiblied zu blasen!"

14. Und dem Friedhof sandt' er zu
frohe Wandersänge,
daß es in die Grabesruh'
seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge wider,
ob der tote Postillon
stimm' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel;
lang mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel.

120. Des Toten Freunde.

Johann Nepomuk Vogl.

1. Sie hatten den Freund zur Ruh' gebracht
und gingen nun alle nach Haus.
„Der ist jetzt daheim", hat der eine gedacht;
der zweite: „Sein Leben ist aus". —

2. Der dritte sprach: „Es macht doch Schmerz,
verlieren so früh schon den Freund!"
Der vierte: „Nun, wackres Bruderherz,
bist du mit den Deinen vereint!" —

3. Der fünfte: „Auf Erden ist's nun schon so!"
Der sechste: „Ruh' über sein Grab!" —
Der siebente: „Wir waren zusammen so froh,
weiß nicht, wo ich's wieder so hab'." —

4. Der achte nur blieb stumm bis zur Schwell',
der hat nichts gesagt und gemeint;
dem blinkte im Aug' eine Thräne hell;
der war sein bester Freund.

121. Dichtersprüche und Sprichwörter.

Freund in der Not, Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken, das sind drei starke Brücken.

v. Sillerwald.

Den Freund zu erkennen, mußt du erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben.

Freundeshilfe reitet nicht mit der Ochsenpost.

Von Freunden in der Not gehen hundert auf ein Lot.

Ein falscher Freund gleicht dem Schatten an der Sonnenuhr, der sich nur zeigt, wenn die Sonne scheint.

Teuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen;
zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Friedrich v. Schiller

---

g. Gemeinsinn. Obrigkeit. Unterthanen.

---

122. Die Bürger.

Aus „Hermann und Dorothea."

Johann Wolfgang v. Goethe.

.... Was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
jeder gedächte mit Lust, zu erhalten und zu erneuen
und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sei,
wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurteilt;

denn wo die Türme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrat sich häufet, und Unrat auf allen Gassen herumliegt,
wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
wo der Balken verfault, und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
da gewöhnet sich leicht der Bürger zum schmutzigen Saumsal,
wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
bald begeben und seh'n zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte geseh'n, die großen und reinlichen, ruht nicht,
künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore
und den geweißten Turm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster, die wasserreichen, verdeckten,
wohlverteilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei?
Ist das nicht alles gescheh'n seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rat und habe mir Beifall,
habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
was ich angab, emsig betrieben und so auch die Anstalt
redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rates.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau[1])
fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
andere hocken zu Haus' und brüten hinter dem Ofen.

123. Der Steinwald-Sepp.

Peter Rosegger.

Der Steinwald-Sepp war der reichste Mann im Dorfe. Er besaß einen großen Bauernhof, die fruchtbarsten Äcker und Wiesen weit und breit und nach Meinung der Leute ein steinhartes Herz. Seine Nachbarn waren arme Häusler und arbeiteten im Steinbruch oder im Bergwerk. Die Leichtsinnigsten und Lustigsten unter ihnen litten zu Zeiten Hunger und kamen dann zum Steinwald-Sepp, um ihn um ein Anlehen zu bitten. Der aber sagte: „Ich will in Fried' und Freundschaft leben mit meiner Nachbarschaft," und lieh ihnen nichts. Wenn aber einer in wahre Not kam, so schenkte er diesem etwas, spähte indes mit Argusaugen, ob sein Geschenk wohl auch zum Rechten verwendet werde. Wenn ein zerlumpter, verkommener Fremder an Sepps Thüre

[1]) Sprich: schossehbau.

klopfte, so öffnete sie dieser und sagte: „Helf' euch Gott, wendet euch an euere Gemeinde, diese wird sich der Ihrigen schon annehmen."

Nach all dem war der reiche Mann als Geizfilz bekannt. Der Steinwald-Sepp zählte sein Hab nach Tausenden; trotzdem konnte er um einen Groschen in Hitze und Schweiß geraten, und jede Hand breit Erde seiner Besitzungen sollte ihm Nutzen bringen.

Da war aber zwischen seinem Hause und dem Dorfe eine Stelle, die ihm nicht nutzbar sein wollte. Hier ragten zwischen braunem Moos nur graue Steine hervor, und die wenigen Grashalme, die sich auf der kleinen Heide herauszudrängen versuchten, trat die lockere Jugend des Dorfes in den Boden zurück. Der Steinanger diente zum Spielplatz für die Kinder. Diese tummelten sich aber auch wacker darauf herum und spielten Steinklopfer und Bergmänner. Sie lagen sich auch oft in den Haaren und warfen den Nachbarn die Fenster ein. „Die werden jetzt aufwachsen, ohne etwas zu lernen, arbeiten, wie ihre Väter arbeiten und Not leiden; dann werden sie selbstsüchtig werden und miteinander in Unfrieden leben!" Solche Gedanken hatte Steinwald-Sepp, wenn er von seiner Stube auf den Steinanger und auf die Kinder hinaussah.

Dann sagte er einmal zu seinen Nachbarn: „Glaubt ihr denn, daß nichts wüchse auf den Steinen? 's ist schade, wenn der Anger so wüst da liegt, und ihr werdet sehen, ich bau' etwas an darauf."

Da lachten die Bauern und sagten: „Unser Geizfilz will die Steine zu Geld und Brot machen, nur, daß er den armen Kindern den Spielplatz verdirbt!" Allein Steinwald-Sepp wußte, was er wollte. „Heuer noch", rief er, „will ich auf diesen Anger säen, und heuer wird es noch aufwachsen; — bis aber die Frucht reif wird, liegen wir schon in den Gruben; ernten werden unsere Kinder nach vierzig Jahren!"

Da sagten die Leute zu einander: „'s ist schad' um den Alten, er hat den Verstand verloren; das ist die Strafe für seinen Geiz!" Dann gingen sie wieder in ihre Steinschlägereien und gruben ihr spärliches Brot aus den finstern Grüften der Erde.

Aber als sie im Herbste wieder heimkamen ins Dorf, da stand auf dem Anger zwischen dem Steinwaldhofe und dem Dorfe ein schönes, geräumiges Haus, und der Baumeister auf dem Dachgiebel schwang just das Glas auf das Wohl der Gemeinde und der Schuljugend und warf das Glas dann auf die Steine, daß es in tausend Stücke zerschellte. Und das Haus war ein Schulhaus, und im Schulhaus lag ein reicher Fondbrief für den Lehrer und für das Fortbestehen der Anstalt, und neben dem Fondbrief lag die Schenkungsurkunde. Die Schule gehört der Gemeinde; dafür ist diese verpflichtet, ihre Kinder von deren sechstem bis dreizehntem Jahre unterrichten zu lassen, und wer es nicht thut, dem verfällt das Anrecht am Schulhause und am Fond.

So stand es in der Urkunde, und das war der Anbau des vermeintlichen Geizhalses. Der Steinwald-Sepp lebt noch und harret der Ernte; doch die vierzig Jahre sind noch lange nicht vorüber.

124. Eine Hand wäscht die andere.

Wilhelm Örtel v. Horn.

So spricht man wohl, wenn ein Schelm dem andern durchhilft, und mancher unehrliche Mensch sagt's einem andern, dem er einen kleinen Gefallen gethan hat. — Pfui! so meint's das Sprichwort nicht. Denkt einmal nach! Wenn ihr euch die Hände waschet, so wird, wenn ihr auch die eine nach allen Ecken im Wasser herumschlenkert, sie dennoch nicht rein; die andere muß wischen und waschen, streichen und kneten helfen, dann geht's. Was lehrt euch das? — Nun — einer, der allein steht, ohne den treuen Beistand seiner Nachbarn und Freunde, bringt nichts fertig. Wenn aber diese sagen: „Wart, Nachbar, ich komme und helfe!" dann wäscht eine Hand die andere. Wenn nun aber der Nachbar deiner Hilfe bedarf? Ei nun, dann muß wieder deine Hand der seinen waschen helfen, und es geht rein und herrlich ab. Verstanden? — Der liebe Gott will, daß wir einander unterstützen und einander helfen und dienen sollen mit der Gabe, die wir empfangen haben. So soll eine Hand die andere waschen.

125. Der reichste Fürst.

Justinus Kerner.

1. Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl
saßen viele deutsche Fürsten einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen, „ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge wohl in manchem tiefen Schacht."

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle," sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„goldne Saaten in den Thälern, auf den Bergen edeln Wein."

4. „Große Städte, reiche Klöster," Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„schaffen, daß mein Land dem euern wohl nicht steht an Schätzen nach."

5. Eberhard, der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr,
sprach: „Mein Land hat kleine Städte, trägt nicht Berge silberschwer;

6. doch ein Kleinod hält's verborgen: daß in Wäldern, noch so groß,
ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Unterthan in' Schoß!"

7. Und es rief der Herr von Sachsen, der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der Reichste, euer Land trägt Edelstein!"

126. Schlechter Lohn.

Johann Peter Hebel.

Als in dem Jahre 1806 der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigentum weggenommen und fortgeführt oder ver-

kauft; denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein grofser Vorrat von königlichem Bauholz blieb lange unverraten und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, der dachte: „Da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen,“ und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzelnder Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baumstämmen noch da und da beisammen liege, woraus manche tausend Gulden zu lösen wären. Aber der Kommandant gab schlechten Dank für die Verräterei und sagte: „Lafst ihr die schönen Baustämme nur liegen, wo sie sind. Man mufs dem Feinde nicht sein Notwendigstes nehmen; denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wie ihr einer seid.“

127. Wie König Max I. arretiert wird.

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Es war verordnet, daß die Invaliden, welche die Aufsicht im englischen Garten in München hatten, besonders auf die Hunde der Spazierenden acht geben sollten, wenn sie von der Bahn weg in den Wald liefen oder sich zu weit in das Gehölz entfernten, da wegen der nahen Hirschau die Jagdordnung verletzt werden konnte.

Ein Invalide, welcher aus einer fernern Station nach München versetzt worden war, zeigte sich in Ausführung dieser Verfügung sehr wachsam. Der Zufall wollte, daß in den ersten Tagen seines neuen Dienstes ihm ein Herr mit zwei kleinen Jagdhündchen in den Weg kam. Der Herr war der König, der, ganz einfach gekleidet, fast alle Tage seinen Spaziergang in dem englischen Garten machte. Der Invalide aber kannte ihn noch nicht. Des Königs Lieblingshündchen schwärmten nach ihrer Weise durch Flur und Gesträuch, was alsogleich den Invaliden veranlaßte, den Herrn auf die Überschreitung der Ordnung wegen der Hunde aufmerksam zu machen.

Der König rief seinen Hunden. Diese aber, an ihre Freiheit schon zu sehr gewöhnt, sprangen bald wieder in die Ferne. Der Invalide, sie beobachtend, war darüber noch gereizter und sagte dem Könige, wenn er die Hunde nicht an sich halte, so müsse er ihn ohne weiteres arretieren. Der König rief abermals den Hündchen, diese aber suchten nach einigen Sprüngen um ihn alsbald wieder das Freie.

Jetzt ward's dem Invaliden zu arg; er ging auf den König los und sagte: „Da der Herr die Befehle des Königs nicht achtet, so sind sie mein Arrestant; sie gehen mit mir!“ Der König sagte: „Geh' er

nur voran, ich folge schon!" So ging also der König wieder der Residenz zu.

Als der Monarch in die Nähe der Häuser kam, bewies ihm jedermann die schuldige Ehrfurcht. Der Invalide schaute hin und her, wem das gelte, und als die zwei Grenadierwachen am Palais des Prinzen Karl das Gewehr präsentierten, ahnte der Invalide nun die Person des Königs in dem Verhafteten und erschrak dergestalt, daß er nicht wußte, wie er sich aus dieser für ihn schreckvollen Lage losmachen sollte. Als der König diese Verlegenheit bemerkte, sagte er zu ihm: „Mach er nur seine Schuldigkeit fort und geh er mit mir auf die Schloßwache!"

Dort angelangt, hieß er ihn da warten. Der König ging dann zur Königin und erzählte ihr mit seinem gewöhnlichen Frohsinne, daß er gerade arretiert worden und nun Arrestant sei. Er erklärte dann den ganzen Vorfall, und der Invalide wurde mit einem Geschenke und dem Wohlgefallen über seine Pflichterfüllung aus der Schloßwache entlassen.

128. König Friedrich und sein Nachbar.

Johann Peter Hebel.

Friedrich der Grofse hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschlofs und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schlofs und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weifsbrot auch in einem Schlosse nicht übel schmeckt. Aufserdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, — auf einmal liefs der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs.

Der geneigte Leser sagt: »Ein König hat Geld wie Laub; warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läfst sie niederreifsen?« Der König wufste, warum; denn eines Tages liefs er den Müller zu sich rufen. »Ihr begreift,« sagte er zu ihm, »dafs wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer mufs weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlöfslein?« Der Müller sagte: »Wie hoch haltet ihr es, Herr Nachbar?« Der König erwiderte ihm: »Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, dafs ihr mir mein Schlofs abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle?« Der Müller erwiderte ihm: »Gnädigster Herr, so habt ihr auch nicht so viel Geld, dafs ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.« Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte; aber der Nachbar

blieb bei seiner Rede: »Sie ist mir nicht feil.« — »Wie ich darin geboren bin,« sagte er, »so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen meine Nachkommen sie von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.« Da nahm der König eine ernsthafte Sprache an. »Wifst ihr auch, guter Mann, dafs ich gar nicht nötig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld oder nehmt's nicht!« Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und entgegnete dem König: »Gut gesagt, Herr König, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!« — nämlich, dafs er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen.

Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also dafs ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mifsfiel, sondern wohlgefällig war. Denn er liefs von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser darf aber schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und mehr noch vor einem solchen Herrn Nachbar.

129. Die Verwaltung des Staates.

Nach Geiger und Haushofer.

Aus der Vereinigung mehrerer nebeneinander wohnenden Familien entsteht eine Gemeinde. Zur Aufrechthaltung der Ordnung in derselben, zur Sicherheit und Wohlfahrt der Gemeindeangehörigen sind verschiedene Vorkehrungen nötig, welche aber nicht die ganze Gemeinde besorgen kann. Deshalb werden Vertrauensmänner gewählt, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu erledigen.

In Landgemeinden wählen die Gemeindebürger einen Gemeindeausschuß, welcher aus dem Bürgermeister, einem Beigeordneten als Stellvertreter desselben und den Gemeindebevollmächtigten besteht. Dem Bürgermeister obliegt die Ortspolizei und der Vollzug aller Gemeindebeschlüsse. Die Gemeindeausgaben werden bestritten aus den Zinsen des Gemeindevermögens, aus Verbrauchssteuern (Fleisch-, Getreide-, Mehl- und Malzaufschlag) und, soweit dies nicht reicht, aus den Gemeindeumlagen.

In Gemeinden mit städtischer Verfassung steht als vollziehende Behörde an der Spitze der Verwaltung der Magistrat, welcher sich aus dem Bürgermeister und den Magistratsräten zusammensetzt. Dieser Behörde steht das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten als Vertretung der Bürgerschaft zur Bewilligung der Umlagen und Verwendung der städtischen Gelder zur Seite.

In Bayern ist stets eine größere Anzahl von Gemeinden zu einem Distrikte vereinigt. Die Distriktsgemeinde umfaßt alle Gemeinden eines Bezirksamtes, dessen Vorstand der Bezirksamt-

mann ist. Aus der Distriktsgemeinde wird der Distriktsrat gewählt, dem die Sorge für die Straßen, Brücken und Krankenhäuser des Bezirkes, die gemeinsamen Feuerlöschanstalten und die Unterstützung mit Armenlasten überbürdeter Gemeinden obliegt.

Die Distrikte selbst sind wieder vereinigt zum Kreise, an dessen Spitze die Kreisregierung mit dem Regierungspräsidenten steht. Die Kreisbevölkerung wird der Kreisregierung gegenüber durch die Landräte vertreten; dieselben beschließen über Beiträge für Schulen, Gesundheits- und Wohlthätigkeitsanstalten, über Ausgaben für Landwirtschaft, Straßen und Uferschutz.

Über den Kreisregierungen stehen als leitende Behörden des Staates sechs Ministerien. Zu ihrem Wirkungskreise gehört die Regelung der Beziehungen des Staates nach außen, die Aufsicht über die Rechtspflege, über die Orts-, Distrikts- und Kreisgemeindeverwaltung, die Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten, des Staatshaushaltes und des Militärwesens.

Mit der Staatsregierung sucht die Volksvertretung (Landtag und Reichsrat) das Wohl aller Einwohner des Landes zu fördern.

Die Abgeordneten in den Landtag (Kammer der Abgeordneten) werden durch die von den volljährigen und direkt besteuerten Staatsangehörigen bestimmten Wahlmänner gewählt.

Zu allen Gesetzen, zur Erhebung der direkten und Mehrung oder Änderung der indirekten Steuern ist die Beratung und Zustimmung der Volksvertretung erforderlich; auch hat sie das Recht, Vorschläge zu neuen Gesetzen zu prüfen und unter Stellung eines Antrages vor den Thron zu bringeu.

Das Oberhaupt des Staates ist der König. Er genehmigt die Gesetze; alle Urteile und alle Verfügungen der Behörden werden in seinem Namen erlassen. Seine Person ist heilig und unverletzlich. Die Krone ist nach dem Rechte der Erstgeburt in dem Mannesstamme des königlichen Hauses, des Hauses Wittelsbach, erblich. —

Seit dem Jahre 1871 ist Bayern mit den übrigen 25 deutschen Staaten zu einem Staatenbunde, dem deutschen Reiche, vereinigt.

An der Spitze desselben steht der König von Preußen als deutscher Kaiser, welcher das Reich nach außen vertritt, Krieg erklärt und Frieden schließt und Bündnisse und Verträge eingeht.

Für eine Reihe von Angelegenheiten werden die Gesetze für das ganze Deutsche Reich gemeinschaftlich durch den Bundesrat, der aus den Vertretern der einzelnen Regierungen besteht, und dem Reichstage, der von den in den verschiedenen Staaten gewählten Abgeordneten gebildet wird, festgestellt und vom Kaiser verkündigt.

III.

Vaterland und weite Welt.

A. Aus der bayerischen Heimat.[1])

130. Bayerland, mein Heimatland.

Leonhard Wohlmuth.

O Bayerland, mein Heimatland,
ich grüße dich mit Mund und Hand!
Du Land mit deinen gold'nen Auen,
an Früchten reich und reich an Wein,
wie bist du herrlich anzuschauen!
Vom Watzmann bis zur Pfalz am Rhein,
vom Säuling bis zum Saalestrand,
wie bist du schön, mein Vaterland!

Auch deine Farben, treu und wert,
sie sind im ganzen Reich geehrt:
dein Weiß, so hell wie Schwanenflügel,
wie Alpenschnee im Sonnenschein,
dein Blau, wie deiner Donau Spiegel
und wie die Ätherglocke rein;
so weht es hoch, so glänzt es klar,
dies ruhmgekrönte Farbenpaar.

Dem Fürsten Heil, mein Bayerland,
der als das schönste Herrscherpfand
den Weg zu jedem Herzen findet,
wie jedes ihm entgegen schlägt,
der Freiheit mit Gesetz verbündet
und hoch das Löwenbanner trägt,
wie es in kühnem Siegesflug
der erste Wittelsbacher trug!

---

[1]) Zur Ergänzung des Inhalts der Nummern 187 bis 227 im Mittelklassenbuche.

Du, bayrisch Volk mit Kraft und Mut,
bewahr die deutsche Sitte gut:
Aus Deutschland sprießt dein Völkersegen;
in Deutschland ruht dein Heil und Hort.
Ihm schließ dich an auf allen Wegen,
und so, mein Bayern, blühe fort
in stillem Glück und stiller Pracht,
du, Deutschlands treue Alpenwacht!

131. Das Bayerland.

Johannes Nicklas.

Es gibt wohl manches schöne und glückliche Land in der Welt; aber ich meine immer, kein schöneres und beglückteres könne es geben, als unser Bayerland ist.

Will uns ein Fremder die Gegenden seiner Heimat mit hochrühmenden Worten preisen, nun wohl: wir können ihm gegenüber dasselbe thun. Wir haben bei uns alles das, was ein Land in den Augen seiner Bewohner wie in denen der Besucher schön und herrlich macht. Unsre majestätischen Alpen mit ihren stillen, tiefen Seen und reich grünenden Thälern dürfen sich neben den schönsten, hochgepriesenen Alpengegenden der andern Länder sehen lassen. Unser Böhmerwald und Fichtelgebirge, sowie manche Höhen des Spessarts sind ebenso stattliche Urgebirge wie der Harz oder das Hochland von Norwegen und Schweden. Unser fränkisches Kalkgebirge an der Wiesent bei Muggendorf, sowie in einigen andern Landschaften des Bamberger Gebietes kommt an Gestalt und Schönheit seiner Thäler selbst den Gegenden des gelobten Landes bei Bethlehem gleich.

Aus dem im Süden liegenden Alpengebirge erhalten wir frisch und munter daherrauschende Flüsse, grünlich wie das Eis der Gletscher Diese geben dem mächtigen Donaustrom seine erste Nahrung und laufen mit seinen Fluten zum schwarzen Meere. Unser Fichtelgebirge sendet seine Quellen nach den vier Himmelsgegenden, durch Sachsen, Böhmen, die Oberpfalz und Franken; der Main mit seinen Nebenflüssen durchströmt ein reich angebautes Gebiet und bringt überall Leben und rege Thätigkeit der Gewerbe mit sich.

Bayern baut eine Fülle des Getreides, des guten Obstes und des köstlichen Weines; es hat die besten Lagen für Viehzucht, ist reich an den mannigfaltigsten Arten von Fischen und hegt in seinen Waldungen das edelste Wild; auf den Alpen wohnt die Gemse und horstet der Adler; in manchen seiner Bäche finden sich Perlen, in seinen Gebirgen Erze, Salze und Kohlen, Marmor und Alabaster. Wer sollte da nicht bekennen müssen: Bayern ist ein reiches, gesegnetes Land!

Bayern steht neben andern Ländern grofs und preiswürdig da. Welcher Fremde, der etwa von Norden herein ins Land kommt, wird nicht mit Wohlgefallen das schön gelegene Bamberg mit seinem prächtigen, altertümlichen Dome oder das ehrwürdige Regensburg betrachten?

Wer möchte nicht mit Lust in dem alten Nürnberg verweilen, einer Stadt, ebenso ruhmwürdig durch viele wichtige Erfindungen als reich an Werken der Kunst und des Gewerbefleifses, oder in Augsburg, dieser Fürstin unter den ältern Handelsstädten Deutschlands, oder in Speyer mit seinen hochberühmten Kaisergräbern? Und wie viele andere Städte an der Donau, am Main, am Rhein gibt es aufserdem, die der gerechte Stolz unseres Bayerlandes sind? Wo hat die Kunst des Menschen schönere Werke aufzuweisen, wo findet dieselbe in unsern Tagen eine lieblichere Heimat und Pflegestätte als an der jugendlich rasch strömenden Isar, in der Hauptstadt des Königreichs, in München?

So gut wie heutzutage hat es freilich nicht zu allen Zeiten in Bayern gestanden; die Segnungen, deren wir jetzt geniefsen, sind unter gar manchem Kampf und Sturm herangewachsen; dies zeigt uns die Geschichte unseres engern Vaterlandes.

132. Die Südgrenze Bayerns und die bayerische Hochebene.

Nach Solereder und Marschall.

Schaut man von München oder einem andern hochgelegenen Orte des südlichen Bayerns gegen Mittag, so wird der Blick durch ein riesiges Gebirge begrenzt. Es sind dies die Alpen, deren nördlicher Saum zum Teil zu unserm Vaterlande gehört. Stufenmäßig, immer höher und höher, steigen die Berge hintereinander empor. Erst sieht man waldige Vorberge, reich an fetten Triften und Auen, reich an häbigen Dörfern und schönen Höfen. Über die Vorberge erhebt sich das Hochgebirge mit schroffen Felsenwänden, grünen Almen, fetten Rinderherden, flüchtigen Gemsen und anderm Gewild. Das Hochgebirge aber wird wieder überragt von den mit ewigem Schnee bedeckten Fernern, die das Himmelsgewölbe zu tragen scheinen.

Diese hohen Berge jedoch liegen schon in dem Lande Tirol; von dort aus senken sie sich wieder allmählich gegen Italien zu hinab.

Die Alpen bayerischen Anteils werden im Osten von der Salzach, im Westen vom Rheinthal und vom Bodensee begrenzt; ihren Nordfuß kann eine gerade Linie von Laufen nach Lindau bezeichnen; im Süden schließt die Landesgrenze gegen Tirol ab.

Steht man auf der Spitze eines der Berge, die zu Bayern gehören, und richtet man den Blick nordwärts, so bietet sich dem entzückten Auge eine fast unübersehbare Fläche dar, nur in wenigen Teilen ins Hügelige, Wellenförmige und Bergige übergehend. Am Fuße der Berge erblickt man einen Gürtel blauer, tiefer Seen, Überreste einer ältern, größern Wasserüberdeckung. Möser, Wälder, fruchtbare Landstrecken

senken sich in buntem Wechsel, mit dem nördlichen Horizont verschwimmend, in langsamer Abdachung zur Donau nieder.

Man nennt diese Fläche die bayerische Donauhochebene. Sie ist im Westen durch die Iller von der oberschwäbischen Hochebene, im Osten durch die Salzach und den Inn vom österreichischen Donaustufenlande abgeschlossen. Ihre mittlere Erhebung über den Meeresspiegel beträgt 500—600 m. Sie ist die höchstgelegene Ebene in Deutschland. Wegen ihrer hohen Lage hat sie ein ziemlich rauhes Klima. Ihr Winter ist lange anhaltend und streng, der Sommer oft drückend heiß. Im Sommer, mehr noch im Frühling und Herbst, treten häufig Regenschauer ein, und die Witterung wechselt oft rasch. Der Weinstock gedeiht hier nicht. Dagegen weist dieses Gebiet, besonders in seinem untern Teile gegen die Donau zu, reiche Getreidefluren auf, Obstbäume kommen in geschützten Lagen gut fort, und im Vorlande der Alpen, wie in den Alpenländern selbst finden sich treffliche Wiesengründe und saftige Viehweiden. Die Alpen spenden der Ebene in reichem Maße das belebende Element des Pflanzenwuchses, das Wasser. Zahllos sind die Quellen, Bäche und Flüsse, welche von den Bergen rinnen. Sie vereinigen sich zu größern Flüssen, oder sammeln sich in den mächtigen Wasserbecken Südbayerns, den prächtigen Seen, welche ihren Überfluß an Wasser in starken Adern dem Hauptstrome zusenden.

Eine Eigentümlichkeit der bayerischen Hochebene sind zahlreiche und oft sehr ausgedehnte sumpfige Flächen, Moose, Riede und Filze genannt. Die bedeutendsten finden sich an der Donau zwischen Ulm und Ingolstadt und an der Isar zwischen München und Landshut. Man hat schon namhafte Strecken derselben entwässert und in Wiesen und Ackerland umgewandelt. Aber immer noch darf man die Behauptung gelten lassen, daß Bayern durch Trockenlegung seiner Moose ein Fürstentum im Innern erobern könnte.

133. Des Knaben Berglied.

Ludwig Uhland.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
seh' auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier;
am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus;
ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
er braust vom Fels im wilden Lauf;
ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigentum;
da zieh'n die Stürme rings herum,
und heulen sie von Nord und Süd,
so überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir,
so steh' ich hoch im Blauen hier;
ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

5. Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
manch Feuer auf den Bergen wallt,
dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

134. Der boarische Himmi.

(Bayerische Mundart.)

Volkslied. (Franz von Kobell.)

Bin auf und auf ganga dös Östreicha Land,
ja tief drin in Ungern bin i' üb'rall bekannt.
Und wohin i' mi' wend' und wohin i' halt schau,
sich i' an boarisch'n Himmi, schö' weiß und hellblau.

Und daß i' die Farb'n sich, dees is mei' Freud,
i' denk mi' na' hoam, waar i' weg no' so weit.
Und 's gibt ma zun Umkehr'n allmal an' Riß,
weil 's boarische Landl meinoad des best' is.

135. Das Algäu und seine Bewohner.

Nach Gregor Fischer.

Wo sich die südliche Grenze Bayerns gleich einer Halbinsel am tiefsten nach Tirol hinein erstreckt, an den Quellbächen der Iller und auf den Berghalden, aus denen sie hervorsprudeln, sitzt der Algäuer Volksstamm. Ein hoher Gebirgskamm, bis zum Hochvogel (2600 m) ansteigend, umrahmt die Thäler der drei Bäche, welche sich in der kleinen Ebene oberhalb Sonthofen bei Oberstdorf zur Iller vereinigen. Das Algäu erstreckt sich bis nach Kempten hinab. Es wird von der Iller in zwei Hälften geteilt. In der Regel rechnet man auch noch die Landschaft längs der Eisenbahn von Immenstadt nach Lindau zum Algäu.

Es ist eine Perle der bayerischen Alpenlandschaften. Weder Tirol noch Vorarlberg hat eine solche Anzahl grüner Alpenweiden aufzuweisen wie das Algäu. Hoch hinauf sind seine Berge mit saftigen Wiesen bedeckt, dazwischen mit dunkeln Nadelholzwaldungen umsäumt. Der Anblick des Hochgebirges mit seinen grünen Seen und rauschenden Wasserfällen ist großartig, wunderbar die Fernsicht von seinen Bergspitzen, z. B. vom Grünten, dem schwäbischen Rigi. Sie erstreckt sich westwärts über den Bodensee bis zum Finsteraarhorn im Berner Oberland, ostwärts bis zum Wendelstein, und sie reicht in unabsehbare Ferne über das Alpenvorland hinweg.

Der Algäuer läßt sich die Arbeit nie leid werden. In den tief eingeschnittenen Thälern seiner Heimat und selbst auf den Höhen und Bergen sehen wir sorgfältig gepflegte und gewässerte Wiesen. Die hohe Lage des Landes macht den Ertrag des Getreidebaues unsicher. Daher sät man zwar Sommerweizen, Sommerroggen, Hafer und Ackerbohnen; das meiste Trachten des Algäuers ist aber darauf gerichtet, viel Futter zu ernten. Dies gedeiht auch bei dem feuchten Gebirgsklima vortrefflich. Kein Grashalm bleibt unbenutzt, und spielte er 2000 m hoch oben im Winde. Der mit Steigeisen bewaffnete Bergheuer holt ihn herab und trägt das duftige Heu zentnerweise auf seinem Nacken zu Thal. Der Stall und die Wiesenarbeit ist nur Sache der Männer; es gibt im

Algäu keine Sennerinnen, wie in Oberbayern und Tirol, sondern nur Sennen. Die Frauen bestellen das Flachs- und Kartoffelfeld, den Kraut- und Wurzgarten; sie sammeln das Waldlaub zur Streu und besorgen das Haus.

Große Dörfer sind im Algäu selten. Der Bauer lebt am liebsten inmitten seines Besitztums. Um die Wohn- und Wirtschaftsgebäude weidet im Vor- und Nachsommer das kurzbeinige, breitgestirnte, trefflich gepflegte Vieh. Gegen Ende des Mai werden die Alpen bezogen, auf denen es bis zum September verbleibt.

Aus der fetten Milch der wohlgenährten Kühe werden die berühmten Algäuer Käse erzeugt. Was im deutschen Reiche als schmackhafter Emmenthaler- oder Schweizerkäse bezahlt und gegessen wird, stammt zum größten Teil aus dem Algäu. In großen Sennereien wird die Milch von den einzelnen Höfen und Dörfern gesammelt und zu Butter und Käse verarbeitet. Kempten ist der Hauptplatz des bayerischen und süddeutschen Käsehandels.

Der Algäuer lebt sehr mäßig. Sein Hauptgetränk ist Milch. Diese und Butter und Käse sind die wichtigste Nahrung des Volkes, daneben das gesalzene und geräucherte Fleisch vom Rind und Schwein, welch letzteres bei der Molkenfütterung in den Sennereien vortrefflich gedeiht. Mehlspeisen gelten als Delikatesse und Festtagskost.

Die Algäuer gehören zum Stamme der Alemannen, gleichwie die Vorarlberger und die Schweizer. Am nächsten verwandt mit den Alemannen sind die Schwaben, und doch unterscheiden sich beide sehr auffällig. „I bin g'si,“ spricht der Alemanne, „i bin gwea“ der Schwabe. Die Bevölkerung bei Sonthofen aufwärts zeigt noch heute den hohen Wuchs und den starken Körperbau, die runden Knochen, die breiten Schultern und die gewölbte Brust des alten, alemannischen Stammes, die schwarzen Haare und die kleinen Augen desselben.

136. Das Donaumoos.

Kasimir Rebele.

Eine weite Ebene liegt vor uns. Nirgends erhebt sich ein Hügel, nur selten eine Anhöhe über die von zahlreichen Wasseradern durchzogene Fläche. Lichtgrüne Birken säumen die schnurgeraden Strafsen; doch sucht das Auge vergebens einen Wald, der ihm einen Ruhepunkt gewährte. Die Ortschaften sind nicht geschlossen, sondern bestehen aus meist einstöckigen Häusern, welche die Strafsen auf lange Strecken hin begleiten. Manches dieser Häuschen wird vom Grün eines Obstgartens umrahmt, aus welchem heller Finkenschlag uns entgegenschmettert. Ein heiterer Himmel lacht hernieder; Gärten, Äcker und Wiesen sind von emsigen Menschen belebt.

Vormals war die ganze Gegend hier öde und sumpfig, unbewohnt und ungesund. Dies veranlafste edle Männer, sie trocken zu legen. Im Jahre 1790 begannen die Arbeiten mit

einem Aufwand von einer halben Million Gulden, welche teils der Staat, teils einige Vaterlandsfreunde vorgestreckt hatten. Die meisten Ansiedler wanderten um das Jahr 1800 hier ein, als der gütige Kurfürst Maximilian Joseph strebsame Leute aus seinem Heimatlande Pfalz-Zweibrücken herbeirief. Damals waren bereits zahlreiche Kanäle angelegt, um die überflüssige Bodennässe zu entfernen, und den schwammigen Moorgrund allmählich zu festigen. Die Tiefen wurden eingefüllt, Strafsen, Wege und Brücken gebaut. Infolge der Niederlassung von Menschen aus aller Herren Ländern reihte sich Haus an Haus; es entstanden Dörfer, von welchen mehrere nach den Landesherren benannt wurden. In ihrer Mitte erhoben sich Schulen und Kirchen. Auf solche Weise sind es bis heute 32 Kolonien mit nahezu 6000 Einwohnern geworden, unter welchen Karlskron, Karlshuld, Ober- und Untermaxfeld als die ältesten und volkreichsten die erste Stelle einnehmen.

Allerdings war die Befreiung von Steuern und vom Militärdienst für die ersten Kolonisten eine grofse Wohlthat; allein es kostete auch unsägliche Mühe, der Scholle edle Früchte abzuringen. Lange Zeit mufste man sich mit dem notdürftigsten Ertrag begnügen; doch Fleifs und Ausdauer vermögen Unglaubliches. Heutzutage baut man im Donaumoos vorzüglichen Sommerroggen, Gemüse und namentlich Kartoffeln in solcher Menge, dafs letztere waggonweise zum Versand kommen. Auf feuchten Stellen waren Binsen und Riedgräser kaum auszurotten; nun aber liefern gut bewirtschaftete Wiesen Heu und Grummet von besonderer Güte und ermöglichen eine ausgedehnte Pferdezucht. Freilich gibt es noch da und dort unkultiviertes Land; allein dasselbe findet teils als Viehweide, teils zu Torfstich Verwendung. Die Ausbeute an Torf, welche jährlich auf viele Millionen Zentner sich berechnet, dient den »Möslern« als Brennmaterial und bringt ihnen dazu noch manch schöne Summe ein, so dafs sie im grofsen ganzen gerne hier leben.

Wahrlich, die verflossenen hundert Jahre haben ringsumher so segensreiche Spuren, wie selten irgendwo, hinterlassen! Wo ehedem Moräste sich ausdehnten und schädliche Dünste verbreiteten, ziehen sich jetzt blumige Wiesen und grünende Saatfelder hin, über welchen die Lerche trillernd schwebt; und wo früher nur Sumpfvögel nisteten und Unken ihren Ruf hören liefsen, finden heute Tausende von Menschen bei Rührigkeit und Genügsamkeit ausreichenden Unterhalt.

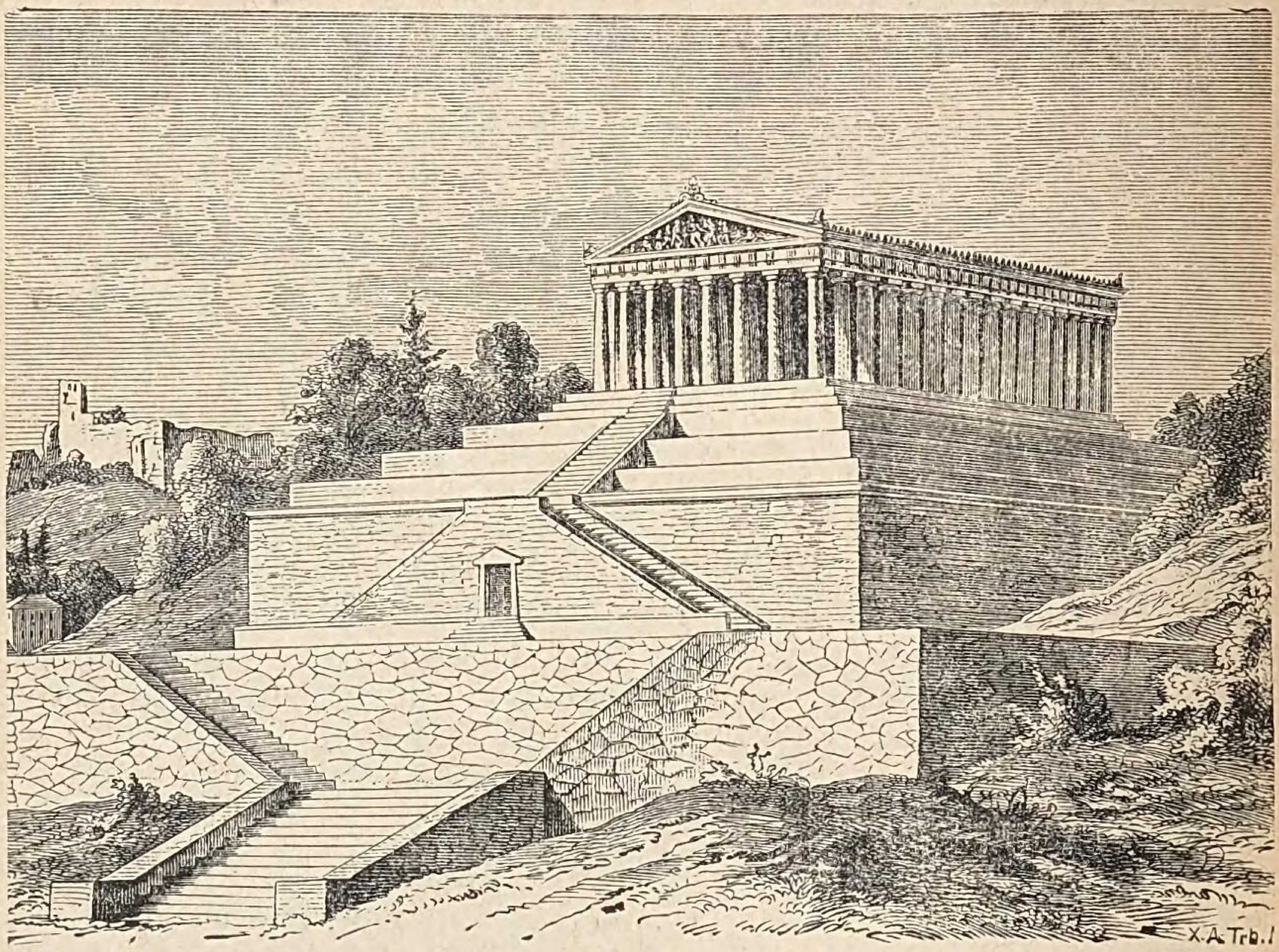
137. Ein deutscher Ehrentempel an der Donau.

Nach Feodor von Köppen.

Zwei Stunden unterhalb der alten Stadt Regensburg, da, wo die Vorhöhen des bayerischen Waldes nahe an das linke Donauufer herantreten, liegt der Marktflecken Donaustauf. Nahe dabei erhebt sich ein etwa 100 m

hoher Berg, dessen Abhänge teilweise mit Eichenwald bedeckt sind. Diesen Berg krönt ein erhabener „Tempel deutscher Ehren“, die Walhalla[1]), die mit blendend weißen Marmorsäulen weit in die große, fruchtbare Donauebene hinausschimmert.

Schon zu der Zeit, als ganz Deutschland unter der Fremdherrschaft Napoleons I. seufzte, im Jahre 1807, faßte Kronprinz Ludwig von Bayern



den Gedanken, diesen Bau zu errichten. Derselbe sollte dem Gedächtnis der berühmtesten deutschen Männer und Frauen aus allen Zeiten gewidmet sein. Allein fast dreißig Jahre verflossen, bis König Ludwig an die Ausführung seines Planes gehen konnte, und erst am 18. Oktober 1830, dem Gedenktage der Befreiungsschlacht von Leipzig, führte er die Hammerschläge auf den Grundstein. „In dieser sturmbewegten Zeit“ — so sprach der König — „lege ich den Grundstein zu diesem Gebäude, im felsenfesten Vertrauen auf die Treue meiner Bayern. Wie diese Steine sich zusammenfügen, so mögen alle Deutschen kräftig zusammenhalten!“ — Zwölf Jahre dauerte es, bis das Riesenwerk vollendet dastand.

Eine gewaltige Freitreppe führt in sieben Absätzen von der Donau hinauf zu dem Prachtbaue. Dieser ist ganz aus weißem Marmor in der Form eines altgriechischen Tempels aufgeführt, 75 m lang, 25 m breit und 21 m hoch. Sechzehn Säulen in zwei Reihen bilden die Vorhalle und tragen den vordern Giebel. Siebzehn Säulen an jeder Langseite und acht an

[1]) Mit dem Worte Walhalla bezeichneten die alten, heidnischen Germanen den Himmel für die im Kampfe gegen die Feinde gefallenen Helden.

der Rückseite umschließen den Bau. Die beiden Giebelfelder sind durch Marmorgruppen geziert; das südliche gegen die Donau zeigt die befreite Germania, von den deutschen Stämmen umgeben, das nördliche die Hermannsschlacht.

Hat uns schon das Äußere in Staunen gesetzt, so werden wir noch mehr entzückt und überrascht von dem Glanze, der Pracht und der Hoheit des Innern. Dasselbe bildet einen weiten Saal mit einer reich verzierten und vergoldeten Erzdecke. Das Licht fällt durch drei große Fenster von oben herein. Die Wände des Saales sind mit kostbarem rotem Marmor bekleidet und der Höhe nach durch ein Wandgesims, der Länge nach durch hervorstehende Pfeiler in einzelne Abteilungen geschieden. Unterhalb des Gesimses stehen in zwei Reihen auf Konsolen und Postamenten die weißen Büsten deutscher Männer und Frauen, auf welche Deutschland besonders stolz sein kann (162 an der Zahl). Oberhalb desselben liest man auf 64 Marmortafeln in goldenen Buchstaben die Namen derjenigen „Walhallagenossen“, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, weil man keine Bildnisse von ihnen vorfand.

Am 18. Oktober 1842, gerade zwölf Jahre nach der Grundsteinlegung, ward die Walhalla feierlich eingeweiht. Umgeben von den Vertretern der Fürsten des deutschen Bundes, sprach König Ludwig dabei die denkwürdigen Worte: „Möchte die Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welches Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können, und trage jeder bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!“

Zum Abschluß der hundertjährigen Feier seines Geburtstages wurde das Marmorbild des edeln Königs selber in der Walhalla aufgestellt.

138. Der Bayerwald.

Martin Greif.

Gelagert Berg an Berg und Kupp' an Kuppe,
und doch gegliedert nur zur losen Gruppe,
voll Ernst und Frieden liegt die Landschaft da,
gehüllt in tiefes Schweigen fern und nah.

Geschwung'ne Berge, falt'ge Gründe,
bestockte Moose, wirre Schlünde,
könnt' ich, statt einsam hier allein,
der Reiher dort im Blauen sein!

139. Der Böhmerwald und der bayerische Wald.

Nach Georg Nikolaus Marschall.

An der nordöstlichen Grenze Bayerns erstreckt sich vom Fichtelgebirge aus in südöstlicher Richtung der Böhmerwald. Seine höchsten Punkte, Arber, Rachel, Lusen, erheben sich nicht über 1450 m, erreichen demnach nicht die Hälfte von der Höhe der Zugspitze. Auch treten sie wegen ihrer sanften Formen weniger hervor, als die Alpen-

berge. Dennoch ist dieses Gebirge unwirtlicher als das Alpenland. Es fehlen ihm die heitern Almen, und die Berge sind bis zum Rücken mit düstern Wäldern bedeckt. In diesen herrscht eine feierliche, fast unheimliche Stille, und man kann weite Strecken darin zurücklegen, ohne einem Menschen zu begegnen. Gleich schlanken Säulen erheben sich die uralten Riesenstämme dieser Wälder, manche bis zu einer Höhe von 40—50 m.

Das Holz ist der Hauptreichtum dieses Gebirges, und das Fällen und Fortschaffen desselben beschäftigt einen grofsen Teil seiner Bewohner. Im Winter wird es mittels Schlitten aus den Bergen auf die sogenannten Pöllplätze an die Flüsse gebracht; dort bleibt es bis zur günstigen Triftzeit aufgestellt. Dieses „Holzanziehen“ ist eine eben so mühsame als gefährliche Arbeit. Mit einer halben Klafter Scheitholz und mehr hinter sich fährt der Anzieher mit seinem Holzschlitten pfeilschnell zwischen den Bäumen den Berg hinab. Unglücksfälle sind dabei nicht selten; ein geringes Ausgleiten schmettert den Anzieher an einen Baum oder bringt ihn unter den eigenen Schlitten.

Ein wichtiger Erwerbszweig für die Bewohner des Böhmerwaldes ist die Glasfabrikation, zu welcher das Gebirge trefflichen Quarz und billiges Holz in Menge liefert. Sie wird in zahlreichen Hütten betrieben. Aufserdem beschäftigt die Gewinnung und Verarbeitung verschiedener nutzbarer Mineralstoffe zahlreiche Hände. Es findet sich bei Bodenmais Schwefelkies, aus welchem Vitriol, Alaun etc. gewonnen wird, feine weifse Porzellanerde besonders bei Wegscheid, — Graphit und schwarze Töpfererde, woraus die weltbekannten Schmelztiegel gefertigt werden, bei Obernzell.

Einen Teil des Böhmerwaldes, von diesem durch das Thal des Regenflusses geschieden, bildet der bayerische Wald, im Volksmunde einfach „der Wald“ genannt. Seine Bewohner sind die „Waldler“. Der bayerische Wald hat mit dem Böhmerwalde den Holzreichtum gemein, ist aber nicht so wild, rauh und einsam als dieser. Er zeichnet sich vielmehr durch liebliche Thäler und angenehme Höhen aus, welch letztere besonders gegen die Donau zu eine herrliche Aussicht bieten. An den südlichen Bergabhängen und in den Thälern gedeiht nicht nur Getreide, sondern in geschützten Lagen auch Obst, und unter besonders günstigen Bedingungen selbst der Weinstock. Vorzüglich gerät der Flachs, und die Verarbeitung desselben zu dauerhafter Leinwand beschäftigt zahlreiche Hände.

Die Flüsse enthalten Fische, Krebse und Perlmuttermuscheln. Das Sammeln der letztern steht unter obrigkeitlicher Aufsicht. Sie werden nur zu gewissen Zeiten aus dem Wasser genommen. Die meisten sind klein, unansehnlich, von brauner Farbe und geringem Werte;

nur selten werden vollkommen ausgebildete von der Gröfse einer Erbse und darüber gefunden; diese aber stehen den morgenländischen Perlen wenig nach.

140. Franken.

Gregor Fischer.

Franken ist der freundliche Name eines freundlichen Landes. Weit, fruchtbar und lieblich breitet es sich im Herzen von Deutschland aus; es ist bedeckt mit den gesegnetsten Fluren, geschmückt mit grofsen und berühmten Städten, durchkreuzt von schiffetragenden Flüssen, deren Ufergehänge mit dem vollen Laub der Rebe bedeckt sind.

Der Name Franken ist noch älter als die christliche Zeitrechnung. Römische Schriftsteller bezeichnen damit zuerst einen Haufen germanischer Nationen, der zwischen der Ostsee und dem Rhein seine wechselnden Sitze hatte. Schon in der ältesten Zeit erblicken wir die Franken in beständigem Kampfe mit den Römern in Gallien, wo sie sich später niedergelassen hatten. Unter Chlodwig nahmen sie das Christentum an. Zu jener Zeit drangen Scharen von Franken an den Mainstrom vor, besiedelten dessen Ufer und hiefsen nun die Ostfranken; die andern, im Lande jenseits des Rheins, im heutigen Frankreich, nannte man Westfranken.

Unter Karl dem Grofsen war unser Franken (Ostfranken) ein kleiner Teil des unermefslichen Reiches, welches dieser Fürst nach und nach unter seinem Scepter vereinigte. Karl liebte vorzugsweise die Gegenden an den Ufern des Mains und der fränkischen Saale und verweilte gerne in denselben. Seine prächtige Pfalz an der Saale, die Salzburg, von der wir heute noch die Ruinen bei Neustadt a. S. erblicken, ist davon ein Beweis, ebenso die Karlsburg bei Karlstadt a. M.

Die Grenzen des alten Frankens, namentlich des fränkischen Kreises, wie sie Kaiser Max I. im 15. Jahrhundert festgesetzt hat, finden wir auf einer Karte des alten Merian aus Basel. »Es ist,« sagt derselbe, »im ganzen Teutschland kein Provintz oder Landsort, denn alleyn das Land zu Franken, welches Edel und Frey genannt wird. Es ist aber diss das Frankenland, welches gegen Uffgang den Nortgau und Bayern, gegen Niedergang die Untere Pfalz, gegen Mittag das Schwabenland und gegen Mitternacht Thüringen angrenzend hat, und ist selbige Provinz eine von des hl. Römischen Reichs zehen Craysen. Solches hat einen herrlichen Flufs, den Mayn, der zween Ursprung und Namen, den Weissen und Rothen Mayn

genannt. Dieser Mayn fleufst durch sehr viele Krümme unter Bamberg auf Hafsfurt, Schweinfurt, Kitzingen, Würtzburg, Wertheim, Frankfurt am Mayn, bis er nechst oberhalb Maynz in Rhein fellet. Nach dem Hauptflufs Mayn ist noch die Saal zu nennen.«

Franken hatte demnach eine Ausdehnung vom Thüringerwald bis fast an die Donau (Ursprung der schwäbischen Rezat), vom Fichtelgebirg bis zur Rhön und zur Tauber. Es gehörten nebst den heutigen drei fränkisch-bayerischen Kreisen auch Koburg und Meiningen, sowie die Taubergegend dazu.

141. Der Winter auf der Rhön.

Nach Walter.

Die Rhön ist eines der interessantesten Gebirge Mitteldeutschlands. Sie erstreckt sich aus der Gegend von Brückenau in Bayern bis an die Werra. In ihren höchsten Teilen ist sie sehr rauh und öde; häufig sind alle ihre Höhen von Nebeln umlagert und in Wolken gehüllt, und ein frühzeitiger und langandauernder Winter verwandelt die ganze Landschaft in ein unabsehbares Schneegefilde.

Grimmige Kälte und brausende Stürme, abwechselnd mit frostigen Nebeln, Regen und finsterm Schneegestöber, währen da ununterbrochen bis Ende April, oft bis Mitte Mai. Dann endlich werden durch einen erwärmenden, regnerischen Südwest zuerst die Thäler und später die Berggipfel ihrer kalten Bürde entledigt. In dem harten Winter des Jahres 1816 gefroren am 5. April Wasser und Wein in der Kirche des hl. Kreuzes auf dem Kreuzberge; noch um die Mitte des Monats April waren alle Gewässer mit Eis überzogen, und bis zum 16. Mai hielten die härtesten Fröste an. Die Rhön ist gewöhnlich bis Mitte April ein weites, tiefes Schneefeld. Der 10—12 m hohe, festgefrorene Schnee trägt den Menschen über unsichtbar gewordenes Buschwerk und über Bäume hinweg.

In solcher Zeit erliegen die Äste der Bäume beinahe ihrer allzugroßen Last, und nur die höchsten Wipfel blicken aus der allgemeinen Öde. Verloren ist da auf der weiten Gebirgsfläche jede Bahn, jeder Fußpfad. Stangen und Pflöcke bezeichnen die Wege. Die wenigen Dörfer auf der Höhe liegen fast im Schnee begraben. Besonders bedrängt ist das bayerische Dörfchen Rengersfeld am Rensberge. Dort müssen sich die Einwohner oft ihre Ausgänge neben den Schornsteinen bahnen. Ein Arzt, der einstmals im hohen März einen Kranken daselbst besuchen mußte, konnte nur wie durch einen Schacht durch die Schneekruste in den Speicher des Hauses hinuntergelangen. Der Weg vom Kreuzberge herab gen Bischofsheim muß da oft in angestrengtester Arbeit durch ganze Gemeinden eröffnet werden, und oft für längere Zeit ist der Berg völlig unzugänglich. Strecken Weges von einer Stunde bergan erfordern dann die drei- bis vierfache Zeit, und wehe dem Wanderer, der seine Kräfte überschätzte! Plötzliches Ermatten gibt ihn dem Frosttode preis.

Wenn dazu Tag und Nacht andauernder, ergrimmter Nord und Nordwest wie ein hungerndes Raubtier heult, wenn die Fenster klirren und die Wände in den Gebäuden unheimlich glitzern und flimmern, wenn die Sonne wochenlang hinter Nebelwolken weilt, dann ist es nicht wohnlich auf der Rhön. Einsam lebt da jeder auf seinem Gehöfte. Die Tiere des Feldes flohen längst; ein verirrter Vogel bepickt notleidend das frostgeblümte Fenster, und durch das Schweigen der Nacht wird der Klageton des Käuzchens laut; mehr als sonst hört man den Fuchs heulend bellen.

Dann herrscht ungeachtet der Genügsamkeit der Bevölkerung große Not. Der Preis des Viehes sinkt bis zur Hälfte herab, der des Futters und der Menschennahrung, die besonders in Erdäpfeln besteht, wächst aufs doppelte an. In der unerträglichen Kälte greift der Ärmere wegen Holzmangels nicht selten die Gerüstwerke seiner Scheuer an, um seine Kinder dem Tode des Erfrierens zu entreißen.

Und wenn der traurige Gast endlich die Gegend verlassen hat, dann bleibt der Sommerschnee in den Bergschluchten mit bleifahler Kruste oft noch bis Pfingsten, ja bis Johannis zurück.

Dieser lang anhaltende, ungewöhnlich harte Winter der Berggegend, die späten Nachtfröste, die vielen moorigen oder felsigen Lagen sind dem Getreidebau, der Gemüse- und Obstzucht und selbst dem Futterbau sehr ungünstig.

142. Die Pfalz am Rhein.

Aus »Malerische und romantische Pfalz«.

Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,
das findest du hier alles in Fülle ausgestreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz.
Die lust'gen Rebenhügel, der Ährenfelder Flur,
sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süſs zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?
Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag an des Landes Namen! — Das ist die Pfalz am Rhein.

B. Umschau im deutschen Vaterland.

143. Deutschland.

Nach Luden.

Deutschland gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne in ihrem Laufe begrüßt. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, bringt es alles hervor, was der Mensch bedarf, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben.

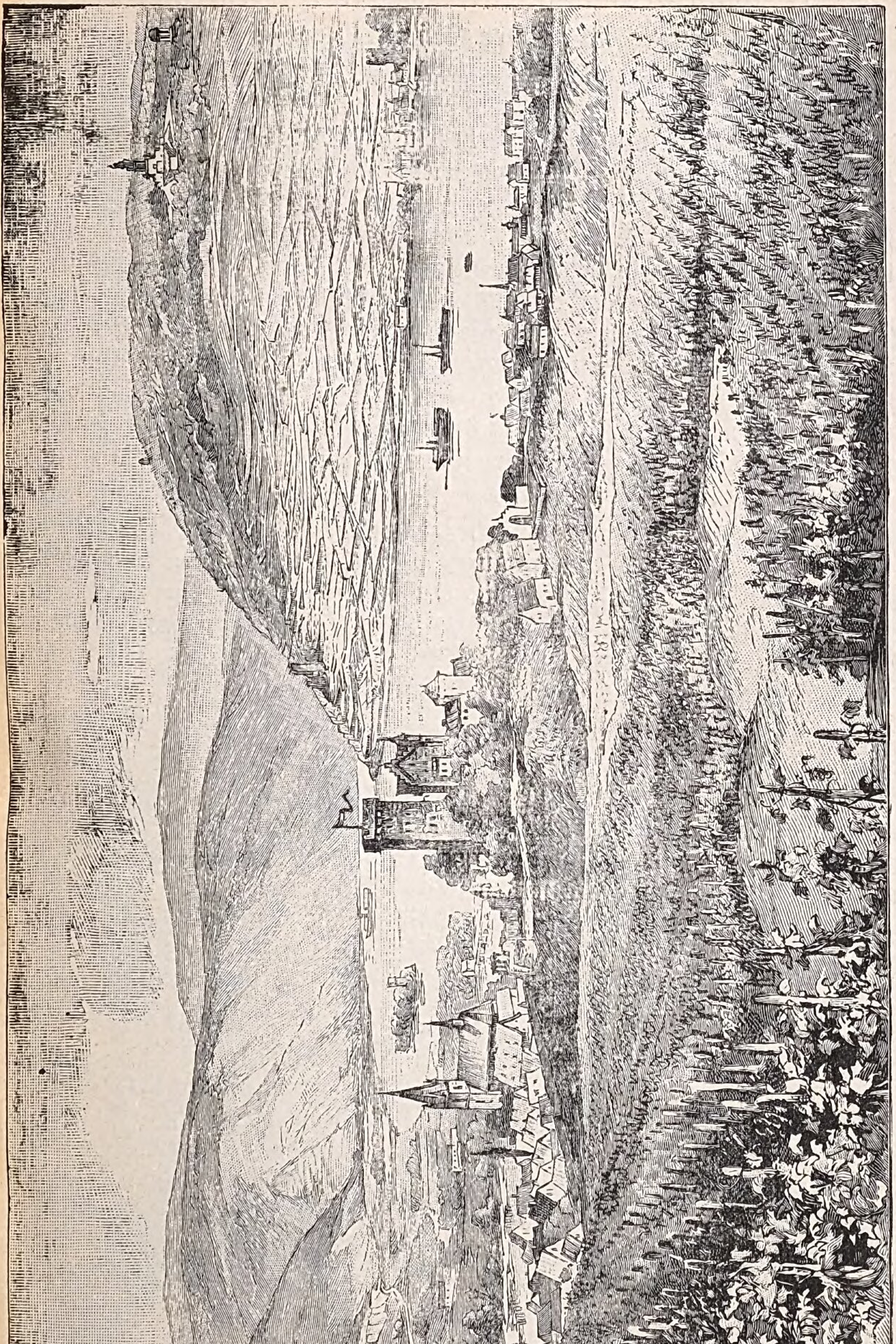
Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Vom bleibenden Schnee der Alpen abwärts dehnen sich die herrlichsten Weiden aus; den kahlen Felswänden entlang erstrecken sich üppige Thäler; neben Moor und Heide erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauern Holzapfel bis zum lieblichen Pfirsich; Weinreben zieren die Hügel und die Abhänge der Berge.

Kein reißendes Tier schreckt; kein giftiges Gewürm droht; kein häßliches Ungeziefer quält. Aber Überfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das warme Gespinst; der Stier verkündigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt; das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerk, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger.

In ihrem Innern birgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung zu. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zu Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk in Einfalt und Tugend zu ernähren und hohe Bildung des Geistes durch Übung und Anstrengung zu erzeugen, zu fördern, zu erhalten.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt. (Schiller.)



Rheingegend bei Bingen.

144. Der Rhein.

Nach August Wilhelm Grube.

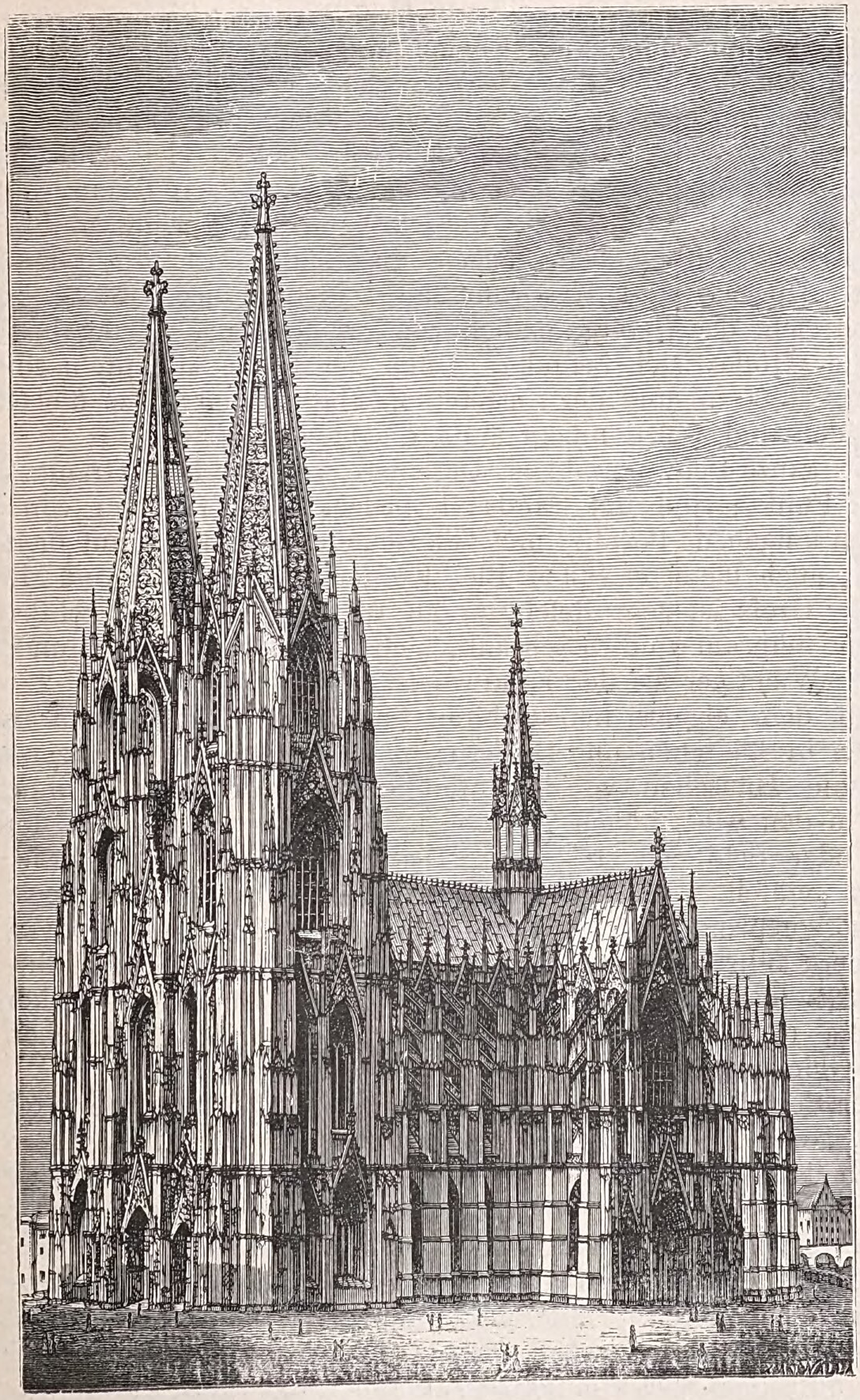
In Wort, Lied und Bild verherrlicht der Deutsche den „Vater Rhein“, und mit Recht! Denn wo bietet sich ein gleich erfreuendes Bild dar wie an den Ufern des herrlichsten der deutschen Ströme? Hier die klare, grüne Flut, belebt von Kähnen und Schiffen; rechts und links duftende Rebenhügel, schön bewaldete Berghöhen mit Schlössern und Burgen, freundliche Dörfer und reiche, blühende Städte mit hochragenden Zinnen und Domen, und die Landschaft bewohnt von Menschen mit freien, anheimelnden Sitten, dazu eine Fülle von Sagen und geschichtlichen Begebenheiten, die sich an diese Orte knüpfen: — das alles übt einen unbezwinglichen Zauber aus auf alle, die für die Schönheit der Natur und für die Kunde der Vorzeit empfänglich sind.

Auf dem St. Gotthard in der Schweiz entsprungen und von Hunderten von Gletschern und Alpenseen genährt, durchströmt der Rhein den Bodensee, bildet bei Schaffhausen den weltberühmten Wasserfall, öffnet sich dann ein weites Thal bis Mainz, durchbricht das rheinische Schiefergebirge und tritt endlich ruhig in die Niederlande ein, nachdem er sich bei Mannheim durch den Neckar, bei Mainz durch den Main und bei Koblenz durch die Mosel verstärkt hat.

Jubelnd besteigen wir im „goldenen Mainz“ eines der vielen Dampfboote, welche mit ruhigem Gange die grünen Fluten des Rheines durchfurchen, und schwimmen zuerst durch den prächtigen Rheingau bis Bingen und grüßen dabei die Rebenhügel von Johannisberg und Rüdesheim und das herrliche Nationaldenkmal auf dem Niederwald. Weiter fahren wir vorüber am Mäuseturme bei Bingen, an der Pfalz bei Kaub, bei der die Deutschen in der Neujahrsnacht von 1813—14 unter Blücher nach Frankreich übersetzten, und am Loreleifelsen, von dem herab die Lorelei den Schiffer in den Strudel locken soll. Danach winkt aus dichtem Grün Schloß Stolzenfels, und endlich taucht in der Ferne die leuchtende Festung Ehrenbreitstein auf.

Da, wo der Strom das Hochland durchbricht, um in das Flachland zu treten, steht als Grenzstein das Siebengebirge und zwar in einer Gegend, die noch einmal alle Reize in sich vereinigt, welche sich von Mainz bis Bonn in so reicher Fülle zeigen. Hier ragt der Drachenfels empor, wo Siegfried den Drachen erschlug; gegenüber thront Rolandseck. Nachdem dann der Rhein noch seine Wogen vorübergewälzt hat an Köln mit dem ehrwürdigen Dome, an Düsseldorf und Wesel, teilt er sich 20 Meilen vor seiner Mündung in mehrere Arme und schüttet durch diese eine Wasserfülle in den Ozean, wie kein anderer deutscher Strom.

Von jeher war der Name dieses Flusses ein süßer Klang in jedem deutschen Ohr. Und noch heute, wenn wir „die Wacht am Rhein“ singen, wie stimmen da alle Kehlen vollkräftig mit ein, wie fühlen sich da alle in dem Gedanken an den geliebtesten unserer Ströme befreundet



Der Dom zu Köln.

und verbrüdert! Ja, der Rhein ist dem Deutschen ein heiliger Strom. Religion, Recht, Kunst und Sitte haben sich von ihm aus über die Gauen unseres Vaterlandes verbreitet. Darum ist es Pflicht, Gut und Blut einzusetzen, sollte je sein Besitz uns streitig gemacht werden.

145. Der Schwarzwald und seine Bewohner.

Barthold.

Begrenzt im Süden vom Rheine und im Norden von der Ebene zwischen der Enz und dem Neckar, zieht sich der Schwarzwald in einer Länge von etwa 134 km und einer Breite von 60 bis 30 km von Süden nach Norden. Auf der Abendseite gieſsen sich seine Flüsse (Kinzig, Murg und der Neckar mit der Enz) in den Rhein, auf der Südostseite in die Donau, die hierselbst ihren Ursprung nimmt. In der gesegneten Rheinebene liegen die Städte Freiburg, Offenburg, Rastatt, Durlach und Karlsruhe an seinem Fuſse. Seine gröſste Höhe erreicht das Gebirge östlich von Freiburg, da, wo der bekannte Paſs, die »Hölle«, sich befindet. Unter den höchsten Gipfeln sind der Feldberg (1500 m) und der Katzenkopf, über dessen Spitze die Grenze von Baden und Württemberg läuft, die bedeutendsten.

Der ganze Schwarzwald ist Urgebirge, sein Gerippe Granit. Seine höhern Punkte sind mit Sandstein bedeckt und ringsum von Flözgebirgen umgeben. Porphyr und Thonschiefer finden sich auf mehreren Höhen; auch bietet er Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt und Mineralwasser. Groſs ist sein Reichtum an Waldungen; der Fruchtbau ist dagegen mühsam und beschränkt sich auf Roggen, Hafer und Kartoffeln. Wichtiger als der Landbau ist die Viehzucht.

Auf dem eigentlichen Gebirge finden sich wenige gröſsere Gemeinden in Städtchen und Dörfern; man trifft meistens nur zerstreute Höfe und Häuschen von eigentümlicher Bauart. Die Wohnungen liegen in den wildschönen Thälern umher, von Holz erbaut und mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, haben aber wegen der weit hervorspringenden Dächer nicht viel Licht. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von auſsen. Unter diesen Gängen drauſsen am Hause liegt der Holzvorrat. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebete.

Der Schwarzwald birgt ein kräftiges, gesundes, wackeres Volk von Hirten, Holzhauern, Flöſsern, Ackerbauern, das alte Sitte, alte Kühnheit erhalten hat. Riesenhohe Tannen und Fichten flöſst der Schwarzwälder auf seinen Gebirgsbächen hinunter zum Neckar und Rhein, auf dem sie zu groſsen Fahrzeugen verbunden werden, so groſs, daſs oft vierzig Menschen auf denselben sind, um sie mit Rudern und Stangen zu regieren. Mit breitkrempigem Hute, roter Weste und weiſsen Hemdärmeln stehen diese kräftigen Gebirgssöhne in langer Reihe auf dem schwimmenden Walde und lassen ihn in taktmäſsigem Ruderschlage nach den Niederlanden hinabgleiten. Dort soll er reichen Städten eine feste Unterlage, schwellenden Segeln eine Stütze gewähren. Für Holz tauscht der Schwarzwälder das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, Uhren und Strohhüte sind durch ganz Deutschland bekannt. Man findet überdies im Schwarzwalde Hammerschläge, Glashütten, Pech- und Teersiedereien, besonders aber viele Sägmühlen.

146. Rheinsage.

Emanuel Geibel.

1. *Am Rhein, am grünen Rheine,*
da ist so mild die Nacht;
die Rebenhügel liegen
in gold'ner Mondenpracht.

2. *Und an den Hügeln wandelt*
ein hoher Schatten her
mit Schwert und Purpurmantel,
die Krone von Golde schwer.

3. *Das ist der Karl, der Kaiser,*
der mit gewalt'ger Hand
vor vielen hundert Jahren
geherrscht im deutschen Land.

4. *Er ist heraufgestiegen*
zu Aachen aus der Gruft
und segnet seine Reben
und atmet Traubenduft.

5. *Bei Rüdesheim, da funkelt*
der Mond ins Wasser hinein
und baut eine gold'ne Brücke
wohl über den grünen Rhein.

6. *Der Kaiser geht hinüber*
und schreitet langsam fort
und segnet längs dem Strome
die Reben an jedem Ort.

7. *Dann kehrt er heim nach Aachen*
und schläft in seiner Gruft,
bis ihn im neuen Jahre
erweckt der Trauben Duft.

8. *Wir aber füllen die Römer*
und trinken im goldenen Saft
uns deutsches Heldenfeuer
und deutsche Heldenkraft.

147. Zwei Berge der schwäbischen Alb.

Nach Hermann Schillmann.

Als breiter, mäßig hoher Gebirgswall zieht sich durch das Schwabenland von Südwesten nach Nordosten die schwäbische Alb. Sie bildet das Mittelglied des Jurazuges und ist ein 8—10 Stunden breites Kalksteinplateau[1]), von Höhlen durchlöchert, durchrissen von tiefen, malerischen, mit prachtvollen Buchenwäldern bedeckten Felsthälern. Im Süden senkt sie sich sanft gegen die Donau; im Norden stürzt sie steil gegen den Neckar ab und ist besäumt von frei vortretenden Bergen. Auf seinen seltsam schön geformten Vorsprüngen, sowie fast auf allen Vorbergen und Vorhügeln standen schon in ältester Zeit feste Wohnsitze. Zwei davon können sich großer geschichtlicher Vergangenheit rühmen, der Hohenstaufen und der Hohenzollern.

Der Hohenstaufen ist zwar nicht der höchste, aber durch seine Lage weitaus der wichtigste Berg des Schwabenlandes. So recht im Herzen desselben steigt er auf, von seiner Stirn einen Umblick bis an die fernsten Gebirge gestattend: an den Odenwald, den Schwarzwald, die Vogesen und bei ganz hellem Himmel an die Alpen, dazu in das ganze Berg- und Hügelgewirr des schwäbischen Landes. Zwei der begangensten Thäler liegen ihm zu Füßen, im Norden das Remsthal, das ebenen Eintritt

[1]) Sprich: platō.

vom Ries her ins Neckarthal gewährt, und im Westen das Filsthal als nächste Verbindung zur Donau.

Von der herrlichen Kaiserburg der Hohenstaufen, die einst seinen Gipfel krönte, ist fast kein Stein übrig geblieben. Sie stand aufrecht bis zum Jahre 1525, in welchem sie von aufrührerischen Bauern eingenommen, geplündert und verbrannt wurde. Kaum ein Baum wächst auf dem Gipfel; aber gerade deshalb steigt der Berg groß erhaben über das grüne Land, über die lachenden, mit Städten, Weilern, Kapellen, Schlössern und Kirchen besetzten Obstbaumthäler.

In blauer Ferne hinter ihm und den andern Albbergen glänzt zackig ein Felskegel herauf mit der siebentürmigen Stammburg des neuen Kaisergeschlechtes, der Hohenzollern. Auch dieser mächtige Herrensitz war im Laufe der Zeit in Trümmer gesunken. Wer vor etwa einem halben Jahrhundert noch den Berg erklomm, den leitete ein vielfach gewundener Pfad zu den Ruinen von neun sich hintereinander erhebenden Türmen, und an dem einzigen Zugang zur Burg waren nur noch die Reste mächtiger, mit Eisen beschlagener Thore sichtbar. Das ist anders geworden seit den fünfziger Jahren. König Wilhelm IV. von Preußen ließ unter Benutzung der ehrwürdigen Überbleibsel ein neues stattliches Ritterschloß mit trotzigen Basteien, festen Türmen, mit Erkern und Zinnen erstehen. Ausgeschmückt mit alten Waffen, kirchlichen Kunstschätzen, herrlichen Steindenkmälern, gemahnt es den Besucher an das längst entschwundene Mittelalter und grüßt als Denkmal für die Altvordern des königlichen Erbauers von Berg zu Berg, von Thal zu Thal.

148. Die Weser.

Nach Woldemar Dietlein.

Die Weser ist der kleinste und kürzeste der deutschen Hauptströme; aber sie ist von ihrem Ursprung an bis zu ihrer Mündung rein deutsch. Ihr Stromgebiet ist vielfach in Geschichte und Sage berühmt; indes auch mit Naturschönheiten sind die Ufer der Weser und ihrer Hauptquellflüsse, der Werra und der Fulda, reich ausgestattet, und nicht unbedeutend ist die Ergiebigkeit des Bodens in den Thälern und die Gewerbthätigkeit in einzelnen Städten, die sich in ihren Fluten spiegeln.

Fast mitten im Herzen von Deutschland, im südlichen Teile des Thüringer Waldes, entspringt die flinke Werra. Nach kurzem Laufe im Gebirge bewässert sie ein fruchtbares Thalgelände zwischen der Rhön und dem Thüringer Walde und bespült die Mauern von Meiningen. Nun eilt sie, schiffbar gemacht durch eine Anzahl kleiner Nebenflüsse, ihrer Vereinigung mit der Fulda entgegen. Diese erfolgt bei Münden in der preußischen Provinz Hannover. Die Fulda kommt vom Rhöngebirge, durchläuft

Preufsisch Hessen und fliefst an dessen Hauptstadt Kassel vorüber. Bei ihrer Mündung ist sie fast ebenso wasserreich wie die Werra. Von Münden an heifst der vereinigte Flufs Weser, welcher Name bei unsern Vorfahren mit Werra gleichbedeutend war.

Lieblich und reizend ist das Thal von Münden aus nordwärts bis Minden. Auf beiden Seiten des Flusses erheben sich Gebirge von mäfsiger Höhe, die oft hart an das Ufer herantreten. Ruinen von Burgen krönen die Höhen; Schlösser schauen hier und da stolz herab; freundliche Städte und Dörfer breiten sich an dem Flusse aus, und Wiesen und Gärten, Felder und Wälder säumen ihn ein, wo nicht steile Felswände oder mit Buchen bewachsene Berge das Thal einengen.

Kurz vor Minden kommt die Weser an einem hohen, breiten Bergthor an, der sagenreichen »westfälischen Pforte«, und tritt durch diesen wichtigen Verkehrsweg friedlich und bequem ins norddeutsche Tiefland hinaus. Hier nimmt sie ihren gröfsten Nebenflufs auf, die Aller, in deren Gebiet die beiden Hauptstädte Braunschweig und Hannover liegen. Von der Allermündung aus wendet sich der Flufs nach Nordwesten. Sein linkes Ufer ist flach; rechts aber begleiten ihn ziemlich hohe Sandrücken bis zur alten Handels- und freien Reichsstadt Bremen. Unterhalb Bremen strömt der Weser noch die von Oldenburg kommende Hunte zu. Von hier an wird der Flufs bis nach Bremerhaven von üppigen Marschen umgeben und wälzt seine Fluten langsam und in ansehnlicher Breite über grofse Massen von Sand und Schlamm in der Nähe der Insel Wangeroog in die Nordsee.

149. Thüringen und sein Waldreichtum.

Nach Hering, Haesters u. a.

1. Mitten in Deutschland zeigt die politische Karte ein Stück Land, Thüringen; das ist bunt wie der Vogel Stieglitz, ein wenig blau und braun, ein wenig rot, gelb, grün, von allem nur ein klein wenig. Hier ein Tröpfchen, dort ein Fleckchen, immer größer und kleiner, daß es bunt und kreuz und quer durcheinander läuft. In Wirklichkeit ist das Ganze ein hübscher, bunter Teppich im Saale des deutschen Landes, schön gestickt und geziert. Mit grünem Grunde lagert hier ein Thal, dort ragen blaue Berge mit Ritterburgen. Hier ist ein silbernes Flüßchen mit vielen Mühlen, darin es klappert und pocht und stampft; dort liegt ein Städtlein reizend schön am Berge unten.

In diesem Lande ist gut wohnen; denn es zeichnet sich aus durch Fruchtbarkeit. Man braucht nur ein wenig auf die Höhe zu steigen, so übersieht man meilenweit die üppigsten Felder; dazwischen liegen stattliche Dörfer, von freundlichen Gärten und Obstanlagen eingeschlossen, dann

köstliche Wiesen und weiter grüne, frische Wälder und Bäche und Flüsse dazu, — es ist fürwahr eine rechte Lust und Pracht. Und wie das Land, so die Leute. Der Thüringer von echtem Schrot und Korn ist von starkem, gedrungenem Körper, von ruhigem, heiterm, behaglichem Wesen, dem man's ansieht, daß er die Arbeit nicht scheut, aber sich auch wohl und glücklich fühlt auf seinem schönen Grund und Boden, und daß ihm nichts abgeht zu des Leibes Nahrung und Wohlsein. Beim Vogelschießen und bei der Kirmeß geht's lustig her, und kämest du einmal zu solchem Freudentage, du brauchtest dich nicht lange zu besinnen, ob du teilnehmen dürftest; denn es wohnt in diesem Volke ein so biederes und freundliches Wesen, daß dem Gaste gar bald das Herz aufgeht und auch der Fremdling sich hier wohl und heimisch findet. Wer aber gern bei Sang und Klang weilt, dem wird es unter dem Völklein ganz besonders gefallen; denn diesem ist Musik die größte Lust. Jung und alt kennt kein höheres Vergnügen, als am Feierabende zusammenzutreten, ein fein Liedlein zu singen und Musik zu machen mit Horn und Flöte, Geigen und Bässen; und könntest du einmal an Feiertagen ihr Singen und Musizieren in den Kirchen hören, du solltest es fürwahr nicht tadeln.

2. Ein großer Reichtum ruht in den Wäldern Thüringens. Schlanke Tannen und Fichten schauen weit hinaus in die schöne Welt, und wenn der Fink nicht mehr schlägt und die fortziehenden Heidelerchen und Haubenmeisen sprechen: „Geh mit, mit, mit!" nicken ihnen die Bäume freundlich „Ade!" zu. Dann kommt der Holzhauer, macht die Riesen los von den Banden der Erde, und der Flößer ladet sie auf den Rücken der Ilm und Saale und fährt sie der Elbe zu, oder bringt sie auf der Rodach in den Main und auf diesem in den Rhein, wo sie der Holländer in Empfang nimmt. Wenn dann der Schiffer über das Meer fährt und der hohe Mast über den argen Sturmwind seufzt, mögen beide wohl denken:

„In der Heimat ist es schön,
in den Wäldern, auf den Höh'n."

Die aber zu der beschwerlichen Reise untauglich sind, bleiben zu Hause. Einen Teil der Bäume verkohlt der Köhler in dampfenden Meilern. Andern wird das Harz zur Bereitung von Pech und Kienruß abgekratzt und abgezapft. Und wenn es im Winter wenig zu verdienen gibt, wird viel Holz zu Mulden, Stiefelziehern, Quirlen, Kochlöffeln und allerhand andern Gerätschaften geschnitten. Geschicktere Hände aber schnitzen die berühmten Sonneberger Waren, die ihr auf allen Jahrmärkten seht, und von denen ganze Schiffsladungen selbst übers Meer gehen. Hunderte von Schmelzwerken, Eisen- und Stahlhütten, Stab-, Zinn-, Draht- und Blechhämmern werden von dem Holze des Thüringer Waldes gespeist, daß bis tief in die Nacht hinein die glutroten Lohen zum Himmel emporqualmen. Das andere Holz wandert in Glashütten und schmelzt den Kiesel zu Glas, und wie hier Tausende von fleißigen Arbeitern ihren Unterhalt finden, so hat der liebe Gott in den Wäldern überall Schwarz-, Erd- und Preiselbeeren für die Kindlein aufgedeckt, daß jedes zulangen und nach Herzenslust essen kann, ohne was anderes als ein „Vergelt's Gott!" dafür zu bezahlen.

150. Die Elbe.

Ernst und Tews nach Mauer.

Die Elbe ist als Schiffahrtstrafse für Norddeutschland von der gröfsten Wichtigkeit. Sie ist mehr als 150 Meilen lang und über 100 Meilen schiffbar. Ihren Ursprung hat sie auf dem hohen, quellenreichen Riesengebirge. Oben am Kamme desselben befinden sich grofse Moorwiesen, welche wie ein Schwamm die Feuchtigkeit aus der Luft aufsaugen. Eine der Wiesen führt den Namen Elbwiese. Hier sind Vertiefungen mit klarem Grunde, von der Gröfse eines Waschfasses. Aus diesen Brunnen fliefsen zahlreiche Wasseradern zu einem Bächlein zusammen. Dies ist der Anfang der Elbe. Rasch enteilt der junge Flufs dem Gebirge und durchmifst in einem weiten Bogen das Königreich Böhmen, wo seine Wasser bald durch zwei grofse Nebenflüsse, die Moldau und die Eger, vermehrt werden. An der Moldau liegt die alte böhmische Hauptstadt Prag. Dann gelangt der Elbstrom in das Königreich Sachsen. An der Grenze beider Länder engen ihn von allen Seiten gewaltige Sandsteinfelsen ein. Der Strom aber durchbricht die Gebirgsmasse, welche Elbsandsteingebirge heifst, und windet sich in vielen Krümmungen durch hohe, oft wundersam zerklüftete Felswände. Diese Gegend ist die viel gerühmte und viel besuchte sächsische Schweiz. Eine Wanderung durch das Gebirge zeigt einen überraschenden Wechsel der Landschaft. Man findet Felskegel von den sonderbarsten Gestalten und Berge mit herrlichen Fernsichten; man wandert stundenlang durch liebliche Thäler, die von senkrechten Steinwänden und Pfeilern eingefafst sind. Einige Meilen weiter abwärts spiegelt sich die schöne sächsische Königsstadt Dresden in den Fluten der Elbe. Bei Meifsen zwängt sich die letztere noch einmal durch Gebirgsmassen hindurch und tritt dann bald in die norddeutsche Tiefebene ein.

Hier erhält sie durch die schwarze Elster, die Mulde, die Saale und die Havel eine solche Wasserfülle, dafs sie endlich bei Hamburg die gröfsten Seeschiffe tragen kann. Ein guter Teil des untern Elblaufes gehört der preufsischen Provinz Sachsen an; weiter abwärts berührt sie auch die Mark, Hannover, Mecklenburg, Holstein und das Hamburger Gebiet. Gewerbreiche Städte, gewaltige Festungen, alte Burgen, herrliche Schlösser und reiche Dörfer spiegeln sich da in ihren Fluten. Die bedeutendste Stadt im preufsischen Sachsenlande ist das alte Magdeburg. Schon vor Jahrhunderten hat es sich durch seine Macht hervorgethan; aber es erlebte im dreifsigjährigen Kriege auch schwere Tage.

Weiter stromabwärts finden sich auf beiden Seiten des Flusses hohe Deiche, welche mit grofsen Kosten erbaut wurden. Sie schützen zur Zeit des Eisganges und der Schneeschmelze die angrenzenden Ländereien vor Überschwemmung. Dennoch richtet hier das Hochwasser durch Überflutungen und Deichbrüche in manchen Jahren grofsen Schaden an.

Unterhalb der großen Handelsstadt Hamburg mündet die Elbe, fast zwei Meilen breit, in die Nordsee. Wen berührt es nicht eigenartig, wenn er sich vergegenwärtigt, daß ein Strom, der bei seiner Mündung Tausende von Schiffen aller Nationen trägt, einen so kleinen Ursprung hat?

151. Berlin.

Nach Thomas u. a.

1. Die Hauptstadt des preußischen Staates und die Residenz des deutschen Kaisers ist eine der schönsten Städte von Europa und die volkreichste Stadt Deutschlands. Sie wird von der für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Spree in mehrfachen Krümmungen durchflossen und in zwei ziemlich gleiche Hälften geteilt.

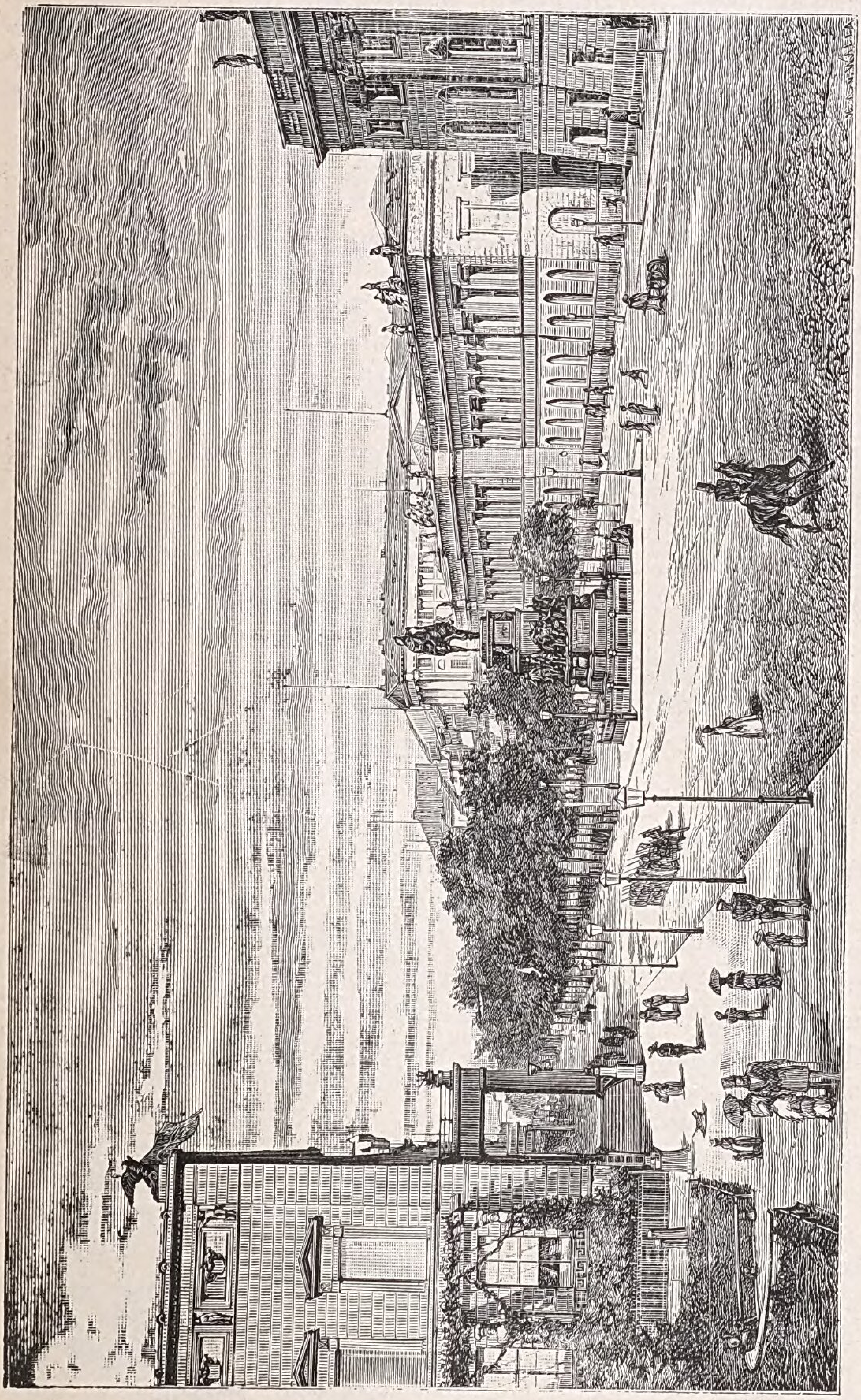
Unter allen Gebäuden Berlins verdient vorzüglich das mitten in der Stadt dicht an der Spree erbaute große königliche Schloß genannt zu werden, ein prachtvolles, mit einer Kuppel über der Schloßkapelle versehenes Bauwerk. Fünf hohe Thore führen in sein Inneres, welches große Prachtsäle enthält. Der schönste unter ihnen ist der „Weiße Saal", welcher bei hohen Festlichkeiten als Versammlungsort dient und bei Vermählungsfeierlichkeiten des Hauses Hohenzollern schon manchen „Fackeltanz" gesehen hat.

Zu den bedeutendsten öffentlichen Plätzen der Stadt gehört der Lustgarten, welcher vom königlichen Schlosse und dem Museum, der alten Börse, dem Dome, dem Zeughause und der Schloßbrücke umgeben wird. Neben dem Zeughause stehen die Hauptwache und das Universitätsgebäude; diesem gegenüber befindet sich das Opernhaus. In der Nähe ist auch die katholische Hedwigskirche und der Palast, welchen Kaiser Wilhelm I. bis zu seinem Tode bewohnte.

Die schönste Straße Berlins heißt „Unter den Linden". Sie ist fast 1 km lang, 55 m breit und mit einer vierfachen Baumreihe von Linden besetzt. Prachtvolle Paläste, Gasthöfe und Kaufhallen schmücken sie. Vor dem Brandenburger Thore, wo sie endet, erhebt sich das stolze Reichstagsgebäude. Andere hervorragende öffentliche Bauten sind das Kunstgewerbemuseum, das Museum für Völkerkunde, die Reichsbank, die Börse, das Polizeipräsidium, die Bahnhöfe, das Rathaus und die großartigen Markthallen, in welchen der Lebensmittelverkehr der Riesenstadt sich zum großen Teile vollzieht.

Eine Zierde der Stadt bilden auch die zahlreichen Denkmäler: das gewaltige Reiterstandbild König Friedrichs des Großen, die Monumente der großen Dichter Goethe, Schiller und Lessing, die Statuen der Helden aus dem siebenjährigen Kriege (Schwerin, Seydlitz, Ziethen u. a.), und aus den Befreiungskriegen (Blücher, Scharnhorst, Bülow, York und Gneisenau).

In der Nähe der Stadt liegt vor dem Brandenburger Thor der Tiergarten, ein Park mit zahlreichen Fuß-, Reit- und Fahrwegen, schönen Wiesenplätzen und Teichen, Blumenbeeten und Gebüschgruppen zwischen den Baumpartien. Hieran schließt sich der schöne „Zoologische Garten", einer der größten und reichhaltigsten der ganzen Welt.



Berlin: Unter den Linden.

2. Großartig wie die Stadt ist auch das Leben und Treiben in derselben. Den ganzen Tag über verkehrt eine bedeutende Anzahl Pferdebahnwagen, Omnibusse, Droschken, Milch- und Bierwagen, während die Züge der Stadtbahn, welche auf gemauerten Bogen Berlin durchschneidet, fast ohne Unterbrechung an dem Auge des Zuschauers vorübereilen. Mittags wogt die größte Menschenflut. Unzählige Kinder kommen aus den Schulstuben; viele Tausende von Arbeitern gehen zu Tische; in der Mitte der Straßen fährt die feine Welt spazieren, und ein nie rastender Menschenstrom bewegt sich die Bürgersteige zu beiden Seiten auf und ab.

Berlin verdankt sein außerordentlich schnelles Wachstum und Aufblühen in erster Linie allerdings den großen Ereignissen, welche in den letzten Jahrzehnten Preußen an die Spitze Deutschlands gestellt haben, zum guten Teil aber auch einer Selbstverwaltung, wie sie nirgends großartiger entwickelt ist. Mehr als 10000 Bürger widmen freiwillig und unentgeltlich als Stadträte, Stadtverordnete, Bezirksvorsteher, Waisenväter u. s. w. dem Gemeinwesen ihre Dienste, und alle bemühen sich, das allgemeine Beste nach Kräften zu fördern.

Wegen des fast überall sandigen Bodens ist die nächste Umgebung von Berlin nicht besonders reizend; doch hat sie einige schöne Stellen, so den Viktoriapark an dem etwa 60 m hohen Kreuzberge.

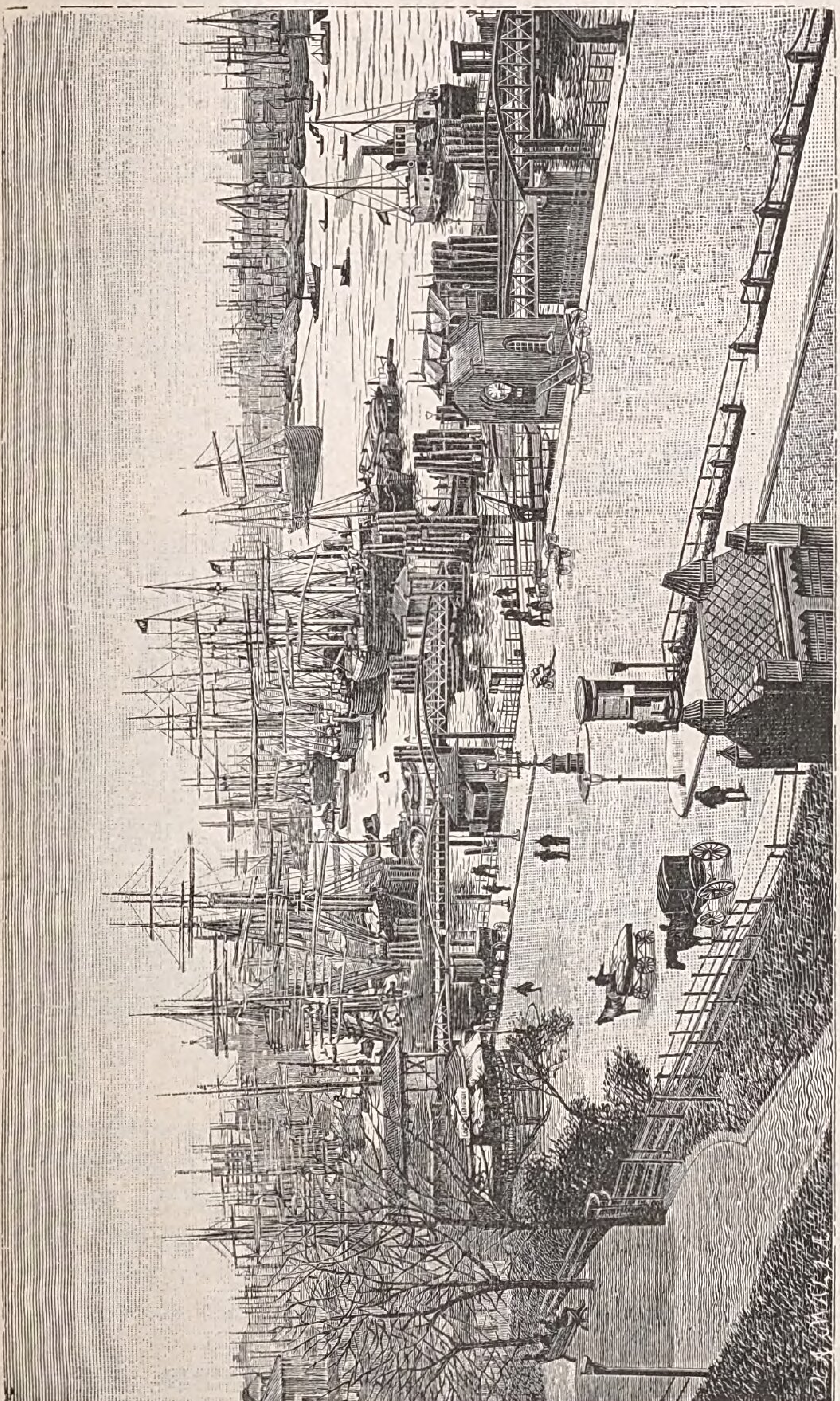
152. Eine Seestadt.

St. Gallener Blätter.

Im 8. Jahrhundert errichteten Krieger Karls des Großen zum Schutze gegen die Slaven an der untern Elbe einige Blockhütten und ein Kirchlein. Das Ganze hießen sie „Hamaburg“. Aus dieser Kolonie hat sich im Laufe der Zeit infolge der günstigen geographischen Lage die Stadt Hamburg entwickelt, eine See- und Handelsstadt von größter Bedeutung.

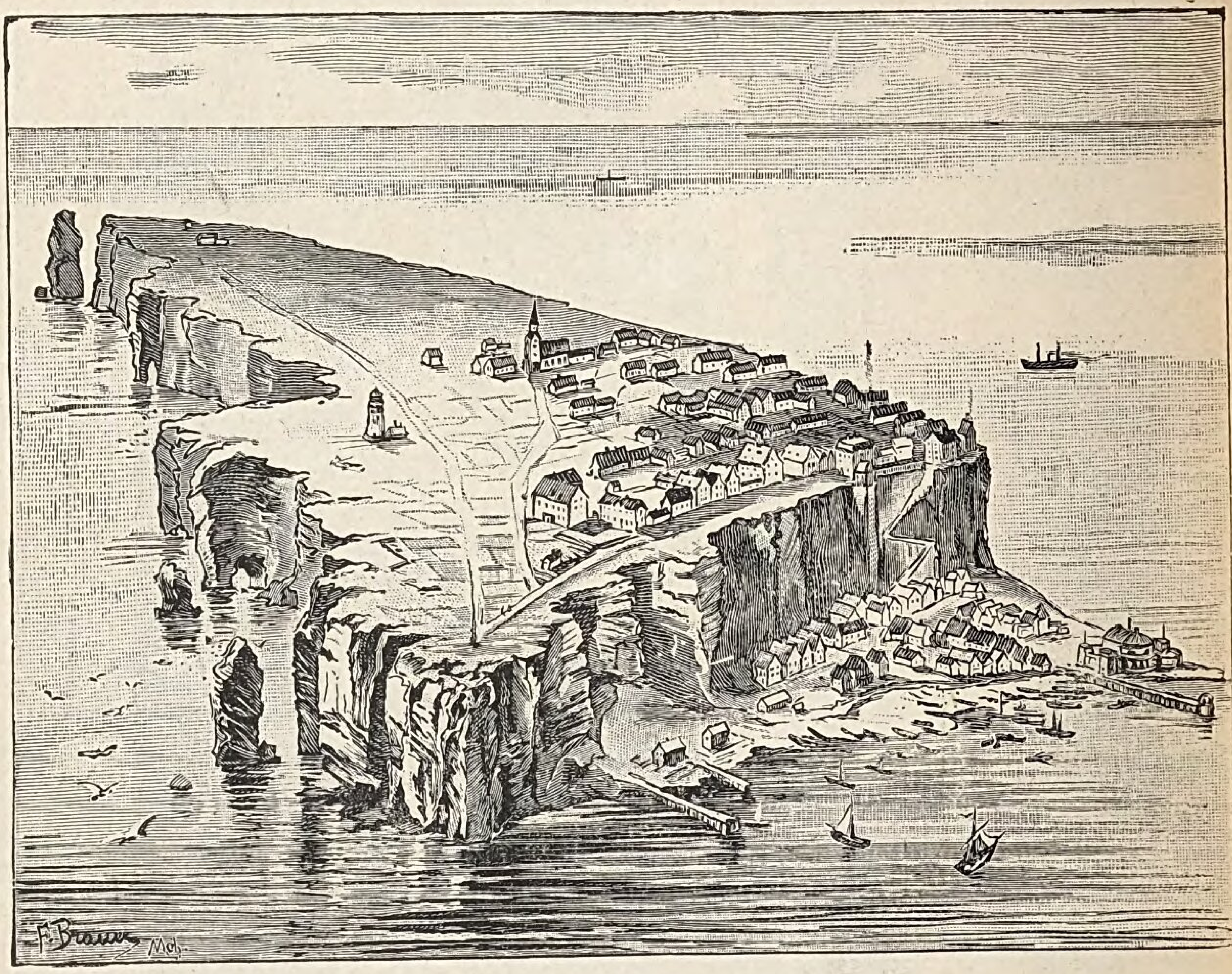
Nähert man sich der Stadt auf dem Dampfschiffe von Harburg aus, so erblickt man einen ungeheuern Wald von Masten; die Luft ist voll wehender Wimpel aller Farben und Nationen. Zwischen denselben blähen sich riesige Segel auf, und schwarze Rauchwolken steigen aus den Schornsteinen der Dampfschiffe. Im Hintergrunde erheben sich gewaltige Speicher für die Warenvorräte. An dem mit Mauern eingefaßten Ufer wogen geschäftige Menschen in allen Farben und Trachten auf und ab. Hier arbeiten sich Rollwägen die Uferstraße hinauf; dazwischen jagen Droschken und Reiter, schreien Kofferträger, singen Matrosen, rufen Verkäufer ihre Waren aus, haschen Diebe nach fremden Taschen und treiben sich müßige Zuschauer umher. Was die Erde Schönes und Kostbares trägt, das steht hier aufgestapelt in gewaltigen Fässern, eisenbeschlagenen Kisten, mächtigen Rollen und Körben. Waren, die Hunderttausende wert sind, erscheinen da wie auf die Straße geworfen.

Außer den Menschen drängen sich am Elbufer auch Schiffe und Fahrzeuge aller Art durcheinander. Die einen wollen vom Ufer, lösen mächtige Ketten und suchen sich Bahn zu machen nach dem vollen Strome;



Hafen von Hamburg.

andere drängen heran nach dem Ufer oder nach den Kanälen, welche in die Stadt hineinführen; wieder andere suchen eine bequeme Haltstelle oder steuern nach dem Zollamte. Zwischen den gewaltigen Seeschiffen schießen buntfarbige Gondeln oder leichte Fischerboote hin und wieder. Zagend schaut ihnen der unkundige Binnenländer vom Ufer nach; denn jeden Augenblick fürchtet er, sie hier oder dort anprallen und umschlagen zu sehen. Aber sie wenden stets zu rechter Zeit und entgehen der Gefahr. Tagelang könnte man am Ufer stehen und dem geschäftigen Treiben zusehen. Dort kommt ein schwerfälliger Dreimaster mit den Schätzen Brasiliens beladen; hier segelt ein



Helgoland.

schlanker Dampfer nach dem Kapland ab; neben dem heimgekehrten Walfischfänger liegt der stattliche Ostindienfahrer, und an dem amerikanischen Kauffahrteischiffe rauscht das englische Postdampfschiff vorüber. Welch Knarren der Halteseile; welch Klappern der Taue; welch Flattern der Segel; welch Gemisch verschiedener Sprachen und Trachten! Und dazwischen der Kommandoruf der Kapitäne und das langgezogene Taktlied der an den Winden beschäftigten Matrosen!

An Stelle der im großen Brande des Jahres 1842 zerstörten Stadtteile sind eine Menge ganz neuer Straßen mit den prachtvollsten Häusern entstanden. In diesen wohnen die reichen Kaufherren und Senatoren; auch enthalten sie eine Menge der schönsten Läden. Dagegen erblickt man hier fast gar nicht den Kleinhandel auf offenen Straßen. Ganz anders ist es in der Altstadt. Hier sind die Straßen von Häusern mit hohen

Giebeln eingefaßt, und jedes dieser Gebäude ist vom Keller bis zum Dache bewohnt. Fußgänger, Rollwagen und öffentliche Fuhrwerke bewegen sich bunt durcheinander. Das Wagenrasseln, der Peitschenknall und das Ausrufen der Verkäufer verursachen einen unaufhörlichen Lärm. Lange, buntgefärbte Schilder bedecken die Vorderseite der Häuser. Hier sind Seefische und Austern abgemalt, dort Röcke, Mützen, Stiefel, Stühle u. s. w. Da stehen Uhren und Goldwaren. Die Erzeugnisse aller Länder sind zur Schau ausgestellt. Noch größer ist der Lärm in denjenigen Straßen, in welchen die Kleinhändler auf zweiräderigen Karren ihren Kram feilbieten. Sie warten nicht, bis ein Käufer herantritt, sondern rufen vom Morgen bis zum Abend ihre Waren aus. Hinter den Karren sieht man dunkle Gewölbe und Gänge in den Häusern, in welchen die Trödler ein- und verkaufen. Da werden abgelegte Kleider umgearbeitet, gereinigt und wieder ausgeboten. Nichts ist zu schlecht und zu zerrissen, was da nicht zum Verkauf und zur Verarbeitung gebraucht werden könnte. —

Einer der merkwürdigsten Ausflüge, welcher von Hamburg aus gemacht werden kann, richtet sich nach der Felseninsel Helgoland. Sie ist nur wenig mehr als ein halbes Quadratkilometer groß, besitzt aber als Deckung für die Elbemündung und den Eingang zum Kaiser-Wilhelm-Kanal militärische Wichtigkeit. Auch als Seebad und Lotsenstation ist sie von Bedeutung. Das deutsche Reich erwarb sie 1890 auf dem Tauschwege von England.

153. Die Oder.

Nach Wetzel.

Die Oder entspringt im südlichsten Teile der Sudeten in Mähren. Mit reißender Gewalt braust sie durch das immer niedriger werdende Gebirge. Nach kurzem Laufe hat sie die Provinz Schlesien erreicht. Nun werden ihre Gewässer ruhiger. Ihr Thal ist breit. Zwischen Gebüsch und Wiesen schleicht sie fast träge dahin. Auf beiden Seiten bemerken wir dichte Forste, hier und da unterbrochen von Äckern und Wiesen. Aber der Boden ist mager; mühselig wird gearbeitet; dürftig ist die Ernte. Andere Schätze hat das Land, nicht solche, die da wachsen und blühen im Sonnenscheine, unterirdische nur. Da sieh im Walde auf Haufen von Steinen die vielen Bretterhütten! Tritt in eine und du blickst in die dunkle Tiefe, den Schacht, aus dem der Bergmann Steinkohlen und Erze holt. Was er gewonnen, wird in Schiffe und Eisenbahnwagen verladen, welche es den Fernwohnenden zuführen. Aber nur langsam fahren die tiefgehenden Kähne den Oderstrom hinab; denn dieser ist seicht und sehr versandet. Schneller führt uns der Dampfwagen nach Breslau, der alten schlesischen Hauptstadt. Altertümliche Häuser und viele hohe Kirchtürme spiegeln sich hier in den Fluten der Oder. Aus den nahen Gebirgen erhält der Strom zahlreiche Zuflüsse, von denen die Glatzer Neiße, die Katzbach und der Bober die bemerkenswertesten sind.

Oberhalb der Mündung des Bober tritt die Oder in Brandenburg ein. Der Strom wird immer ausgedehnter; oft ist sein Thal eine halbe bis eine Meile breit. An einzelnen Stellen nähern sich ihm

Höhenzüge, die teilweise steil ansteigen. Von hier aus überblickt man das breite Oderthal. Aus dem Wasser erheben sich fruchtbare Werder. Weidende Viehherden beleben sie. Steil unter dem Beschauer ist das Fahrwasser. Viele der Kähne und Holzflöße haben zwar schon die Oder verlassen und sind durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser-Kanal nach der Spree gefahren; doch ist der Strom noch belbte genug. — Setzt man den Weg flußabwärts fort, so kommt man nach Frankfurt, einer nicht unbedeutenden Handels- und Meßstadt, die sich auf dem linken Oderufer an einer Hügelkette hinaufzieht.

Unterhalb Frankfurt wird das Oderthal noch breiter, und es beginnt der sogenannte Oderbruch, ein gesegnetes Gartenland innerhalb des märkischen Sandes. Er ist ein mehr als zwei Meilen breiter Landstrich, der sich besonders am linken Ufer hinzieht. Durch Dämme ist er gegen Überschwemmungen möglichst geschützt. Früher waren hier sumpfige Niederungen. Nachdem diese trocken gelegt sind, ist der Boden überaus fruchtbar geworden. Man sieht deshalb hier zahlreiche Bauernhöfe und Dorfschaften. Küstrin, eine starke Festung, liegt am Einfluß der Warthe in die Oder. Die Höhenzüge, welche zu beiden Seiten den Oderbruch scharf begrenzen, treten mehrmal nahe an den Strom heran, der bald darauf die Mark Brandenburg verläßt.

Nachdem die Oder in das Pommerland eingetreten ist, sucht sie sich nach beiden Seiten hin auszudehnen; die hohen Uferwände weichen allmählich zurück. Dadurch bilden sich zu beiden Seiten Bruchländer, und in dem Flusse selber entstehen Inseln und Sandbänke, welch letztere die Schiffahrt bei seichtem Wasser gefährlich machen. Stettin, die alte Hauptstadt Pommerns, liegt auf beiden Seiten der Oder. Der bedeutende Handel, welcher von hier aus getrieben wird, macht die Stadt sehr belebt. Die Oder, die bis Stettin von Seeschiffen befahren wird, fließt von da am Fuße lieblicher Hügelreihen in das Stettiner Haff. Dieses steht durch drei Ausflüsse mit der Ostsee in Verbindung. Zwischen denselben liegen die Inseln Usedom und Wollin.

154. Vineta.

Pommerische Sage aus dem 11. Jahrhundert

Ferdinand Bäſsler.

An der nordöstlichen Küste der Insel Usedom sieht man häufig bei stillem Wetter in der See die Trümmer einer alten, grofsen Stadt. Es lag dort das einst weltberühmte Vineta, das schon vor tausend und mehr Jahren wegen seiner Laster ein schreckliches Ende genommen hat. Es ist gröfser gewesen, als irgend eine andere Stadt in Europa, selbst als die grofse und schöne Stadt Konstantinopel, und allerlei Völker haben darin gewohnt, Griechen, Slaven, Wenden und Sachsen und noch viele andere Stämme. Sie trieben einen überaus grofsen Handel; ihre Läden waren angefüllt mit den seltensten und kostbarsten Waren, und es kamen Jahr für Jahr

Schiffe und Kaufleute aus allen Gegenden und den entferntesten Enden der Welt dahin. Deshalb flofs auch in der Stadt ein über die Mafsen grofser Reichtum zusammen, dafs man ihn kaum noch unterzubringen wufste. Die Thore waren aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber, und letzteres Metall war so gemein in der Stadt, dafs man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte und die Kinder auf den Strafsen mit harten Thalern spielten. Durch ihren Reichtum verfielen aber die Bewohner von Vineta in Üppigkeit und freventlichen Übermut. Dafür traf sie denn der gerechte Zorn Gottes, und die schwelgerische Stadt wurde urplötzlich von dem Ungestüm des Meeres zu Grunde gerichtet und von den Wellen verschlungen.

Die Stelle, wo sie gestanden hat, kann man, so heifst es, noch heutigestages sehen. Wenn man nämlich von Wolgast nach Usedom fährt, so erblickt man zwei Meilen vom Strande bei stiller See bis tief in das Wasser hinein eine Menge grofser Steine, marmorner Säulen und Fundamente. Das sind Vinetas Trümmer; sie liegen in der Länge von Morgen nach Abend. Die ehemaligen Strafsen und Gassen sind mit kleinen Kieseln ausgelegt; gröfsere Steine zeigen an, wo die Ecken der Strafsen und die Grundmauern der Häuser gewesen sind. Einige davon ragen ellenhoch in dem Wasser hervor; dort haben die Tempel und Rathäuser gestanden. Andere liegen noch ganz in der Ordnung, wie man Grundsteine zu legen pflegt, so dafs man augenscheinlich noch neue Häuser erbauen wollte, als die Stadt vom Wasser verschlungen wurde.

In dem versunkenen Vineta ist noch immer ein wundersames Leben. Bei stillem Wasser sieht man unten in den Trümmern oft seltsame Bilder. Grofse Gestalten in langen, faltigen Kleidern wandeln dann in den Strafsen auf und ab; oft sitzen sie auch in goldenen Wagen oder auf grofsen, schwarzen Pferden. Manchmal gehen sie fröhlich und geschäftig umher; manchmal bewegen sie sich in langsamen Trauerzügen, und man sieht dann, wie sie einen Sarg zu Grabe geleiten. Die silbernen Glocken der Stadt kann man noch jeden Abend bei ruhiger See hören, wie sie tief unter den Wellen die Vesper läuten; und am Ostermorgen — denn vom stillen Freitag bis zum Ostermorgen soll der Untergang von Vineta gedauert haben — kann man die ganze Stadt sehen, wie sie früher gewesen ist. Sie steigt dann, ein warnendes Schattenbild, zur Strafe für ihre Abgötterei und Üppigkeit mit all ihren Häusern, Kirchen, Thoren, Brücken und Trümmern aus dem Wasser hervor, und man sieht sie deutlich über den Wellen. Wenn es aber Nacht oder stürmisches Wetter ist, dann darf kein Schiff sich den Trümmern nahen; ohne Gnade wird es an die Felsen geworfen, zerschellt hilflos daran, und keiner, der darin gewesen ist, kann aus den Wellen sein Leben retten.

155. Aus Sturmes Not.

Verfasser unbekannt.

An einem eiskalten, stürmischen Morgen wurden die Leute eines Fischerdorfes an der Nordseeküste durch einen Kanonenschuß auf See geweckt. Alle wußten, was das zu bedeuten habe. An der Küste befanden sich viele Riffe, an denen sich das Meer in gewaltiger Brandung brach. Kein Jahr verging, in dem nicht die Flut hier mehrere Opfer forderte. Aber die Bewohner des Dorfes waren mutige und hilfsbereite Leute; sie hatten schon zahlreichen Unglücklichen das Leben gerettet. Auch heute eilten sie, als sie den Schuß gehört hatten, an den Strand. Etwa eine halbe Viertelmeile von der Küste saß, rettungslos verloren, ein Fahrzeug auf dem Riff. Die Besatzung war in die Masten geklettert und hatte sich an das Tauwerk festgeklammert, um nicht von den Wellen fortgespült zu werden. Da ertönte der Ruf: „Das Rettungsboot klar!" und das Boot wurde ausgebracht. Aber sein beherzter Führer, Harro hieß er, war nicht da; er war frühmorgens ins Nachbardorf gegangen. Es war unmöglich, ihn zu erwarten; jede Minute ließ voraussehen, daß das Schiff in Trümmer zerschlagen werde. Acht Mann ruderten hinaus in den rasenden Sturm. Sie erreichten das Wrack und schafften die armen, ermatteten Schiffbrüchigen in das Boot. Aber einer blieb zurück. Hoch oben im Mast hing er, schwer und steif infolge der Kälte. Sie wagten nicht, ihn herabzuholen; denn das Boot war überladen, der Sturm nahm zu, und ihrer aller Rettung stand auf dem Spiel.

Als sie ans Land kamen, war Harro da. Er fragte, ob man sie alle habe, und so hörte er denn von dem letzten im Maste. „Ich werde ihn holen!" rief er, „geht ihr mit?" Aber sie wollten nicht, sie meinten, es sei unmöglich. Harro sprang ins Boot: „Dann gehe ich allein!" In diesem Augenblick erscheint seine Mutter am Strande. Sie bittet ihn: „Geh nicht! Dein Vater blieb draußen, — und Uwe!" — Uwe war ihr jüngster Sohn, von dem sie seit Jahren nichts mehr gehört hatte. — „Geh nicht! Deiner Mutter zuliebe!" — „Und der draußen, — bist du dessen sicher, daß nicht auch er noch eine Mutter hat?" Da schwieg die Alte. Vier Mann sprangen mit Harro in das Boot. Vorwärts geht es, der Brandung entgegen; aber es geht langsam! Das Wrack stand schon ganz unter Wasser, als sie hinauskamen, und es hielt schwer, sich dem Schiffe zu nähern. Endlich gelingt es. Harro selbst klettert hinauf, um den fast erfrorenen Burschen herunter zu holen. Nun liegt dieser im Boot, und landwärts geht's. Und als man dem Strande so nahe ist, daß Harros kräftige Stimme durch Sturm und Brandung dringen kann, da winkt und ruft er: „Sagt's der Mutter, — es ist Uwe!"

156. Der Kaiser-Wilhelm-Kanal.

Originalbeitrag.

Bis vor kurzer Zeit führte der Schiffsweg aus der Nord- in die Ostsee nur um die jütische Halbinsel. Er war lang und wegen seiner Gefährlichkeit verrufen. Von Hamburg bis in die Nähe der Insel Rügen betrug die Reisestrecke mehr als 650 Seemeilen in etwa 80 Stunden. Alljährlich ereigneten sich auf

dem Wege um das Kap Skagen zahlreiche Unfälle. Hat doch die Westküste Jütlands in Schifferkreisen den Namen »eiserne Küste« oder »Kirchhof der Schiffe«, und sind in dänischen Gewässern in 28, und in den deutschen in 15 Jahren zusammen über 8000 Strandungen vorgekommen! Welche Verluste an Zeit und Menschenleben, an Schiffen und Waren!

Schon seit einem halben Jahrtausend wurden daher Versuche gemacht, die beiden Meere, welche die deutschen Küsten bespülen, zu verbinden. Eine befriedigende Lösung dieser Aufgabe kam jedoch erst in unsern Tagen zu stande. Im Jahre 1886 wurde beschlossen, eine künstliche Wasserstrafse auf Kosten des deutschen Reiches quer durch die Provinz Holstein zu bauen. Der greise Kaiser Wilhelm I. legte den Grundstein zu dem bedeutsamen Werke »zur Ehre Deutschlands, zu seinem fortschreitenden Wohle, seiner Macht und Stärke«. Nach achtjähriger Bauzeit war das gewaltige Unternehmen mit einem Kostenaufwand von 156 Millionen Mark vollendet und wurde 1895 durch Kaiser Wilhelm II. unter prunkvollen Feierlichkeiten, zu welchen die Flotten von ganz Europa Schiffe abgeordnet hatten, dem Verkehr übergeben.

Der Kanal beginnt am rechten Ufer der Unterelbe bei Brunsbüttel. Er läuft anfangs nördlich durch Marsch-, Sand- und Moorgebiet, durchsetzt die Wasserscheide zwischen Elbe und Eider und führt dann nordöstlich am linken Ufer der Untereider bis Rendsburg. Von hier an folgt er, sich östlich wendend, im allgemeinen dem alten Eiderkanal bis nach Holtenau am Kieler Hafen. Seine Länge beträgt fast 100 km, die Wasserspiegelbreite 65 m, an gekrümmten Stellen 100 m, die Tiefe 9 m. Der Kanal ist also breit und tief genug, dafs auch die gröfsten Panzer der Kriegsmarine ihn ungehindert passieren können. An sechs Punkten sind geräumige Ausweicheplätze für die durchfahrenden Schiffe angelegt. Zur Regelung des Wasserstandes waren an den Kanalmündungen riesige Abschlufsschleusen erforderlich. An zwei Stellen, bei Grünenthal und Levensau, sind Eisenbahnlinien, welche den Kanal kreuzen, in schwindelnder Höhe auf Brücken über den Wasserspiegel geleitet.

Durch das neue Verkehrsmittel ist für die Schiffahrt ein erheblicher Gewinn an Weg und Zeit möglich. So schafft der Kanal zwischen den meisten deutschen Nordsee- und Ostseehäfen eine Wegkürzung von 400 Seemeilen. Dampfer können etwa 40 Stunden, Segelschiffe mindestens drei Tage ersparen. Auch die Sicherheit des Verkehrs hat gewonnen. Von gröfster Bedeutung aber ist der Kanal für die deutsche Kriegsflotte. Bisher in zwei Geschwader getrennt, vermag sie sich jetzt rasch und ungehindert zu vereinigen und kann bald in der Nord-, bald in der Ostsee dem Feind die Stirne bieten.

157. Dem Vaterland.

Hoffmann von Fallersleben.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand;
was ich bin und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
ist mein Herz zum Dank bereit;
mit der That will ich's erwidern
dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
ruf ich's Freund und Feinden zu:
„Ewig sind vereint wir beide,
und mein Trost und Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand;
was ich bin und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland."

C. Aus dem übrigen Europa.

158. Die Alpen.

Nach Otto Ule.

Die Alpen bilden gleichsam die Wirbelsäule Europas und ihre Verzweigungen bestimmen, wie die Glieder eines Körpers, die Umrisse dieses Erdteils. Ihre Anordnung ist von hoher Wichtigkeit für die europäischen Völker. Gleich Festungswällen schützen sie die freie Schweiz, Tirol, Kärnten und Steiermark. Sie umschliefsen in weitem Bogen Italien und setzen sich in der Apenninenkette fort. Im Westen gestalten die Vorberge der Alpen das südöstliche Frankreich zu einem wildschönen Gebirgslande. Im Norden senken sich stufenförmige Flachländer bis zur deutschen Tiefebene hinab. Im Osten endlich ziehen die Alpen, nur durch die Donau von den Karpathen und dem siebenbürgischen Berglande getrennt, in Bosnien und Serbien weithin fort.

Betrachtet man das Gebirge von einem seiner höchsten Gipfel aus, so bietet es wegen der Mannigfaltigkeit seiner Formen, seiner Höhe und der grofsartigen Gletscherwelt einen Anblick von wunderbarer Schönheit dar. Anscheinend bildet es ein wirres Durcheinander. Rings am Horizonte erblickt man zahllose Bergspitzen, Nadeln, Kämme; man möchte sie für die erstarrten Wogen eines ungeheuern Meeres halten. Bei aufmerksamer Betrachtung bemerkt man jedoch, dafs die Gesamtheit dieser Berge aus getrennten Gebirgsgruppen besteht, von denen nach allen Richtungen Zweige ausstrahlen.

Im allgemeinen werden die Alpen nach ihrer Lage in die West-, Mittel- und Ostalpen eingeteilt. Von besonderer Bedeutung für uns sind die Ostalpen. Zu ihrem Hauptzuge gehören die



Quellgegend des Inns. (Ober-Engadin.)

Otzthaler- und die Zillerthaleralpen, die hohen Tauern und die steirischen Alpen; diesen Gruppen sind nach Norden die Vorarlberger und Algäuer Alpen, die nordtirolischen (und bayerischen) Kalkalpen, die Kitzbüchler, die Salzburger Alpen und die österreichischen Kalkalpen vorgelagert. Unter den südlichen Teilen der Ostalpen sind besonders die Dolomiten mit ihren seltsamen Gipfelformen zu nennen. Eine der schönsten Gruppen der Mittelalpen sind die Graubündener Alpen, in welchen unser Inn seinen Ursprung hat. Nicht minder bedeutend ist die St. Gotthard-Gruppe. Sie liegt zwischen der Schweiz und Italien auf der Wasserscheide des Rheins, des Tessin, der Rhone, der Aar und der Reufs und ist der Knotenpunkt, von welchem gleich Strahlen die Kämme der benachbarten Zentralmassen auslaufen. An Höhe kann sie sich jedoch mit den weiter westlich gelegenen Berner Alpen oder gar mit dem Monte Rosa- oder dem Mont-Blanc-Stock (4810 m) nicht messen.

Die Alpen bilden, wie die meisten hohen Gebirge, Völkerscheiden. Franzosen und Deutsche wohnen auf der einen, Italiener auf der andern Seite. Doch ist das Gebirge wegen seiner Verteilung in zahlreiche Gruppen und der verhältnismäfsig geringen Höhe der Pässe keine unübersteigliche Schranke. Zu allen Zeiten ist daher der Verkehr zwischen den beiden Gehängen ein bedeutender gewesen. Zwölf fahrbare Strafsen, von welchen einige zu den Meisterwerken menschlicher Baukunst zählen, übersteigen die Höhen und verknüpfen die Länder. Eine Eisenbahn überschreitet die kleine Kette des Semmering; eine andere geht zwischen Innsbruck und Trient über den Brenner; eine dritte und vierte haben in riesigen Tunnels die gewaltigen Massen des Mont Cenis und des St. Gotthard durchbohrt, und andere Schienenwege sind tief in das Hochgebirge vorgedrungen. Unter Felsen und Gletschern hinweg verkehren die Völker miteinander; der Mensch kann sich rühmen, für seinen Verkehr selbst die Alpen geebnet zu haben.

159. Wien.

Gittermann.

1. Der Wiener hat recht, wenn er singt: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wean!“ Denn nicht nur durch ihre Größe und die Schönheit ihrer Lage, sondern auch durch die vielfachen Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, sowie ganz besonders durch die Eigentümlichkeiten ihrer Bewohner ist die Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates zugleich die merkwürdigste Stadt aller deutschredenden Länder. Schon von den alten Römern angelegt, widerstand sie späterhin mit ihren festen Mauern, Türmen und Wällen, verteidigt durch die standhafte Tapferkeit ihrer Bewohner, mehrmals den furchtbarsten Angriffen der siegreich vordringenden Türken; mächtigen deutschen Kaisern aus dem habsburgischen Geschlechte diente sie zur Residenz, und die bedeutendsten unserer deutschen

Musiker, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, haben den größten Teil ihres Lebens in ihr verbracht und hier, unter den für alle Kunst empfänglichen Wienern, ihre Meisterwerke geschaffen.

Die Stadt liegt in einer trefflich angebauten, durch Abwechslung von Berg, Ebene und Wasser sehr angenehmen Gegend am rechten Ufer der Donau, deren Spiegel fortwährend mit einer Menge Schiffe bedeckt ist, welche dem Verkehre der Donauländer dienen. Im Norden Wiens bildet der Fluß mit seinen verschiedenen Armen mehrere reizende Inseln, die mit schattenreichem Gehölz, herrlichen Anlagen und prächtigen Gebäuden geschmückt sind. Im Westen erblickt man einen Gebirgsrücken, aus einer Kette nicht sehr hoher Berge gebildet, an und zwischen welchen anmutige Wälder, liebliche Weinpflanzungen, lachende Fluren, blühende Gärten mit prachtvollen Landhäusern die angenehmste Abwechslung darbieten. Im Osten eröffnet sich dem Blick eine unabsehbare, fruchtreiche Ebene, welche sich bis nach Ungarn hin erstreckt, und im Süden endlich begrenzen hohe, zum Teil mit Schnee bedeckte Berge eine weite Aussicht.

Die eigentliche Stadt hat meist enge, unregelmäßig gebaute Straßen mit drei bis fünf, bisweilen sogar sechs bis acht Stockwerk hohen Häusern, und das Menschengewühl und der ununterbrochene Strom auf- und abfahrender Wagen ist oft so groß, daß der Fußgänger dadurch nicht selten in Lebensgefahr kommt. 36 Vorstädte, von denen die zwei nördlichen auf dem linken Ufer der Donau liegen und durch Brücken mit der Stadt verbunden sind, umgeben das alte Wien. Die übrigen umgürten die Stadt in einem großen Halbkreise und sind von ihr durch ein 600 Schritt breites, mit herrlichen Alleen, üppigen Baumpflanzungen und grünen Rasenplätzen versehenes Glacis[1]) geschieden. An Stelle der niedergelegten Stadtbefestigung entstand die berühmte Ringstraße, welche mit ihren großartigen Bauten, prächtigen Warenlagern und anmutigen Promenaden den Stolz des Wieners bildet. Zu den sonstigen Merkwürdigkeiten Wiens gehört auch die kaiserliche Burg. Sie ist von gewaltigem Umfange und besitzt große Schätze. In ihren Nebengebäuden befinden sich die Universität und die Bibliothek. Unter den übrigen Bauwerken tritt eines ganz besonders hervor; es ist die Stephanskirche mit ihrem 122 m hohen Turme. Diese herrlichste Kirche Wiens ist zugleich eine der schönsten in der Welt und ein vorzügliches Denkmal altdeutscher Baukunst.

2. Der geeignetste Punkt, die ganze Kaiserstadt zu überblicken, ist die Spitze des Wienerberges im Süden der Stadt, wo eine Säule von altdeutscher, kunstreicher Arbeit steht, die sogenannte Spinnerin am Kreuze. Von ihren Stufen aus bietet sich das reichste und schönste Rundgemälde dar. Das Getümmel der Hunderttausende, welche die Straßen durchwimmeln, schallt nur gedämpft, wie das ferne Brausen des Meeres, an dein Ohr herauf. Die zahllosen Bauten unter dir stehen an- und ineinander gedrängt, wie ein Volk, das im Anschauen von Kampfspielen zu Stein wurde, und mitten daraus raget, wie ein unbezwungener Sieger

[1]) Sprich: glaßī.

in allen Kämpfen, ernst und stolz gen Himmel des Stephansdomes altersgrauer Riesenturm. Neben ihm verschwinden die zahlreichen andern Türme und Kuppeln der Kaiserstadt. Wo eigentlich die Marken der Stadt beginnen, suchst du vergebens zu unterscheiden; denn alle Orte, nahe und ferne, mit ihren aus Gärten und Saaten auftauchenden roten Dächern und zierlichen Türmen scheinen nur neue Anbaue der Stadt.

Kaum schmilzt der Schnee auf den Bergen, kaum beginnen die Wälder in frischem Grün zu prangen, so sind alle jene sanften Höhen, jene reizenden Thäler von Kolonien lustiger Wiener bevölkert. Unter den vielen öffentlichen Vergnügungsorten, in denen wir das Wiener Leben in seiner Gemütlichkeit beobachten können, zeichnen sich besonders zwei aus, der Prater und die Brigittenau.

Der Wiener liebt die Natur und versteht die Kunst, sie zu genießen. Doch inniger noch als die Natur liebt er sein Wien. Es ist ihm sein Höchstes, das er in der Ferne so wenig vergißt, wie der Alpenbewohner seine Gletscher und Firnen. Ein Hauptzug des Wiener Charakters ist „leben und leben lassen“. Selbst mitten unter ernsten Bedrängnissen verläßt ihn sein fröhlicher Mut, der oft in ausgelassene Laune übersprudelt, so leicht nicht.

160. Die ungarischen Pußten.

Falk.

In den weiten Ebenen Ungarns finden sich endlose Viehtriften, Pußten genannt, die Eigentum der Edelleute sind. Vereinzelt stehen da und dort Wohn- und Wirtschaftsgebäude für die Beamten und Diener. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Gebiets verschwinden aber diese Gebäude sozusagen, und der unbewohnte Teil der Besitzung ist überwiegend. Von Zeit zu Zeit bietet dem Reisenden eine Cisterne mit gewaltigem, kunstlosem Brunnenschwengel Wasser. Ringsumher grasen die zahlreichen Herden bei dem eintönigen Schalle der Leitglocke. Auf dem Boden, um das Feuer gelagert, rösten sich die Hirtengruppen ihren Speck, und am Sumpfe verzehrt, auf einem Beine stehend, der Storch behaglich sein Fröschlein

Die Mühe, welche die Hirten mit der Bewachung ihrer Herden haben, ist nicht groß. Sie überlassen diese Sorge gewöhnlich ihren weißen, großen Wolfshunden, welche auf einem Hügel oder Düngerhaufen ihren Sitz aufschlagen, um das Gebiet überblicken zu können. Die Hirten umlagern unterdessen das Feuer und schmauchen ihre Pfeife. Wenn sie der Hunger beschleicht, ziehen sie aus ihrem Tornister ein Stück Speck und verzehren es roh oder am Feuer geröstet zu dem schwarzen, aber schmackhaften Brote. Findet sich im Ranzen ein Stück Schöpsenfleisch und in der Feldflasche noch ein Schluck Wein, so tauschen sie mit keinem Fürsten der Welt.

Es sind merkwürdige Köpfe mit scharfen Zügen, sonnverbranntem Antlitz, schwarzen, funkelnden Augen und fettriefendem Haare. Ihre Kleidung besteht aus weiten, grobleinenen Beinkleidern und einem kurzen Hemde von gleichem Stoffe mit weiten Ärmeln. Da sie diese beiden wesentlichen Teile ihres Anzuges so lange tragen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen, so

schmieren sie dieselben tüchtig mit Speck ein, um das Ungeziefer fernzuhalten. Ihre Kopfbedeckung ist ein runder, breitkrempiger Hut, und den Schluß des Anzuges bildet ein zottiger Schafpelz, den sie je nach der Jahreszeit bald mit der glatten, bald mit der rauhen Seite nach außen kehren, weshalb die Bunda, wie das Sprichwort sagt, „im Winter wärmt, im Sommer kühlt". Nur der Roßhirt oder Czikos[1]) kommt zuweilen in die Stadt, um Pferde zu verkaufen. Ohne Sattel, oft auch ohne Zügel fliegt er wie ein Pfeil über die Heide; denn im Reiten thut es ihm keiner zuvor. Das Pferd kennt die Hand seines Herrn, der jeden Bissen mit seinem Rößlein teilt.



161. Konstantinopel.

Nach Fr. W. Hackländer.

Ein berühmter englischer Dichter, welcher Europa von einem Ende zum andern durchreist und Asiens schönste Länder besucht hat, sagt, dafs er niemals einen Anblick gehabt habe, über welchen er so entzückt gewesen sei, wie über die unvergleichliche Ansicht Konstantinopels.

Was verleiht aber der türkischen Hauptstadt diesen besondern Reiz? Das sind neben den kaiserlichen Palästen und andern Prachtbauten hauptsächlich die zahlreichen mohamme-

1) Sprich: zikos.

danischen Gotteshäuser mit ihren glänzenden Kuppeln und zierlichen Türmen, die Moscheen. Das Äufsere eines solchen Gebetshauses ist vollständig abweichend von der Form abendländischer Tempel. Auf einem cylindrischen Unterbau ruht ein kesselartiges, vergoldetes Dach, und mehrere Türme (Minarets) von nur 1—3 m Durchmesser steigen gleich hohen, schlanken Säulen in Stockwerken auf. Von den Galerien dieser Türme werden durch den Ausrufer die fünf Gebetszeiten des Tages verkündet und die Gläubigen zur Moschee gerufen; denn der Gebrauch der Glocken ist dem Islam fremd. Das Innere der Gotteshäuser ist höchst einfach. Verzierungen und Sprüche aus dem Koran, dem Religionsbuche der Mohammedaner, bilden die einzige Ausschmückung der Wände. Bänke und Stühle zum Sitzen gibt es nicht. Der Boden ist mit Teppichen oder Matten belegt, auf welche die Betenden während ihrer Andacht sich niederlassen. Die berühmteste Moschee ist die Sophienmoschee, die schon im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung als christliche Kirche gebaut wurde.

Seinen Ruf als eine der schönsten Städte der Welt verdankt Konstantinopel indes auch seiner Lage. Zwischen dem Meere von Marmara, dem schwarzen Meere und am Hellespont steigt es allmählich auf und bietet von der kleinasiatischen Küste aus, mit welcher es durch Schiffbrücken verbunden ist, ein herrliches, lebhaftes Bild.

Weniger anmutig, aber immerhin bunt und malerisch sind die engen Gassen der alten Stadt. Starker Verkehr herrscht darin, und gerne weilt das Auge auf den farbigen Trachten der verschiedensten Nationen. Alt-Türken, Armenier und Juden tragen den langen Kaftan, den ein Gürtel zusammenhält, während er bei den türkischen Mönchen (Derwischen) frei um die Hüfte flattert. Die Kopfbedeckung des vornehmen Mohammedaners ist der Turban, ein rotes Mützchen, um das ein langes Stück von weifsem Musselin gewunden ist. Die Armenier, gröfstenteils Handwerker, besonders Steinschneider und Goldschmiede, tragen einen schwarzen Filzhut von seltsamer Form und zur Unterscheidung von den Türken statt der gelben rote Pantoffel. Wasser- und Lastträger, Taglöhner und Obsthändler bedecken das Haupt mit dem, was ihnen geschenkt wurde, oder was sie wohlfeil gekauft haben. Dabei fehlt auch nicht die modische Kleidung des Europäers.

In den höhergelegenen Stadtteilen herrscht mehr Reinlichkeit und Ruhe als in den untern. Herrenlose Hunde, die sich in der Altstadt an allen Enden und Ecken umhertreiben und die Verkaufsstätten der Fleischer umlagern, sind hier weniger zahlreich. Man kann behaglich die grofsen Gewölbe durchmustern, die mit kostbaren Stoffen und Geräten angefüllt sind. Hier lagen in früherer Zeit glänzende Edelsteine aus dem Orient, Perlen, damascenische Säbel, tartarische Bogen, arabische

Lanzen, persische Dolche, Angora-Shawls[1]) aus Persien und Kaschmir, indische Musseline und Kalikos, englische und französische Tücher, deutsche Leinwand, schwedisches Eisen, geschnittener Sammet aus Brussa, Beduinenmäntel aus der Berberei. Doch ist die ungeheure Pracht, welche einst hier glänzte, geringer geworden, und infolge der Unthätigkeit und Unwissenheit der Türken ist der Handel vielfach an die Griechen, Armenier, Juden und Franken (Europäer) übergegangen.

162. Italiens Natur.

Nach Heinrich Stahl.

1. Kaum findet sich eine ähnliche Mannigfaltigkeit schöner Natur zum zweitenmale auf der Welt so vereinigt, wie in Italien. Machen wir einen kleinen Streifzug durch Flur und Wald, um uns davon zu überzeugen! Der Morgen blitzt frisch und duftig durch die Waldkühle; neckische Eidechsen mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer; bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubfall der immergrünen Eichen. Die Kastanien blühen, und ihr würziger Duft mischt sich mit dem des blühenden Weinstocks und all der wildwachsenden Blumen und Gesträuche. In diesen schmettern jubelnde Nachtigallen. Zwischen Hecken von Lorbeer und andern Büschen, umsponnen von Epheu und wilden Reben, von weißblühender Winde und duftigen Monatsrosen, schlängeln sich bergauf und bergab einzelne steile Fußpfade, nur für das sicher schreitende Maultier und den bedächtigen Esel gangbar. Die Luft ist so still, daß das Rauschen des fernen Baches herüberdringt, der in schneeweiß schäumenden Wasserfällen von Klippe zu Klippe herabtost. Je tiefer man in die Waldungen dringt, desto wunderbarer und reizender gestaltet sich alles umher. Uralte Eichen ragen neben jungen, üppig aufwuchernden Schößlingen; Ulmen, Kastanien-, Lorbeer- und Walnußbäume sind von blühenden Schlingpflanzen umrankt, und über all diese Schönheit spannt sich ein hier und da von einzelnen silbergrauen Wolkenstreifen belebter sonniger Himmel, weht eine reine, segenspendende Luft. Naht der Abend, so enthüllen sich neue Herrlichkeiten. Immer dunkler, kälter, blauer werden die Schatten auf den Wassern und an den untern Bergwäldern. Es ist, als sehe man durch Flor oder dunkelgefärbtes Glas die Gegenstände. Von nah und fern schallt das Avemariageläute. Des Mondes helle Scheibe blickt mit mildem Goldglanze durch die Baumwipfel. Die Quellen plätschern, Kühlung hauchend, durch die Nachtstille. Der schrille Gesang der Cikade ist verstummt. Millionen von Leuchtkäferchen durchirren Busch und Strauch und Bäume.

2. In der Gegend von Rom treten wir in das Reich der eigentlichen Südfrüchte. Allenthalben gedeihen Orangen, Johannisbrot, Feigen und Oliven. Das deutsche Obst wächst in bei weitem größerer Fülle, ohne jedoch schmackhafter zu werden. Die ernste Cypresse und die schirmförmige Pinie verleihen hier der Landschaft einen hervorstechenden Zug.

[1]) Sprich: schahls.

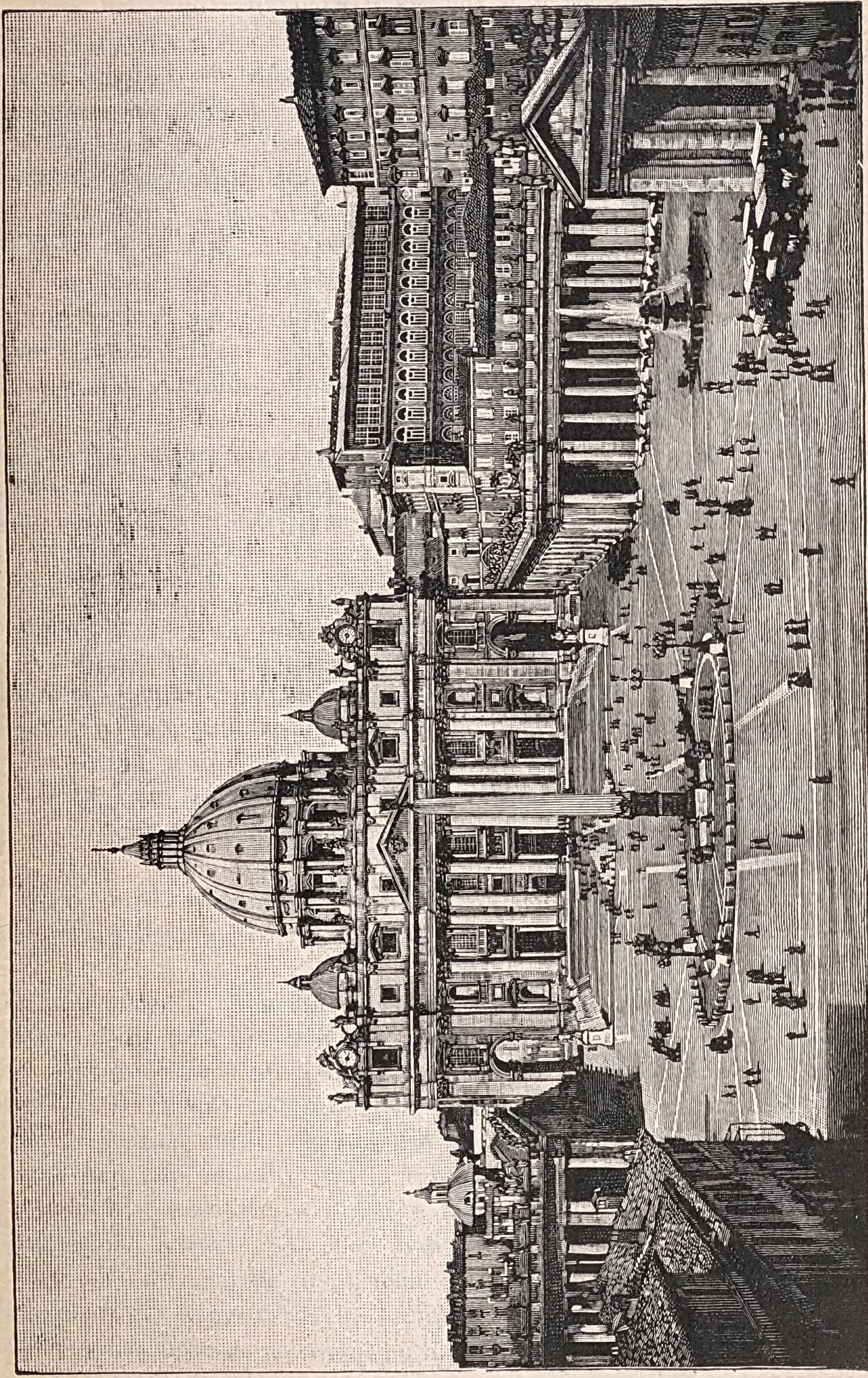
Selbst Palmen fehlen nicht, wenn sie auch keine so majestätische Höhe wie in ihrer Heimat erreichen, und bei Neapel findet sich als Fremdling der Baumwollenstrauch mit seinen nußgroßen Kapseln, aus denen die Wolle glänzendweiß hervorquillt. Der Himmel erscheint hier monatelang ununterbrochen wolkenlos und so blau und noch blauer, als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wenn die Dünste, die immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe erscheinen. Bei Tage sieht man Sterne; in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf von der Landschaft ab. Beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper scharfe Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei uns erscheinen, geben fast zum Lesen genügend Licht. Über Himmel, Erde und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbenglut verbreitet, die nicht zu schildern ist. Eis und Schnee sind hier höchst seltene Erscheinungen. Höchstens findet man vom November bis in den März in den Abruzzen weiße Berggipfel, oder der Vesuv ist Wochen lang in einen Schneemantel gehüllt; in den Thälern aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling zwar mit blühenden Bäumen, wohl aber mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube und Gemüsen. Es fällt zuweilen wohl dem Himmel ein, fünf Wochen ohne Unterlaß Wasser herabzuschicken; von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch unser Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch neben andern Blumen in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten. Man ist darum auch gar nicht für die rauhe Jahreszeit eingerichtet. Die Fußböden sind von Stein; die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht; die Öfen fehlen, und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitaner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er sich von Zeit zu Zeit die Hände wärmt. So kommt es denn, daß man unter Umständen nirgends mehr friert, als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie zu Hause am besten heizen.

163. Rom.

Nach verschiedenen Verfassern.

1. *Keine italienische Stadt ist für uns wohl wichtiger und merkwürdiger, als Rom.*

Schon von ferne erblickt der Wanderer, der sich der „ewigen Stadt“ nähert, das Zeichen des Kreuzes über einer Wolke von Rauch und Dunst. Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vatikanberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau des neuen Rom, der Christenheit herrlichste und ehrwürdigste Kirche steht entschleiert vor dem Auge des Reisenden. Die Engelsburg, Roms Festung und Staatsgefängnis, wird hierauf sichtbar; hoch oben schimmert der goldene Engel, von welchem die



Rom: Peterskirche und Petersplatz.

Feste ihren Namen führt. Schöner und immer schöner wird die Ansicht; immer mehr Bauwerke, immer mehr der vielen Kirchen, immer mehr der herrlichen Paläste werden sichtbar.

Die Peterskirche, die zuerst erwähnt werden mufs, ist ein so ungeheures Gebäude, dafs man hundert Jahre über ihrem Baue zubrachte. Ihre Länge beträgt 202 m, die Breite des Querschiffes 150 m, die Höhe des Mittelschiffes 50 m, die Höhe der Kuppel von innen 135 m, von aufsen 153 m. 208 Millionen Mark wurden für den Riesenbau verwendet, 128000 Mark kostet jährlich die Unterhaltung. St. Peter ist wie eine Stadt für sich; ganz Rom, die ganze grofse Menge von Fremden geht hier allmählich ein und aus. Hier versammelt die Orgel in der Chorkapelle eine Menge Andächtiger, dort ziehen Gruppen von Engländern von Bild zu Bild; hier betet ein Landmann, sein Bündel neben sich, dort endlich tritt eine leise singende Prozession aus einer Kapelle hervor.

Vor der Kirche ist der schöne Petersplatz, zirkelrund, 63 m im Durchmesser haltend, und umgeben von dreifachen Säulengängen in zwei Halbkreisen. An die Kirche stöfst der Vatikan, der Palast des Papstes. Er enthält 22 innere Höfe und 11000 Zimmer, von denen einige zweihundert Schritte lang sind. Es befindet sich in demselben auch die sixtinische Kapelle mit dem jüngsten Gerichte, dem berühmten Wandgemälde von Michael Angelo[1]. Auch bewundert man im Vatikan die Loggien[2] oder Gänge und die Zimmer, welche der unsterbliche Raphael bemalt hat, ferner das Musëum, die äufserst grofsartige Bibliothek und das Münzkabinet. Man behauptet, der Vatikan sei so grofs wie die Stadt Turin. Das ist freilich übertrieben; aber soviel ist gewifs, dafs er den Umfang einer nicht unbedeutenden Stadt erreicht.

Auf einem der sieben Hügel, auf welchen die Stadt erbaut ist, liegt der Quirinal-Palast, der seit 1870 die Residenz des Königs von Italien ist.

2. Aufser diesem Rom von heute besteht aber noch ein anderes Rom, das Rom von ehemals. Es ist nur eine öde Trümmerstätte, welche vor nicht gar langer Zeit als Weideplatz diente; aber die Steine sind Überreste von jenem Rom, das zur Zeit Christi die Residenz der Kaiser war und die Welt beherrschte. Und mancher Bau hat sich aus jenen fernen Tagen durch alle Stürme der Zeit hindurch seit fast zwei Jahrtausenden in seinen Grundformen erhalten. Von den herrlichen Kaiserpalästen und von dem Forum, dem grofsen, von Säulenhallen und Tempeln umgebenen Platze, wo die Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen stattfanden, zeugen massige Ruinen. Noch ist in seiner ursprünglichen Gestalt jener reich ge-

---

[1] Sprich: andschĕlo. [2] lōdschien.

schmückte, steinerne Bogen zu schauen, den Kaiser Titus zum Andenken an seine Besiegung der Juden und die Zerstörung Jerusalems erbaut hat. Die schöne Marmorbekleidung ist allerdings verschwunden; allein im Innern des Bogens sieht man noch auf der einen Seite in Stein gemeifselt den siegreichen Kaiser auf dem Triumphwagen, auf der andern die im Siegeszug aufgeführten, jüdischen Gefangenen — und römische Soldaten, die als Beute den siebenarmigen Leuchter und den goldenen Opfertisch tragen, die zur Zeit Christi noch im Heiligtum des Tempels zu Jerusalem sich befanden. So hat die Vorsehung ein Denkmal fortbestehen lassen, das ein unumstöfsliches Zeugnis für eine der wichtigsten Thatsachen der Welt- und der christlichen Geschichte bildet.

Noch ragen zum Himmel die Umfassungsmauern jenes vom Kaiser Vespasian erbauten, später Colosseum genannten, gewaltigen Rundbaues, dessen Arena mit dem Blute so vieler christlicher Martyrer benetzt war. Und noch heute wandert man in stiller Gegend aufserhalb der Stadt durch jene Gänge und Kammern unter der Erde, in denen die ersten Christen ihre Toten bestatteten und zur Zeit der Verfolgung ihren Gottesdienst feierten. Die Bilder, Inschriften und Zeichen, mit denen die Wände bedeckt sind, erzählen uns von dem Glauben unserer christlichen Brüder vor achtzehnhundert Jahren.

164. Der Zigeunerbube im Norden.

Emanuel Geibel.

1. Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
wo die schattigen Kastanien
rauschen an des Ebro Strand,
wo die Mandeln rötlich blühen,
wo die heiße Traube winkt,
wo die Rosen schöner glühen,
und das Mondlicht gold'ner blinkt.

2. Und nun wandr' ich mit der Laute
traurig hier von Haus zu Haus;
doch kein helles Auge schaute
freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
mürrisch heißet man mich geh'n;
ach, den armen, braunen Knaben
will kein einziger versteh'n.

3. Dieser Nebel drückt mich nieder,
der die Sonne mir entfernt,
und die alten, lust'gen Lieder
hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
in das Land voll Sonnenschein.

4. Als beim letzten Erntefeste
man den großen Reigen hielt,
hab' ich jüngst das allerbeste
meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
in der Abendsonne Gold,
sind auf meine dunkeln Wangen
heiße Thränen hingerollt.

5. Nein! des Herzens sehnend Schlagen,
länger halt' ich's nicht zurück;
will ja jeder Lust entsagen,
laßt mir nur der Heimat Glück!
Fort zum Süden! Fort nach Spanien,
in das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
muß ich einst begraben sein.

165. Paris.

Nach Marschall u. a.

Die Franzosen haben schon ein Recht, stolz zu sein auf ihre Hauptstadt; denn an Glanz und Pracht kann sich keine andere mit ihr messen, an Gröfse und Einwohnerzahl steht sie in Europa nur London nach. Wenn man vom Montmartre[1]), einem Berge hart an der Nordseite der Stadt, seine Blicke über diese schweifen läfst, sieht man auf einem ungeheuern Raume Dach an Dach, Giebel an Giebel vor sich, über welche hie und da einzelne niedrige Türme sich erheben, alle überragt von dem Dome der Invaliden und der prächtigen Kuppel des Panthĕon. Die Stadt liegt an der Seine[2]) und zwar zu nahezu gleichen Hälften auf beiden Seiten derselben, der Kern der alten Stadt auf einer Insel des Flusses.

Wir wollen in Gedanken unsern Einzug in Paris von Westen her halten, wo zwischen Strom und Stadt das angenehme Boulogner[3]) Wäldchen liegt, der Tummelplatz der vornehmen und reichen Pariser Welt. Von dort führt uns eine gerade, breite, prachtvolle und fast unabsehbar lange Strafse zuerst durch einen prächtigen Triumphbogen, den der erste Napoleon hat erbauen lassen. Dann kommen wir durch die elyseischen Felder, einen schönen Park, über den Eintrachtsplatz, von welchem weiter unten die Rede ist, in den herrlichen Tuileriengarten[4]). An dessen Ende stand einst die Residenz der französischen Kaiser und Könige der neuesten Zeit, das Tuilerienschlofs, welches im Jahre 1871 von dem Pariser Pöbel niedergebrannt wurde.

Es hing mit dem Louvre[5]) zusammen, einem ältern Königspalast, der jetzt zur Aufnahme reicher Sammlungen für Kunst und Wissenschaft bestimmt ist. Stadteinwärts gelangen wir zum Palais Royal[6]), das jedoch längst kein Königsschlofs mehr ist, sondern zu prächtigen Kaufläden und Kaffeelokalen eingerichtet wurde. Immer weiter der Seine entlang, deren Ufer durch zahlreiche Brücken miteinander verbunden sind, erreichen wir die Insel, auf welcher zur Römerzeit die Anfänge der heutigen Weltstadt gegründet wurden. Hier steht mit ihren beiden schönen, aber nicht bis zur Spitze vollendeten Türmen die Kirche Unserer Lieben Frau (Notre Dame)[7]), Es ist unmöglich, die vielen übrigen prachtvollen Paläste, Kirchen, Plätze und Denkmäler hier aufzuzählen, geschweige denn auch nur flüchtig zu beschreiben. Wir wollen nur noch nennen die Prachtgebäude, wo sich die Abgeordneten des Landes versammeln, das Stadthaus (Rathaus), den ungeheuern Paradeplatz, Marsfeld genannt, und den Vendômeplatz[8]) mit dem Standbild Napoleons I. auf hoher, eherner Säule.

---

[1]) Spr.: mon^gmart'r. [2]) sähn. [3]) buloinjer. [4]) tüilerīen [5]) luw'r. [6]) palä roajal. [7]) not'rdam. [8]) van^gdōm.

Geschichtlich merkwürdig ist der Eintrachtsplatz, auf welchem sich der mit Hiëroglyphen bedeckte Obĕlisk von Luxor (in Oberägypten) erhebt. Von diesem Platze aus begann die Erstürmung der Bastille, durch die das Signal zur Revolution (1789) gegeben wurde. Hier stand in der Schreckenszeit die Guillotine[1], unter welcher in nicht ganz zwei Jahren 3000 Menschen verbluteten. Auch die Häupter Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin Maria Antoinette[2] fielen hier. Auf diesem Platze sangen die Österreicher, Preufsen und Russen nach dem ersten Einzuge der Verbündeten (1814) ein feierliches Tedēum.

Hier befindet sich auch neben andern Standbildern die Statue der Stadt Strafsburg. Diese wird von den Franzosen besonders in Ehren gehalten; denn sie können es nicht verschmerzen, dafs sie im Kriege von 1870 und 1871 Elsafs und einen Teil von Lothringen verloren haben, und dafs ihr „heiliges Paris“ fremden Eroberern wiederholt die Thore hatte öffnen müssen. Um die Wiederkehr einer solchen Schmach abzuwenden, haben sie die Stadt zu einer noch stärkern Festung umgeschaffen, als sie es zuvor schon war.

Paris ist in ganz anderm Sinne die Hauptstadt von Frankreich, als andere Städte die Hauptstädte ihrer Länder sind: Paris ist Frankreich. Seit zwei Jahrhunderten ist das Land gewohnt, sich von der Hauptstadt führen zu lassen und jeder Anregung derselben in Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe zu folgen.

166. Heldenmut.

Wilhelm Stern.

»Herr Kapitän,« sagte James[3] Maxwell, der Steuermann, »Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist.« Der Kapitän zieht den Atem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wär' es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht alles durch und kann nichts finden. Aber je länger, desto ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: »Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!« »Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu,« rief ihm dieser entgegen und schlug sich vor die Stirne; denn er erkannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er fafst sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf die Knie und ruft Gott an und betet: »O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein!«

Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen; aber die Glut der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausen-

[1]) Sprich: gijotin. [2]) antoanett. [3]) dschehms.

erregender Gewalt, und das Schiff schiefst durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vorderteile zusammengedrängt; denn der Luftzug liefs keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb diesen rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen arbeiteten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil des Schiffes mit Wasser zu begiefsen; aber das that dem wütenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füfsen an, sich zu entzünden. Aber der Brave weicht nicht von seinem Posten; denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande sieht sein Blick. Immer rasender treibt die Flamme das Schiff; immer unbeweglicher hält die Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's. Seine Füfse fangen an zu braten; aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff dahinsaust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben. Denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es. Und jetzt, — jetzt ist's daran, — da rückt er sein Steuerruder, und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe; seine Füfse sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt; seine Haare sind ganz gebleicht; seine Füfse bleiben schwach, und er hat daran seiner Lebtage zu leiden. Er ist ein Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

167. London und seine Bewohner.

August Wilhelm Grube.

Auf beiden Seiten der Themse liegt London, die größte und volkreichste Stadt der Erde; denn es bedeckt einen Raum von der Größe des Amtsgerichtsbezirks Tegernsee oder Moosburg oder Haag und zählt $4^3/_4$ Millionen Einwohner. Paris hat darin dreimal, Berlin fast fünfmal und Hamburg oder München mehr als dreißigmal Platz. Welches Gewühl und Leben in einer Stadt, in deren Hafen die Flaggen von 2000 Schiffen wehen, wo zahllose Fuhrwerke beständig die Straßen durchrollen und auf erhöhten Seitenwegen dichte Massen von Fußgängern wogen! Tausende stattlicher Gefährte stehen an öffentlichen Orten zu eiliger Beförderung bereit, obgleich Eisenbahnen die Stadt durchkreuzen und eine Straße, der Tunnel, sogar unter der Themse wegführt. Feenhaften Schimmer verbreiten die prachtvollen Auslagen, besonders die der Glaswaren und der Kleiderstoffe, welche, hinter große Spiegelfenster gestellt, das Auge blenden. Wie die ein=

ladenden Obst- und Konditoreiläden und Schmuckwaren, sind sie beständig von einem Kreise Schaulustiger umlagert, oder ihre Artikel werden von Damen durchstöbert. Die Paulskirche ist die größte der protestantischen Christenheit, die Börse die erste der Welt. Die bürgerlichen Häuser sind klein und schmal, weil jeder Engländer allein wohnen will; inwendig ist aber alles höchst reinlich und bequem, und Hausflur und Zimmerboden auch der Ärmern sind mit Teppichen belegt. Die Engländer machen sich's wohnlich; denn der Mann weilt gerne in seiner Familie, ist sehr selten im Wirtshause, und die Frauen lieben die Zurückgezogenheit.

168. Schwedische Feste.

Nach Theodor Mügge.

Durch ganz Schweden werden zwei grofse Feste gefeiert, das Weihnachtsfest und das Johannisfest.

Das Weihnachtsfest währt vom 24. Dezember bis zum 6. Januar; es ist die Feier der »heiligen zwölf Nächte«, das Winterfest des Nordens. — Alle Räume des Hauses schmückt man da mit Decken, Teppichen und bunten Bildern. Auf den Fufsböden werden grüne Zweige der nordischen Tanne ausgebreitet. Alle Arbeit ruht. In den Schlössern der Reichen brennen Kerzen, und in den Hütten der Armen leuchten die Flammen der Kienbrände. Die Bewohner der Dorfschaften ziehen mit Fackeln zur Christmette in die Kirche und begrüfsen sich auf dem Wege dahin singend und mit Freudenrufen. Auch aufserhalb der Kirchen erklingen heilige Lieder. — In diesen freudvollen zwölf Tagen darf das Tischtuch nicht abgenommen werden; jeder Fremde ist gastlich willkommen.

Es besteht auch die schöne Sitte, dafs an diesem Feste verschämte arme Familien von unbekannten Wohlthätern beschenkt und die Thränen geheimer Not in der Stille getrocknet werden. Jeder gibt und schenkt, und der Staat läfst durch Herolde überall im Lande den Weihnachtsfrieden ausrufen. Alle Frevel und Verbrechen, in der Weihnachtszeit begangen, werden doppelt bestraft.

Das zweite grofse Fest ist der Johannistag, die Frühlingsfeier, wo die Bäume zu blühen anfangen und die Sonne am höchsten steht. Alle Häuser werden da mit grünen Zweigen geziert. Geistliche Lieder singend, zieht man tagsüber durch die Dörfer und empfängt hiefür Bewirtung; des Abends aber leuchten Sonnenwendfeuer von den Bergen.

169. Aus dem russischen Volksleben.

Th. v. Bayer.

Bei unserer Rückfahrt hatten wir Gelegenheit, ein russisches Bauern- oder gewöhnliches Wohnhaus von innen zu sehen. Dieses einstöckige Blockhaus gehörte einer jungen Schreinerswitwe, welche sich mit ihren drei kleinen Kindern und ihrer alten Mutter kümmerlich das Dasein fristete. Im nämlichen Häuschen wohnte noch eine andere Frau mit Kindern und ein Wagenbauer, lauter arme Leute. Die junge Frau erwarb sich ihren Unterhalt durch Malen von Holzpuppen, deren Verfertigung

in der Hausindustrie Rufslands sehr verbreitet ist. Bei gröfstem Fleifse brachte es die Frau auf nicht mehr denn 100 Stück im Tage, was einem Verdienst von 15 Kopeken (= 35 Pfennigen) entsprach, das heifst dem Ertrage gleichkam, welchen die russische Hausindustrie im Durchschnitt abwirft. Mit dieser geringen Summe mufste die arme Witwe ihre ganze Familie von fünf Köpfen erhalten und konnte infolgedessen ihre Kinder auch lediglich nur mit Schwarzbrot aufziehen. Trotz dieser drückenden Armut war das Haus von aufsen nett und das Innere ganz annehmbar und lange nicht so schmutzig, als ich erwartet hatte. Im Eingang oder Vorraum, der nebenbei die Küche enthielt, machte sich das Blockhaus auch nach innen bemerkbar. Auf diesen folgte das Wohnzimmer, welches oben in der Ecke ein Heiligenbild schmückte. Unter verschiedenen hier befindlichen Einrichtungsgegenständen entdeckten wir sogar einen Schrank, welcher allerlei Gläser, Tassen und andere Habseligkeiten einschlofs. Von weitern zwei Räumen diente einer der Mutter, der andere der Frau und den Kindern als Schlafzimmer. Die Leute hatten ordentliche, ganz vollständige Betten, nicht nur Felle, wie die Insassen der nordnorwegischen Fischerdörfer, oder elende Lager, wie die Inhaber der spanischen Ruinenwohnungen. Die Zimmerwände waren überdies, wie es in Rufsland in den meisten Wohnungen der untern Stände der Brauch sein soll, mit Tapeten bekleidet, Böden und Möbel ziemlich sauber gehalten.

Alle Hausbewohner, die sich um uns versammelt hatten, benahmen sich äufserst freundlich gegen uns, wie ja überhaupt der gemeine Russe liebenswürdig und zutraulich ist und seinen gutmütigen Charakter in offenherzigem Geplauder, das er sehr zu lieben scheint, herauskehrt. Sein Herz ist gut, und seine Güte äufsert sich auch darin, dafs er keinem Tiere etwas zuleide thun kann. So hat man nicht, wie im romanischen Süden, Gelegenheit, gequälte Pferde zu sehen, und die Vögel sind nirgends so wenig scheu, wie in Rufsland. Dies fiel uns namentlich in Moskau auf, wo Geier ganz ruhig und ungestört tagtäglich inmitten der Stadt ihre Kreise zogen. Die Leute der mittlern Klassen sind, sei es im Verkehr unter sich oder mit Fremden, nicht weniger gemütlich und freundlich als diejenigen der untern Klassen. Sie gaben uns zur Begrüfsung und zum Abschied herzlich die Hand. Die vornehmen Russen hingegen unterscheiden sich von ihren weniger vornehmen Landsleuten durch gröfsere Zurückhaltung.

170. Europas Überlegenheit über die andern Erdteile.

Nach Buchholz.

Im frühesten Alter der geschichtlichen Welt glänzt Asien noch ganz allein. Doch sind es nun schon mehr als zweitausend Jahre,

dafs dieser Erdteil den Vorrang der Bildung an Europa abgetreten hat. An keinem andern Punkte der Erde hat des Menschen Geist so geschickt verstanden, über die Natur zu herrschen, wie hier. So ist denn Europa der wichtigste aller Erdteile. Es erregt unser Staunen aber nicht durch so ungeheure Ausdehnungen, wie sie Asien und Amerika besitzen. Seine höchsten Gebirge erreichen kaum die Hälfte der Höhe des Himalaya und der Anden. Seine gröfsten Hochebenen (in Bayern und in Spanien) verdienen kaum der Erwähnung im Vergleich zu denen in Tibet und Mexiko. Und was sind seine Halbinseln gegen Indien und Arabien, von denen jedes fast ein halbes Europa an Gröfse ausmacht! Nirgends besitzt es so gewaltige Ströme wie die, welche Asien und Amerika befruchten und beleben; nirgends hat es Urwälder, die so dicht sind, dafs es dem Menschen unmöglich wird, sich einen Weg durch sie zu bahnen; nirgends findet man Wüsten, vor deren unendlicher Ausdehnung wir zurückschaudern. Wir gewahren in Europa weder überwältigende Hitze, noch völlig erstarrende Kälte. Europa ist so das Bild der bescheidenen Mitte, der Mäfsigkeit. Auch die Pflanzen erreichen in Europa nie den kräftigen Wuchs die riesige Höhe und Dicke, wie sie in der Tropenwelt überall unser Staunen erregen. Weder Blumen, noch Insekten, noch Vögel zeigen in Europa die unendliche Mannigfaltigkeit und die feurig glänzende Farbenpracht wie am Äquator. So sind die europäischen Verhältnisse auch in dieser Hinsicht mild und gemäfsigt. Aber in allem, was das Werk des Menschen ist, ragen die Völker Europas vor denen der übrigen Weltteile hervor. Die einfachsten Erfindungen der mechanischen Künste mögen zum Teil dem Morgenlande gehören; aber wie sind sie alle durch Europäer vervollkommnet worden! Von dem Webstuhl des Hindu bis zu der Baumwollspinnmaschine, von der Barke des Wilden bis zu dem gewaltigen, eisengepanzerten Dampfschiffe, welch eine Entfernung!

Auch in politischer Beziehung war und ist Europa von grofsem Einflusse auf alle andern Erdteile. Wie überstrahlte der Ruhm der Europäer die Erde, seitdem Amerika entdeckt und der Seeweg nach Ostindien gefunden war! Die neue Welt war sofort ihre Beute; mehr als der dritte Teil Asiens unterwarf sich dem russischen Scepter; Engländer und Niederländer rissen die Herrschaft Indiens an sich. Es mag sein, dafs jene Eroberungen mit Härte, mit Grausamkeit verbunden waren; aber die Europäer wurden doch nicht blofs die Tyrannen, sie wurden auch die Lehrer der Welt. An ihre Fortschritte scheint die Bildung und der Fortschritt der Völker geknüpft.

D. Bilder aus den fremden Erdteilen.

171. Asien.

Aus dem Lesebuche von Robert Niedergesäß.

Da Asiens nördlicher Teil an das Eismeer und sein südlicher bis gegen den Äquator reicht, so findet man in diesem Erdteil die kältesten und die wärmsten, die fruchtbarsten und die unwirtlichsten Länder. Nordasien (Nordsibirien) bildet eine rauhe, traurige Wildnis, welche eben und unbeschreiblich kalt ist und nur spärlich Gras und Gestrüppe hervorbringt; Mittelasien besteht aus den höchsten Gebirgen, die über 8000 m hoch ansteigen, und ungeheuer großen Sandwüsten und Steppen; Südasien dagegen bringt nicht bloß alle Produkte Europas hervor, von denen viele vor Jahrhunderten in unsern Erdteil verpflanzt worden sind, sondern trägt überhaupt alles, was des Menschen Herz erfreuen kann. Da prangen immergrüne, undurchdringliche Waldungen mit riesenhaften Bäumen; es wachsen hier die Kokos- und die Sagopalme, der Zimmet-, Muskat- und Gewürznelkenbaum, Pfeffersträucher und Ebenholzbäume, Reis, Kaffee, Thee, Baumwolle, die besten Arzneikräuter und Farbstoffe.

Außer den gewöhnlichen Mineralprodukten, an denen Asien sehr gesegnet ist, liefert Indien den Diamant, das Uralgebirge Gold, Platina, Silber und den Magnetstein.

Eine nicht minder reiche Mannigfaltigkeit zeigt Südasiens Tierwelt. Zu all den wilden und zahmen Tieren Europas, von denen viele aus Asien stammen, kommen hier noch diejenigen, welche den heißen Erdteilen eigentümlich sind. Da weiden in den fruchtbaren Ebenen Ostindiens riesige Elefanten; in den hohen Schilfdickichten der Flüsse lauern Tiger und Löwen auf ihre Beute; in den großen Strömen haust das Krokodil; in den Waldungen halten sich Schlangen auf, die teils durch ihr Gift, teils durch ihre furchtbare Stärke Tieren und Menschen gefährlich werden, z. B. die giftige Brillenschlange und die — zwar nicht giftige — aber 12—14 m lange und mannsdicke Riesenschlange. Affen und mit dem herrlichsten Gefieder geschmückte Vögel, unter denen der Pfau und der Paradiesvogel die schönsten sind, haben ihre Wohnungen in den Bäumen genommen und erfüllen die Luft mit dem seltsamsten Geschrei. In den Wüsten ist alles öde und tot; einzelne Tiger und Löwen durchstreifen dieselben, und wo Wege hindurchgehen, sieht man von Zeit zu Zeit Karawanenzüge mit Kamelen. Die Steppen werden nur zur Zeit des Frühlings und während des Pflanzenwuchses von Tieren belebt. Da erblickt man auf den Hochflächen wilde Esel, mutiger und größer als unsere zahmen, unter schnellfüßigen Gazellen und starken Büffeln. In den wilden Hochgebirgen lebt das Moschustier, das nirgends sonst auf der Erde gefunden wird.

Asien ist die Wiege des Menschengeschlechtes. Von hier aus ist Europa bevölkert worden, von hier die Bildung durch Religion,

Wissenschaft und Kunst ausgegangen. Hier ist der Ursprung der drei Hauptreligionen: der jüdischen, christlichen und muhammedanischen. Hier wurden die ältesten, wichtigsten Erfindungen gemacht, die der Schreibekunst und der Glas- und Papierfabrikation ꝛc. Hier bestanden einst die ältesten, berühmtesten Reiche. Aber die Pracht und Herrlichkeit alter Zeiten ist längst verfallen, und nur Trümmer sind davon übrig geblieben.

172. Jerusalem.

Nach Friedrich Wilhelm Hackländer.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was ich sehen sollte. Langsam ging die erste Stunde des Morgens vorüber, und wir drangen in unsern Führer, uns zum Heiligtum zu geleiten. Fast bangte mir, festen Fußes aufzutreten, als wir in die Grabeskirche kamen. Meine Augen waren wie getrübt, und meine Seele ergriffen wunderbare, heilige Gedanken, so daß das steinerne Schnitzwerk und alle Pracht des Gebäudes mir nur vorkam, wie dem Wanderer ferne Burgzinnen, die an grauen Bergen aus dem Nebel steigen. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesgeheimnisse herausgetreten und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersehen kann. Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir, wie eine Witwe in ihrer Trauer. Die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Ölbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer, alles erinnert an die schweren Begebnisse, welche diese Stadt erlitten hat.

„Sehen sie,“ sagte mein Führer, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist der Schmerzensweg.“ — Hier ist kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurteilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten. Welch heilige Erinnerungen sind mit diesen Steinen eingebaut; wie viele tausend Herzen seit Konstantins und Helenas Zeit haben über diesen Anblick geblutet, sind, von diesem Anblicke getröstet, wieder von dannen gezogen! „Dort im Süden liegt Bethlehem,“ sprach der Führer weiter. — Bethlehem, die anmutigste unter den Städten! Sie liegt so friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmut solche Majestät verbände. — Dort zur Linken zwischen Hügeln dehnt sich das Thal der Hirten aus; eng und still liegt es zwischen den Bergen, und nur wenige Bäume begrenzen seinen Saum. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, in der Christus geboren ist.

„Welchen Namen führt die Burg dort,“ fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht?“ — „Das ist die Davidsburg auf Sion,“ sagte eintönig der Führer. — Hier hat der Mann gewohnt, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein

Dichter und ein König. Von hier aus konnte er Jerusalem beschauen und ungestört des Flusses strömende Welle, das stille, grünende Thal, die Terebinthen und Olivenbäume betrachten, wie sie die Häupter der Hügel schmücken. Gegen Südosten liegt vor dem Auge des Beschauers das Thal Josaphat, die Moschee auf Moria und weiterhin der Kessel des toten Meeres. — Kein Anblick vermag die Seele mit so trüben Gedanken zu erfüllen wie das Thal Josaphat, ein enges Thal zwischen zwei Hügeln, deren einer der Ölberg ist, deren anderer die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen. Niemals scheint die Sonne in seine düstere Tiefe. Des Morgens verbirgt sie sich hinter dem Ölberg und des Nachmittags hinter Morija. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Cedron überbaut, wird von unwillkürlichem Schaudern ergriffen. Rechts von der Brücke befinden sich die Gräber Absalons, Josaphats und Zacharias. Betende liegen in der Nähe dieser Gräber auf dem Boden hingestreckt, und eine Masse aufgeschichteter Steine vermehrt das Traurige dieser Stätte.

„Dort im Osten," sagte der Führer zu mir, „sehen sie Bethanien und den Ölberg." — Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das lieblichste Dörflein, und teure Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte. Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln zur Ausführung seines schweren Berufes; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimatlose eine Heimat, der von seinem Volke Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möchte ich den Ort der stillen Liebe nennen. Es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man Wohnung darin nehmen möchte. Lange ruhte mein Blick auf der Heimat der Seelen, welche der Herr so lieb hatte, und meine Seele war bewegt von unbeschreiblicher Wallung. — Mit Bethanien übersieht das Auge den Ölberg. Nahe an ihm liegt Gethsemane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Wie ein Berg des Friedens ist der Ölberg mit seinen Bäumen anzuschauen. Fast konnte ich mein Auge nicht wenden von den heiligen Hügeln mit ihren unvergeßlichen Erinnerungen.

173. Afrika.

Friedrich Seiler.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß derselbe Erdteil, welcher nur durch eine schmale Meerenge von Europa getrennt ist und dessen Nordküste eine so bedeutsame Rolle in der ältesten Geschichte unseres Kontinents spielt, uns erst in diesem Jahrhundert sein Inneres enthüllt hat, — eine Thatsache, die sich aber sofort aus seinen eigentümlichen natürlichen Verhältnissen erklärt. Afrika ist eine unbehilfliche Ländermasse, ein Rumpf ohne Glieder. Nach allen Seiten strecken Europa und Asien ihre Halbinseln in den Ozean; Meerbusen, Buchten und Baien schneiden tief in diese Erdteile ein, Ströme verbinden das Innere des Festlandes mit dem dasselbe umgebenden Meere; Wasser und Land durchdringen sich gegenseitig. Das sind glückliche Verhältnisse; denn auf

den Meeren und Flüssen zieht die Kultur in das Land ein; sie nähern die Völker einander und eröffnen die Länder dem Kaufmann wie dem Missionär und dem Gelehrten.

In plumper Einförmigkeit liegt dagegen Afrika zwischen dem mittelländischen Meer und dem atlantischen und indischen Ozean. Nur an seiner Nordküste finden sich treffliche Buchten, die den Schiffen einen sichern Zufluchtsort gewähren; deshalb hat auch nur dieser Teil eine großartige Geschichte. Hier liegt Ägypten, das Land der Pyramiden, hier finden sich noch dürftige Überreste von Prachtbauten phönizischer nnd griechischer Handelsstädte. Die übrigen Küsten Afrikas haben die einförmigste Bildung unter den Küsten aller Erdteile; felsige, sandige Ufer und heftige Brandungen der Meereswogen wehren an ihnen dem Schiffer das Landen.

Sind die periodischen Regen vorüber, welche die Flüsse aus ihren Ufern trieben, dann sinken die Wasser, einzelne Flüsse und Ströme hören auf zu fließen, ihr Bett zeigt nur mehr eine Reihe von Wassertümpeln, die den Krokodilen, Nilpferden, Schildkröten, Fischen und Wasservögeln zum gemeinsamen Aufenthalt dienen. Der See, dessen Grenzen während der Regenzeit das Auge nicht ermessen konnte, ist zum Sumpfe zusammengeschrumpft, in dessen Schilfwaldung Herden von Elefanten hausen.

Die Luft der Steppen und Wüsten im Norden wie im Süden des Erdteils ist gesund. Das Klima im eigentlich tropischen Afrika mit den sumpfigen Ufern der Flüsse und den Lagunen der Küste aber wird den Einheimischen oft, dem Europäer fast immer gefährlich. Den Fieberdünsten sind schon viele kühne Afrikareisende zum Opfer gefallen. Nur an den Gestaden des Mittelmeeres, im ägyptischen Nilthal und an der Südspitze des Erdteils, wo das Klima milder ist und kühle Seewinde die heiße Glut des Tages dämpfen, kommt die Natur dem Menschen entgegen; sie verlangt Arbeit und entschädigt dafür in reicher Fülle. Dort liegeu die Kulturregionen Afrikas, in denen auch der Europäer heimisch geworden ist.

In den letzten vierzig Jahren ist die Entschleierung des dunkeln Erdteils durch entschlossene, kühne Männer mit wahrem Feuereifer betrieben worden. Da, wo vor kurzem noch die Karte leere, weiße Stellen zeigte, sehen wir jetzt große Ströme, hohe Gebirge, zahlreiche Namen von Ländern, Völkern und Ortschaften eingetragen. Weite Küstenstriche sind in den letzten Jahren in den Besitz irgend einer europäischen Macht übergegangen, und auch das deutsche Reich hat seine starke Hand auf ausgedehnte Strecken der Küste und bedeutende Gebiete des Innern gelegt.

174. Deutsch-Ostafrika.

Nach Supan und Peters.

Die Besitzergreifung überseeischer Gebiete durch europäische Staaten beginnt am Ende des 15. Jahrhunderts mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien. Daran beteiligten sich zunächst die

atlantischen Staaten Spanien, Portugal, Holland, England und Frankreich. An der Wende des 17. Jahrhunderts versuchte auch Preußen an der westafrikanischen Küste festen Fuß zu fassen, aber diese erste koloniale Unternehmung eines deutschen Staates fand ein rasches Ende. Erst mußte Deutschland wieder geeint sein, ehe es daran denken konnte, in den Wettbewerb der europäischen Völker um die Herrschaft über die Erde einzutreten.

Der Hauptsache nach wurde der gegenwärtige Kolonialbesitz des deutschen Reiches in den Jahren 1884 und 1885 begründet.

Das größte deutsche Schutzgebiet — fast doppelt so groß wie Deutschland — ist Deutsch-Ostafrika. Dasselbe zählt nun freilich nicht zu jenen paradiesischen Ländern unseres Planeten, in denen die Triebkraft des Bodens zur Ausnutzung geradezu anlockt. Es ist, als Ganzes genommen, weder ein Indien, noch ein Ceylon, aber es darf behauptet werden, daß es einzelne Landstriche in sich birgt, welche den üppigsten Teilen der angeführten und vielgepriesenen Kolonialländer nur unwesentlich nachstehen, und es ist dankbar anzuerkennen, daß sein Wert auch da, wo er am niedrigsten, fast nirgends auf den Nullpunkt reiner Wüsten herabsinkt. Wie ärmlich die Natur auch einzelne der trockenen Steppen Deutsch-Ostafrikas bedacht haben mag, so kärglich ist kein Teil dieses Landes ausgestattet worden, daß sich nicht überall ein Vegetationsgürtel über ihm ausspannte und nicht die Möglichkeit für die Entfaltung auch des Tierlebens gegeben wäre. Die Kolonie ist demzufolge weder ein Besitztum allerersten Ranges, noch gehört sie zu den Gebieten, denen die vorwärts strebende Menschheit überhaupt den Rücken zu kehren geneigt ist. Entwicklungsfähig ist sie in fast allen ihren Teilen, und in einigen wenigen vermag sie sogar mit den gesegnetsten Revieren der Erde um die Palme zu ringen.

Freilich wird es der ganzen ernsten Arbeitskraft unseres Volkes bedürfen, um Deutsch-Ostafrika zu dem zu machen, wozu es die Vorsehung ausgestattet hat.

175. Amerika.

Nach Guyot.

Setzet euch, junge Freunde, im Geiste mit mir zu Schiffe! Heute segeln wir über das atlantische Meer auf eine andere Erdhälfte hinüber. Wir besuchen Amerika, einen Erdteil, in den Europa viermal gesetzt werden könnte, da er einen Flächeninhalt von 38½ Millionen Quadratkilometern hat. Mit dieser Gröſse steht aber die Zahl seiner Bewohner (etwa 120 Millionen) in keinem Verhältnisse; denn das kleine Europa zählt schon über 360 Millionen Einwohner.

Amerika, das Festland der westlichen Erdhalbkugel, nennt man im Gegensatze zu den drei Kontinenten der östlichen Halbkugel (Europa, Asien, Afrika) die neue Welt, weil es uns erst seit 400 Jahren bekannt ist.

Es hat die Form von zwei zusammenhängenden Dreiecken. Die schmale und gebirgige Landenge von Panamā verbindet beide miteinander. Im äufsersten Westen, längs der Küste des stillen Meeres, finden sich fast ununterbrochen laufende Gebirgsketten von einer Gesamtlänge von über 15 000 km, die Cordilleren[1]), die indes in Süd-, Zentral- und Nordamerika getrennte Abschnitte bilden. Sie sind sehr vulkanreich und gipfeln in dem 7000 m hohen Aconcāgua in Chile[2]).

Durchwandern wir die ganze Länge Amerikas, so kommen wir durch alle Temperaturen der Erde, von dem eisigen Klima des Nordpols bis zu der verzehrenden Hitze des Äquators und von dieser nahezu wieder zur Frostkälte der Südpolarzone. Das Klima der neuen Welt zeichnet sich im Vergleich mit dem der alten durch Regenüberflufs, also durch gröfsere Feuchtigkeit aus. Aufser dieser Fülle von Regenwasser begünstigt noch die Ausdehnung der Ebenen die Entwickelung ungeheurer Stromgebiete.

Trotz einer geringern Landausbreitung hat die neue Welt die gröfsten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marañon[3]) oder Amazonenstrom in Südamerika, der seine Gewässer nach einem Laufe von 5500 km dem Meere zuführt. Je weiter dieser majestätische Strom sich von der ersten Quelle entfernt, um so gewaltiger wächst seine Breite, und erreicht in der Nähe des Ozeans eine solche Ausdehnung, dafs das Auge nicht einmal von der Mitte ab die Ufer erspähen kann. Er scheint viel eher ein weit über den Gesichtskreis hinaus ausgedehnter Landsee, als ein Festlandsflufs zu sein, um so mehr, da er sich nur langsam dem Meere zu bewegt.

Das Stromgebiet des mächtigen Mississippi in Nordamerika ist dem des Marañon an Gröfse fast gleich. Er durchläuft gleichfalls nahe an 5200 km, und sein Zuflufs, der Missouri[4]), tritt, fast mit Unrecht, seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Zweige dieses Stromes sind unter vielen andern der Ohio[5]) und der Arkansas[6]).

Neben dem Amazonenstrome fliefst in Südamerika auch der Laplata, dessen Lauflänge nicht weniger denn 3500 km ausmacht, und an der Seite des Mississippi in Nordamerika steht der St. Lorenzstrom mit einer Lauflänge von 3400 km. Jeder der beiden versorgt mit seinen Zweigen eine Landfläche von ungefähr $3^1/_3$ Millionen qkm reichlich mit Wasser.

Die alte Welt bietet nichts Ähnliches; ihr gröfster Strom, der Yantse-kiang in China, besitzt nur eine Länge von 4800 km. Die Wolga, das gröfste fliefsende Gewässer Europas, entwickelt nur eine Lauflänge von 3200 km, und wollte man in Amerika Flüsse und Ströme

---

Sprich: [1]) kordiljeren. [2]) tschile. [3]) maranjōn. [4]) missuri. [5]) oheio. [6]) arkänsäs.

aufzählen von der Gröfse des Vaters Rhein, so hätte man sie nach Hunderten zu nennen. Hiezu kommt noch eine grofse Anzahl von Seen, besonders im Norden. Diese ungeheuern Süfswassermeere bedecken eine Oberfläche von nahe an 275300 qkm, und man hat berechnet, dafs sie etwa die Hälfte alles süfsen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten. Der obere See ist allein so grofs wie das Königreich Bayern.

Kein anderer Erdteil hat Ströme und Seen in solcher Zahl und solcher Gröfse, so wasserreich und so schiffbar. All der Wassersegen dient aber nicht blofs zur beständigen üppigen Befruchtung des Bodens, sondern er bildet auch Handels- und Verbindungswege zwischen allen Teilen dieser grofsen Welt. Und da die Hälfte der Länder Amerikas auch noch unter der Tropensonne liegt, so sind durch die zwei günstigsten Vorbedingungen, Feuchtigkeit und Wärme, die Grundlagen für einen üppigen Pflanzenwuchs gegeben.

Südamerika, und vor allem sein Amazonengebiet, ist das wahre Reich des prächtigsten Pflanzenwuchses und vorzüglich der Palmen. Aber auch in Nordamerika herrscht überall ziemlich gleiche Fruchtbarkeit, und es kann der Landwirt fast mit Sicherheit auf eine reiche Ernte rechnen.

Auch an der Tierwelt zeigt sich der Einflufs des nassen Elementes. Unter den Wirbeltieren sind die Reptilien am zahlreichsten vertreten. Die Flüsse und Sümpfe sind angefüllt mit Kaimans, den Krokodilen der neuen Welt, mit den gröfsten Rieseneidechsen, mit Basilisken und andern Arten, die sich im und am warmen und stillen Wasser vermehren und hier ihre behagliche Heimat finden. Die Wälder verbergen in ihrem unzugänglichen Dunkel eine grofse Anzahl von Schlangen aller Art und Gröfse bis zur riesenhaften Boa. Die vierfüfsigen Tiere stehen weit hinter denen der alten Welt zurück. Statt der gewaltigen Elefanten, der Rhinozerosse und der Nilpferde finden wir nichts weiter als die verhältnismäfsig winzigen Dickhäuter, die Tapire und Pecari; unter den Wiederkäuern erreicht das Lama der Anden nicht halb die Gröfse der Kamele und Dromedare; statt des königlichen Löwen und des wilden Tigers besitzt Amerika in den brasilianischen Wäldern die Unze und den Jaguar, welche kaum mehr als grofse Katzen sind.

176. Die Auswanderer.

Ferdinand Freiligrath.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
ich muß euch anschau'n immerdar;
wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das ihr aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd;

3. und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimat Born gefüllt;
wenn am Missouri alles schwiege,
sie malten euch der Heimat Bild;

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
zu der ihr schöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;
bald reicht sie müden, braunen Gästen
voll frischen Trunkes eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
ermattet, von der Jagd bestaubt;
nicht mehr von deutscher Rebenlese
tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimatberge Grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
wird es euch vor der Seele steh'n.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden;
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
und euern Feldern Reis und Mais!

177. Das Meer.

Robert Niedergesäß.

Die ungeheure Wasserfläche, welche mehr als die Hälfte unseres Erdballes bedeckt und in der Schiffersprache „die See" genannt wird, ist schon längst kein Hindernis mehr, das die Bewohner entfernter Weltteile trennt. Im Gegenteile dient sie dazu, einen lebhaftern Verkehr zwischen denselben zu unterhalten und dadurch die Völker aller Zonen miteinander in Verbindung zu bringen.

Sie gewährt in ihrer Unermeßlichkeit einen majestätischen Anblick. Es ist ein erhabenes Schauspiel von Kraft und Größe, wenn die schaumbekränzten Wogen über den schwarzen Abgrund daherrauschen und die mächtigsten Schiffe gleich Spielbällen, bald steigend, bald sinkend, umherschleudern, oder wenn sie über die Küsten brausend sich wälzen, wo sie sich brechen und in Gischt zerstieben. — Lieblich erscheint die grünlich schillernde Meeresflut, wenn ein leiser Wind sie bewegt und tausend zitternde Wellen das Farbenspiel des Himmels zurückstrahlen. Den reizendsten Anblick gewährt die endlose Fläche beim Aufgang und Niedergang der Sonne, wenn ein blendender Feuerstrom auf dem Wasserspiegel erglänzt.

Die gewöhnliche Farbe der Meeresfluten ist ein bläuliches Grün. In manchen Gegenden ist sie bald heller, bald dunkler, in einigen bald schwarz, bald weiß, bald purpurfarben, im arabischen Meerbusen zeitweilig sogar rot.

Rundumher senkt sich das Himmelsgewölbe auf den Wasserspiegel herab und scheint unmittelbar auf demselben zu ruhen. Bei näherer Betrachtung bemerkt man aber deutlich, daß diese scheinbare Ebene sich rundet; denn wäre letzteres nicht so, dann würde die Scheidelinie zwischen dem Luftraum und der Wasserfläche nicht scharf abgeschnitten erscheinen, sondern sich in der Ferne verdüstern. Wenn Schiffe heransegeln, entdeckt man zuerst einen schwarzen

Punkt am äußersten Ende des Gesichtskreises. Dieser Punkt ist die Spitze des Mastes. Nach und nach kommen mehrere seiner Teile, ein Segel nach dem andern, endlich gelangt das ganze Schiffsgebäude zum Vorschein.

Das Meer bietet eine Menge merkwürdiger Erscheinungen dar. Da ist zunächst jenes täglich zweimal abwechselnde Steigen und Fallen des Wassers zu nennen, das wir mit den Namen Flut und Ebbe bezeichnen. Eine andere ebenso merkwürdige Bewegung der Meeresflut sind Strömungen von verschiedener Richtung, Schnelligkeit und Dauer. In der Nähe von Küsten kommen Strudel vor, und schnell wechselnde Stürme vermögen solche zuweilen auch auf hoher See zu erzeugen. Eine liebliche Erscheinung ist endlich das Leuchten, das in allen Gegenden des Ozeans auf dessen Oberfläche beginnt, sobald der Tag verschwindet. Die bewegten und schäumenden Teile des Meerwassers schimmern von einer Menge leuchtender, nach Größe wechselnder Punkte, welche bald fast unmerklich, bald von sehr lebhaftem Glanze sind. Wenn die vom Sturm gepeitschten Meereswogen an die Küsten geworfen werden, an Felsenriffe schlagen und zerstieben, so erhöht sich dieser Schimmer längs des Strandes, und wahrscheinlich wird auf Grund dieser Erscheinung das Toben der Fluten Brandung genannt.

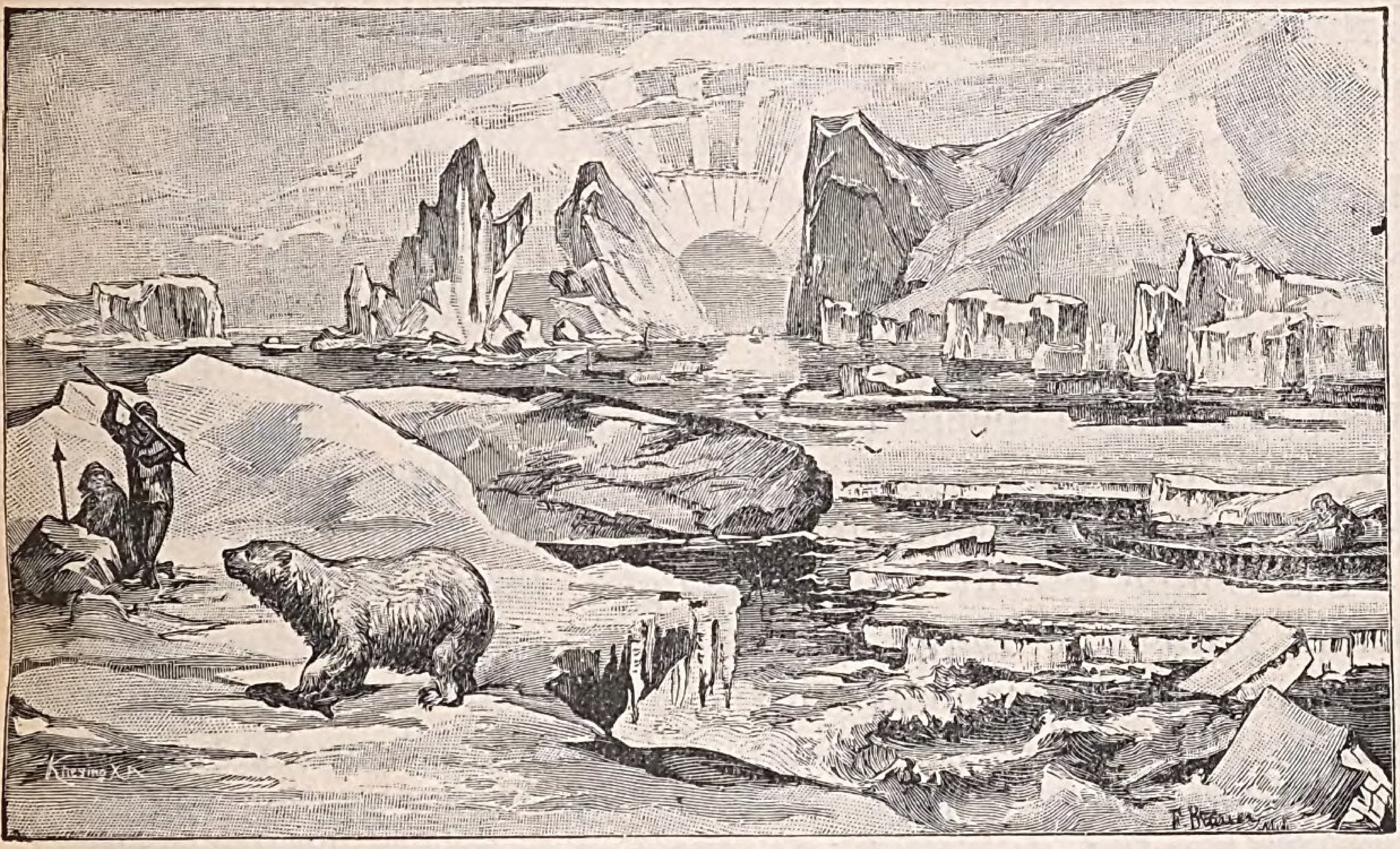
Bekanntlich ist das Meerwasser salzig. Ohne vorhergegangene Reinigung ist es weder zum Trinken noch zum Kochen brauchbar, selbst zum Waschen mit Seife nicht, da diese in ihm nicht aufgelöst wird. Die Salzhaltigkeit in Verbindung mit den Strömungen trägt ohne Zweifel viel dazu bei, das Meerwasser vor Fäulnis zu bewahren.

178. Im ewigen Eise.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Zur Winterzeit liegt die Welt am Nordpol in Dunkel und Erstarrung, so dafs die kälteste und längste Nacht bei uns mit der andauernden nordischen nicht zu vergleichen ist. Das Leben scheint dort dem tötenden Hauche der Kälte erlegen zu sein; alles ist starr und still, und Grabesruhe herrscht in manchen Gegenden dieses Erdenteiles. Doch was dem Lande an lebendigen Geschöpfen abgeht, das beherbergt das Eismeer in überreicher Fülle und ist dadurch eine unversiegbare Quelle des Erwerbes und der Befriedigung wichtiger Lebensbedürfnisse geworden. — Grofs, erhaben und freundlich zugleich zeigt sich die Natur in jenen nordischen Gegenden. Wie in die eisigen Nebel unserer Wintertage der Sonnenblick leuchtet und ringsum tausendfachen Widerschein erweckt, so strahlt in die lange Polarnacht das majestätische Nordlicht. Sieh, aus einer schwarz aufsteigenden Wolke zuckt hier und dort ein langer Blitzstrahl empor; dazwischen spielen rote, gelbe und blaue Flammen. Jetzt vereinigen sich die Strahlen zu einem Bogen, der sich wie ein Diadem um den Horizont legt. Die Flammen werden lebhafter; sie fahren auf und ab, verbinden und trennen sich, schwinden und tauchen wieder empor, bilden durchbrochene Kronen, Turmruinen, Lichtgewinde, entblätterte

Wälder. Denn rastlos schieſsen, wogen und schwimmen die Lichtstrahlen durcheinander. Endlich erlischt die ganze Erscheinung. Doch sieh, dort zuckt wieder ein Strahl empor, jetzt noch einer; ein neuer Lichtbogen bildet sich. Auch dieser erlischt plötzlich, um einem folgenden Platz zu machen, der wieder seine blutroten, smaragdgrünen, himmelblauen und goldgelben Strahlen spielen läſst, bis sie sich zu einer glänzenden Krone einigen, und das ganze Zauberspiel in Dunkel und Nacht verschwindet. An den Eiskrystallen der Gletscher, an den Eisburgen und trümmerhaften Säulengängen läſst das Nordlicht den Widerschein seiner bunten Lichtspiele tausendfach



brechen. Alles scheint sich in Licht auflösen zu wollen. Der Krystall möchte zum Lichtstrahl werden und ins Unendliche fliegen. Überall lebt, funkelt und blitzt es; über dem Ganzen aber ruht ein geisterhafter, stiller Schimmer. Und mitten in diese Einsamkeit leuchtet das Eisfenster des Eskimo in matt feuerrotem Scheine und erhöht das Wunderbare der Landschaft. Spähend schleicht der Polarbär dem Eisgebirge entlang, um die unförmlichen Robben zu überraschen oder die Gans im warmen Neste zu erhaschen, wird aber nicht selten selbst von den Eskimos angegriffen, denen sein Schinken erwünschte Abwechslung in ihre thranige Kost bringt.

Durch das Nordlicht werden häufig die tage-, wochen- und monatelangen Winternächte in den Polargegenden erhellt, so daſs die Bewohner ihren Geschäften nachgehen können. Über das Wesen und den Grund dieser prachtvollen Erscheinung wissen die Naturforscher noch keine völlig genügende Erklärung zu geben. Unzweifelhaft aber ist, daſs sie mit dem Erdmagnetismus und der Elektricität innig zusammenhängt.

E. Im Himmelraume.

179. Die Sonne.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Wenn man kurz vor dem Vollmonde von der einen Seite des Himmels den Mond heraufkommen und an der andern Seite die Sonne untergehen sieht, so scheint es, als wäre das Gestirn der Nacht so grofs wie das des Tages, und doch ist der Mond gegen die Sonne nur wie eine Linse gegen ein Wagenrad. Dafs die Sonne nicht gröfser erscheint, macht ihre ungeheure Entfernung von uns, welche fast 400mal mehr beträgt, als die des Mondes; die mittlere Sonnenferne ist 149 Millionen km. Es dürfte also ein Dampfwagen mit Sturmeseile Tag und Nacht dahinrasen, er würde dennoch gegen 300 Jahre bis zur Sonne brauchen. Dazu hat sie eine solche Gröfse, dafs man über 1 Million Erdkugeln aus ihr machen könnte; denn ihr Durchmesser beträgt 13⁴/₅ Millionen km. Man kann sich einen Begriff von der Gröfse der Sonne machen, wenn man bedenkt, dafs, sofern sie hohl wäre, und in ihrem Mittelpunkte die Erde stände, der Mond innerhalb dieser Riesenkugel um die Erde kreisen könnte.

Die Sonne ist zur Ruhe gegangen, sagen wir, wenn sie des Abends hinter die Berge taucht und nichts als einen leichten Schein an das Firmament wirft. Und auch die Alten glaubten, die Erde stehe ruhig und fest und lasse die Himmelskönigin um sich herumkreisen. Einige hundert Jahre vor Christus fand aber ein gelehrter Grieche die Sache doch etwas ungereimt, und Coppērnicus, geboren zu Thorn in Preufsen 1472, bewies haarscharf, dafs die Sonne stille steht, die Erde aber sich um ihre Achse dreht und die Planeten sich samt und sonders um die Sonne bewegen. Doch durfte er davon nicht viel Lärmen machen, weil die Vorurteile der Menschen noch zu grofs waren. Ein italienischer Professor, Namens Galilëi, geboren 1564 zu Pisa, lehrte dieses coppernicānische Sonnensystem öffentlich, mufste aber deshalb manche Anfechtung bestehen. Heutigestags ist dasselbe zur allgemeinen Geltung gelangt, da Beweise jeden Zweifel an seiner Richtigkeit beseitigt haben.

180. Der Mond.

Dr. L. v. Tutscheck.

Der Mond ist unter allen Himmelskörpern der Erde am nächsten. Seine Entfernung ist zwar zu verschiedenen Zeiten etwas verschieden, aber im Mittel berechnet, beträgt sie ungefähr 384 000 Kilometer. Man ist deshalb im Stande, mit großen Ferngläsern die Oberfläche des Mondes

und ihre Beschaffenheit ziemlich genau zu beobachten. Schon mit bloßen Augen kann man auf ihr verschiedene dunkle Flecken bemerken, von denen oft scherzweise gesagt wird, daß sie eine Frau darstellen, welche dasitze und spinne, oder einen Mann, der ein Reisigbündel trage. Durch Ferngläser kann man sich überzeugen, daß die hellern Teile hohe Berge sind, welche nach ihrer Gestalt Ähnlichkeit mit unsern feuerspeienden Bergen haben, die dunkeln Flecken aber Thäler und Schatten, welche die Berge hinter sich werfen, wenn sie von der Sonne beleuchtet werden. Es hat sich auch als wahrscheinlich herausgestellt, daß der Mond keinen Luftkreis um sich hat, wie die Erde, und daß sich auf seiner Oberfläche auch keine Meere befinden. Daß man auf der Mondesoberfläche Menschen und Häuser gesehen habe, wie hie und da schon erzählt worden, ist durchaus unbegründet. Was wir von der Beschaffenheit des Mondes wissen, deutet nur darauf hin, daß, wenn sich auf ihm lebende Wesen befinden, diese nicht so beschaffen sein können, wie wir.

Wie die Erde von der Sonne angezogen wird und infolge dessen sich um dieselbe bewegt, so wird auch der Mond von der Erde angezogen und läuft um diese. Da die Erde aber zu gleicher Zeit um die Sonne kreist, so geht der Mond mit, und der Weg, welchen er beschreibt, bekommt dadurch Ähnlichkeit mit den Gängen einer Schraube. Dabei muß der Mond zuweilen zwischen die Erde und die Sonne zu stehen kommen, zu andern Zeiten eine dieser entgegengesetzte Stellung einnehmen.

Der Mond ist an sich dunkel wie die Erde und erhält sein Licht nur von der Sonne. Da er aber eine Kugel ist, so kann die Sonne nicht mehr als die Hälfte desselben zu ein und derselben Zeit beleuchten. Nun hängt es von der Stellung des Mondes zur Erde ab, ob wir die ganze erleuchtete Hälfte oder einen Teil derselben oder nur die dunkle, nicht erleuchtete Hälfte desselben zu sehen im Stande sind. So entstehen die verschiedenen Mondswandlungen, von welchen wir seine vier Hauptstellungen unterscheiden: erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond.

Gewöhnlich nimmt man an, daß zwischen jeder Mondswandlung sieben Tage vergehen. Demzufolge sollte jeder Mondmonat oder die Zeit von einem Neumonde zum andern 28 Tage betragen, und auf jedes Jahr würden somit 13 Neumonde fallen, wenn wir 365 Tage im Jahre rechnen. Dies verhält sich jedoch nicht ganz so. Der Mond bewegt sich nämlich nicht immer gleich schnell, so daß nicht alle Mondmonate gleich lang sind. In der Mittelzahl aber kann man die Zeit zwischen zwei Neumonden oder zwei Vollmonden auf 29½ Tage annehmen, und es treffen deshalb 7 Tage und 9 Stunden auf jede Mondswandlung. Daher kommt es, daß der Mond etwas über 12mal im Jahre seinen Weg um die Erde macht, und daß wir in gewissen Jahren 12-, in andern 13mal Vollmond haben. Während also die Erde (im Jahre) einen Umlauf um die Sonne macht, bewegt sich zu gleicher Zeit der Mond 12—13mal rings um sie.

181. Rätsel.

Friedrich von Schiller.

Auf einer großen Weide gehen
viel tausend Schafe silberweiß;
wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der alleräl'tste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born;
ein Hirt ist ihnen zugegeben
mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren;
er überzählt sie jede Nacht
und hat der Lämmer keins verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten;
ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

182. Die Sternenwelt.

Nach Schubert und Zschokke.

1. Wenn das schöne Licht des Tages verschwindet und finstere Schatten Stadt und Dorf umziehen, dann erhebt sich ernst und feierlich die Nacht, und vom Himmel herab strahlen die ewigen Gestirne und leuchten aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich in unsere Finsternis.

Diese herrlichen Sterne, welche samt Sonne und Mond uns Erdbewohnern zum Abmessen unserer Jahre dienen, sind Welten von sehr verschiedener Art und Ordnung.

Ihre Zahl und Mannigfaltigkeit ist unendlich grofs. Mit unbewaffneten Augen kann man bei reinstem Himmel nachts beinahe 1100 Sterne, d. h. 1100 Weltkörper zählen, die gröfser als unser Erdball sind. Wird aber der Blick des Auges durch Fernrohre bewaffnet, so erkennt man in dem ungeheuern Raume des Himmels, soweit wir ihn übersehen können, über 80000 Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im unendlichen Raume des Weltalls steht, als der andere. Durch die besten Instrumente aber entdeckt man eine noch bei weitem gröfsere Summe von Gestirnen. Sternkundige haben vermittels ihrer Fernrohre an einem nur kleinen Fleck des Himmels so viele Sterne gezählt, dafs, wenn alle Teile des Firmaments mit ebensoviel Gestirnen geschmückt sind, der ganze Himmel über 75 Millionen Sterne trägt! Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, dafs es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls zu dringen vermöchte — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch Worte auszudrücken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht minder grofs, als deren Menge. Die meisten schweben in so ungeheurer Weite von uns, dafs sie auch durch die allerkostbarsten Fernrohre nicht gröfser erscheinen, als wir sie mit blofsen Augen sehen können, und keine Zahl vermag ihre Entfernung von uns auszudrücken. — Einer der nächsten Sterne für uns ist das prachtvolle Tagesgestirn die Sonne. Sie erscheint, durch das Fernrohr betrachtet, noch vergröfsert, und doch beträgt ihre Entfernung von uns 150 Millionen Kilometer!

Der Fixstern, welcher nach der Sonne unserer Erde am nächsten steht, ist 30 Billionen km, also 200000 mal weiter von uns entfernt,

als die Sonne; eine Kanonenkugel würde erst in vier Millionen Jahren von der Erde aus zu ihm kommen, und sein Licht gelangt erst nach drei Jahren zu uns. Diese ungeheure Entfernung nennen die Astronomen eine Sternweite.

2. Welche Gröfse des Weltalls! Welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewifs nur den geringsten Teil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen und Erden. Noch strahlen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegenern Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen Stern erblickt, der viele Jahre lang neben andern Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte und, sich in die Unendlichkeit des Weltalls verlierend, verschwand. Wohin ging er? Wem leuchtet er jetzt? — Ebenso erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen Kometen bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmählich immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanze, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen Weltraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer schwächer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimat sei?

Aber unser Erstaunen über die Gröfse des endlosen Raumes, den wir Sternenhimmel nennen, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Wir erblicken einen hellen, weifsglänzenden Streifen, gleich einer entfernten lichten Wolke von Süd nach Nord mitten durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieser weifse, ewig bleibende Schimmer wird von uns die Milchstrafse genannt. Umsonst will das Auge, mit den kostbarsten Fernrohren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts als ein ungeheures Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernter Sonnen; es ist das Licht von Gestirnen, die sich so weit im unermefslichen Abgrund der Himmel befinden, dafs wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen berührt noch schwach unser Auge. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstrafse näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir statt des weifsglänzenden breiten Streifens am Himmel einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen sehen, Stern dicht an Stern gedrängt, so dafs alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Die verwegenste Einbildungskraft schaudert in dieser Grenzenlosigkeit der Schöpfung furchtsam zurück. Und könntest du mit Flügeln, schneller als der Blitz, von Stern zu Stern dich schwingen; hättest du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelassen — und flögest du von einem Jahrtausend durch das andere Jahrtausend — du suchtest vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Gestirne, immer neue Schöpfungen würden dir aus endlosen Entfernungen entgegenstrahlen. Und hättest du diese erreicht, so würden sich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du siehest kein Ende, kein Ufer. Du erreichst nicht den Saum der göttlichen Allmacht und ihrer Wirkungen.

183. Der Sternenhimmel.

Originalbeitrag. Dr. Korbinian Ettmayr.

1. *In heller Nacht aus Himmelsferne*
herniedergrüfset holder Schein,
das sind die lieben, kleinen Sterne,
die senden uns ihr Licht so rein.
O Kind! Ein jedes Sternlein spricht:
»Der liebe Gott ist laut'res Licht.«

2. *Sie scheinen klein und sind doch Welten,*
sind zahlreich wie der Sand am Meer.
Und alle sie, die ungezählten,
das ganze, grofse Himmelsheer,
es wird umfafst von Gottes Schofs.
Wie ist doch Gott unendlich grofs!

3. *In jedem Augenblick erstehet*
ein Stern im Weltenozean,
ein and'rer wieder untergehet,
wie 's Tröpflein in der Luft zerrann.
Wer hat sie jemals ausgedacht,
des Schöpfers unerschöpfte Macht?

4. *Den Sternen ist in ihrem Fluge*
der Weg gezeigt von sich'rer Hand,
die mit geheimnisvollem Zuge
die Himmelskörper all' verband.
Wer ist's, der also leiten kann?
Das hat der weise Gott gethan.

5. *So glänzt auf Erden kein Geschmeide,*
so hehr gezieret ist kein Thron,
solch' Pracht ward keinem Fürstenkleide,
so funkelt keine Königskron'.
Fürwahr, die schöne Sternenwelt
von Gottes Herrlichkeit erzählt!

6. *Der diese Welt so schön geschmücket,*
gewifs die Schönheit selber ist,
in ihr ist ewig er beglücket,
von ihr ein Strahl vom Himmel fliefst.
Blick' auf, o Kind, vom Erdenleid
und ahne Himmels Seligkeit!

IV.

Naturbilder.

A. Aus der unbelebten Natur.

184. Wie die Steine noch heutzutage auf Wanderschaft gehen.

Ludwig Solereder.

Es war ein stiller Sommerabend, als ich am kiesigen Ufer, dem Flüfschen entlang, heimwärts ging. Das Wasser rauschte laut, dafs es oben im Walde widerhallte; es hatte eine mühsame Strafse zu wandern. Zahllose Steine von allen Gröfsen unterbrachen und beengten seinen Lauf und nötigten es, bald hier, bald dort mit seinen Wellen über sie wegzuspringen oder zwischen ihnen sich hindurchzuzwängen. Die Steine auf dem Grunde des Flüfschens und an seinem Ufer waren alle glatt gerieben und mannigfach gestaltet: walzenförmig, scheibenartig, kugelrund; einige trugen abgerundete Kanten, andere Vertiefungen, fast wie Löcher; unter und zwischen den Steinen lag grauer Sand, hie und da wie von Goldsplitterchen flimmernd. »Wie mag's doch wohl gekommen sein, dafs die Steine da, die doch nicht Leben und Wachstum haben, in so verschiedenen Gestalten herumliegen?« so dachte ich und setzte mich auf einen alten Weidenstumpf. Da war mir's auf einmal, als finge ein kugelrunder Stein, der gar nicht weit von meinen Füfsen lag, ganz leise zu erzählen an:

»Vor langer, langer Zeit wohnte ich hoch oben im Gebirge, ich und tausend Kameraden, die noch herumliegen oder schon weiter hinaus ins ebene Land gewandert sind. Dort im Gebirge bildeten wir zusammen die äufsere Schichte einer Felsenwand. Legföhren, Alpenrosen, Steinbrech und andere Pflanzen wuchsen auf uns, und da dies ein gar so prächtiger Schmuck war, machten wir uns nicht viel daraus, dafs die Pflanzen ihre Wurzeln immer tiefer in die Risse und Spalten unsers Gesteines gruben und allmählich die Klüfte erweiterten. Allein mit den Wurzeln drang auch Wasser ein; das nagte und bohrte

gewaltig in uns hinab; und erst gar, als es sich im Winter in Eis zu verwandeln anfing, dehnte es sich so unwiderstehlich gewaltig aus, dafs die Risse immer weiter auseinander klafften. So ging es viele Jahre fort, und die Spalten in unserm Gestein wurden zu weiten Klüften.

Einst, als im Frühling wie alljährlich das Eis wieder auftaute, hatten wir mit ihm den letzten Halt verloren, und mit lautem Krachen donnerten wir ins Thal hinab. Da lagen wir nun unten, zerbröckelt und zerfallen, lauter eckige Gesellen. Die Füfse des Wanderers, der über uns hinwegzusteigen hatte, konnten von unsern schneidigen Kanten und Spitzen erzählen.

‚Nun haben wir doch einmal Ruhe vor dem Wasser!‘ meinten wir. Aber nein, da suchte es uns erst recht auf, und jeder kleine Tropfen nagte an uns und zwackte uns wenigstens ein Stäubchen ab.

Wieder einmal im Frühling war es, da tobte von allen Felsenwänden Schneewasser in Wildbächen herab, ergriff uns, stiefs uns in den Flufs hinab, und der rifs uns mit seinen wilden Wellen auf dem Boden seines Bettes fort. Das war eine holperige Reise! Wir Steine rollten und rumpelten übereinander, als ginge es um die Wette; und wenn gar einmal einer seiner Ecken wegen nicht recht weiter konnte und stecken blieb, da stiegen und schoben sich die andern über ihn hinweg; manches Eck wurde da abgestofsen und manche rauhe Fläche glatt gerieben. Wir rieben und wurden gerieben, und was wir uns gegenseitig abgewetzt hatten, trieb als Flufssand lustig weiter.

Nun ging die Wanderschaft in kleinen Wasserfällen durch eine enge, finstere Schlucht, in deren Felsboden der wilde Gebirgsflufs sein Bett sich eingeschnitten hatte. Da ging's uns Steinen hart; mancher zerbröckelte in lauter kleine Stückchen oder wurde ganz zu Sand zerrieben. Mich schleuderte eine gewaltige Welle in eines der trichterförmigen Löcher, die das Wasser an den felsigen Uferwänden ausgewaschen hatte, und auf deren Boden feiner Sand lag. »Da bist du nun in Sicherheit, liegst weich gebettet und hast Ruhe«, meinte ich. Allein schon beim nächsten Hochwasser tanzte eine Welle toller als die andere zu mir herein und bewegte mich in dem Felsenloche wie einen Kreisel. Der Sand mufste auch mittanzen, und in dem Trichter trieben wir wie der Stöfsel in einem Mörser herum.

Ich hatte wacker gearbeitet, und der Sand hatte nach Kräften mitgethan — der Felsentrichter war weiter und tiefer geworden; hätte das länger so fortgedauert, so wäre ich sicherlich in lauter Sand zergangen, wie mancher meiner Vorfahren, der in diesem Trichter sich zerreiben mufste, und von dem nichts übrig geblieben war, als das Häuflein Sand, auf dem ich mich bei meiner Ankunft gelagert hatte. Glücklicherweise erfafste mich einmal eine ganz besonders starke Welle so gewaltig, dafs ich aus meinem Gefängnisse in den Flufs hinabgeschleudert wurde.

Nun mufste ich mich neuerdings aufs Reisen verlegen; aber die Bildung, die ich erhalten hatte — ich suchte unter den Rollsteinen

meinesgleichen — machte mir jetzt mein Weiterkommen leichter. So bin ich endlich bis da heraus gelangt und warte nun, bis das Hochwasser mich wieder erfafst und mich abermals weiterwandern heifst. Einst, als wir Steine noch oben im Gebirge als Felsenwand wohnten und ein Vöglein um ein Märchen baten, da sang es uns vor, dafs mit der Zeit alle die grofsen Berge vom Wasser in das Thal hinabgetragen und in einem fernen, tiefen, tiefen Wasser, Meer genannt, begraben werden.«

Da verstummte der Stein. Gedankenvoll ging ich weiter und dachte: »Das Vöglein hat wahr gesprochen; all diese Gebirge werden einst ausgeglichen sein und als geebnete Länder daliegen. Tiefe Furchen sieht man schon jetzt in die härtesten Felsen geschnitten; ja ganze Thäler sind von Wasserströmen ausgeschwemmt. Luft und Wasser haben leise diese Massen allmählich verschwinden lassen. Ganz gemach werden überall kleine, kaum sichtbare Teilchen von den Felsen hinweggenommen. Hie und da, wenn man durch die Berge wandelt, hört man einen Stein herabschlagen; es klingt wie der Schall einer Axt. Das ist einer von jenen zahllosen Hammerschlägen, unter deren Gepoche die Berge zusammensinken. Aber der menschliche Geist ringt vergebens, die Zahl der Jahre zu ermessen, in denen die riesigen Berge von den zahllosen Wassertröpfchen in Stäubchen hinuntergetragen sein werden in das unergründliche, weite Meer.«

185. Das Salz als Nahrungsmittel.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Wir geben den Kindern ein Stückchen Zucker, um ihnen Freude zu bereiten; die Kinder und Völker im Innern Afrikas kann man aber nicht mehr erfreuen, als wenn man ihnen etwas Salz schenkt. Sie lassen es mit Wohlgefallen auf der Zunge zergehen, wie wir ein Stück Zucker; aber sie verlangen das Salz nicht bloß des Wohlgeschmackes wegen, sondern ein notwendiges Bedürfnis heißt sie es fordern. Wir finden fast alle Speisen ohne Salz unschmackhaft, weil unser Blut Salz verlangt und der Geschmack sich in den meisten Fällen dem Naturbedürfnis anschließt. Auch die meisten Tiere lieben das Salz. Die Kühe und Rinder folgen willig dem Hirten, aus dessen Hand sie Salz zu lecken gewohnt sind; der wilde Bison in Amerika sucht die Salzlecken auf, und der Jäger Südafrikas lauert an den Salzquellen, weil ihm hier das Wild zur sichern Beute wird. Dem Schafe darf Salz nie fehlen. Ohne Salz würde auch der Mensch elend zu Grunde gehen, und im barbarischen Altertum galt es für eine der schrecklichsten Strafen der Verbrecher, wenn ihnen nur völlig salzlose Speisen und Getränke gereicht wurden.

Die Speisen mit Salz zu würzen, ist eine mit wenigen Ausnahmen über den ganzen Erdboden verbreitete Sitte, sei es nun, daß sie mit Seewasser gekocht, sei es, daß sie mit Stein- oder Kochsalz zubereitet

werden. Dies wird uns um so weniger auffallen, wenn wir bedenken, daß Salz in unserm Blute sehr reichlich, in unsern meisten Nahrungsmitteln indessen nur sehr spärlich enthalten ist. Das Kochsalz muß das, was durch die Haut und durch die Nieren täglich ausgeschieden wird, wieder ersetzen und das richtige Verhältnis der Bestandteile des Blutes wieder herstellen.

Das Kochsalz ist ebenso leicht verdaulich als nahrhaft. Vom Wasser wird es mit Leichtigkeit gelöst und den Geweben zugeführt, von denen Blut und Knorpel es vorzugsweise aufnehmen. Es fördert die Verdauung eiweißartiger Körper, und daß schwerlösliche Fette durch reichlichen Salzzusatz an Schwerverdaulichkeit verlieren, ist bekannt.

Um manche Speisen, namentlich Fleisch, längere Zeit aufzubewahren, pflegen wir sie reichlich zu salzen. Das Salz zieht nämlich aus den Speisen das die Fäulnis besonders begünstigende Wasser. Durch das Einsalzen verliert jedoch das Fleisch einen der besten Nahrungsstoffe; denn das Salz zieht zugleich mit dem Wasser auch einen Teil des Eiweißes und des Fleischstoffes, sowie der Milchsäure aus dem Fleische, und diese Stoffe werden mit der Salzlake nutzlos entfernt. Der Faserstoff des Fleisches wird indes durch Einwirkung des Salzes leichter löslich und deshalb auch leichter verdaulich.

Die Natur hat das Salz über die einzelnen Länder sehr verschieden verteilt. Es tritt in zwei verschiedenen Formen auf, entweder als festes Gestein im Steinsalz, wie z. B. in Berchtesgaden, oder in Salzquellen, wie in Reichenhall, und im Meerwasser. Das Steinsalz liegt in mächtigen Lagern im Schoße der Erde, und der Mensch fördert es wie das Erz und die Steinkohle ans Tageslicht. Die Salzquellen oder Solen, aus denen man unser heimatliches Salz gewinnt, müssen eingedampft werden, bis sie so sehr verdichtet sind, daß das Salz krystallisiert. Solen, welche siedwürdig sind, wenn sie aus der Erde entspringen, enthalten in 100 Pfund 35 bis 40 Pfund reines Kochsalz; sie werden auch sogleich in die Siedpfanne gebracht. Leichte Solen, welche weniger Salz enthalten, werden vorher erst in freier Luft verdampft oder gradiert. Man läßt die Sole über hoch aufeinandergelegtes Dornreisig tropfen, so daß die durchstreichende Luft möglichst viel Wasser in Dunst verwandeln kann. Dieses wird so oft wiederholt, bis die Sole siedwürdig ist. In der Siedpfanne verdichtet sich die Sole zu den einzelnen Salzkrystallen, in denen das Kochsalz in den Handel und Gebrauch kommt.

Das Meerwasser enthält bedeutend weniger Salz, als die Sole. In 100 Pfund Meerwasser sind ungefähr $2\frac{1}{2}$ Pfund Salz enthalten. Das Wasser auf dem Meeresgrunde enthält jedoch mehr, weil das schwerere Salzwasser sich nach unten drängt. Das Meersalz wird in manchen Gegenden künstlich gewonnen, indem man an heißen Küstenstrichen Wasser in flache Teiche, sogenannte Salzsümpfe oder Salzgärten, leitet und verdunsten läßt; an manchen Gestaden wirft das Meer selbst Salz aus, und die Menschenhand braucht nur zuzugreifen.

186. Die Torfmoore und Moorbrände.

Flügge.

In frühern Zeiten, als die Ebene noch mit Waldungen bedeckt war, brauchten ihre Bewohner mit dem Brennholze nicht sparsam umzugehen. Wenn es in den Herbsttagen draußen zu stürmen begann und der Wind kalt durch die Heide fuhr, oder wenn im Winter ein scharfer Frost den Boden hart und die Flüsse fest machte, ließ man sich das nicht groß anfechten. Die Wälder lieferten Holz genug, und wer es brauchte, holte es sich und feuerte die Öfen, daß sie fast barsten. Heutzutage ist das Holz teuer geworden, und ein armer Mann kann es kaum noch kaufen. Da ist es denn ein sonderlicher Segen Gottes, daß man Brennmaterial auch aus der Erde gewinnt, und mancher, der das teure Holz nicht bezahlen kann, heizt seinen Ofen mit Torf. Der Torf wird aus den Torfmooren gewonnen, welche in dem an Wäldern nicht sehr reichen Flachlande von Norddeutschland, so z. B. an der Ems, große Strecken einnehmen, die aber auch in Süddeutschland nicht zu den Seltenheiten gehören. So sind als große Moore der bayerischen Hochebene außer dem Donaumoos und den beiden Moosen an der Isar die Chiemseemoore, die Moosflächen von Aibling und Rosenheim, jene am Kochel- und Ammersee und manche andere zu nennen.

Außer zur Torfgewinnung sucht man die Moore noch auf andere Art nutzbar zu machen, indem man sie zu fruchtbarem Lande umbrennt. Das Moorbrennen ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen, obwohl man schon früher die düngende Kraft der Asche kannte. Der Vorgang ist folgender. Man teilt die zum Brennen bestimmte Fläche in Parallelogramme von etwa sechzig Schritten Breite und mehreren hundert Schritten Länge durch Gräben von etwa 2 bis 3 m Tiefe und 1 bis 2 m Breite. Ein solches Parallelogramm wird nun der Länge nach in Entfernungen von etwa sieben Schritten mit Furchen durchzogen, welche ungefähr ½ m breit und 1 m tief sind, und dann längere Zeit dem Austrocknen überlassen.

Darauf hackt man den Boden etwa ½ m tief ein und läßt den Acker so den Winter über liegen. Im Frühling wird der grob umgerissene Boden möglichst fein zerschlagen, bis er endlich bei trockenem Wetter zerriebenem Torfe ähnlich ist. Darauf streut man an vielen Stellen glühende Kohlen auf den Boden, so daß bei mäßigem Winde bald der ganze Acker in Flammen steht. Weil jeder erste gute Tag sofort zum Brennen benutzt wird, so stehen dann bald Tausende solcher Mooräcker in Brand, und es entstehen dicke Rauchwolken, die sich bald vereinigen und die Luft weit und breit mit Moorrauch füllen.

Bei günstigem Wetter wird ein Acker in einem Tage hinlänglich durchgebrannt, und nun sät man sofort Buchweizen in die heiße Asche. Das Zudecken des Samens überläßt man dem Regen. Man sät auch Hafer und pflanzt Kartoffeln, aber nur nebenbei; der Hauptbau ist Buchweizen.

Dieses Moorbrennen ist also die Ursache des Herauches[1]), der namentlich bei Nordwestwind in weite Fernen des innern Deutschland getragen wird, selbst bis Frankfurt, Dresden und Wien. Daß der Herauch die Entstehung der Gewitter oder die Regenbildung verhindere, wie man seither annahm, ist nach neuern Forschungen nicht mehr haltbar.

---

[1]) Herauch, Haarrauch ꝛc. Da die Anhöhen in der Nähe der Moore in einigen Gegenden „Haare“ genannt werden, so dürfte sich daraus die Benennung erklären.

187. Unähnliche Geschwister.

Deutsches Lesebuch für oberfränkische Schulen.

Jedermann kennt das Zinnkraut, ein in nassen Feldern wachsendes Pflänzchen, welches beim Scheuern und Putzen in der Küche zur Verwendung kommt. — Es gab eine Zeit, in welcher das Zinnkraut zur Gröſse und Stärke eines Baumes heranwuchs. Aber auf diese Zeit lieſs der allmächtige Schöpfer eine andere folgen. Es wurden durch ein gewaltiges Naturereignis ganze Wälder von solchen und ähnlichen Bäumen verschüttet. Im Innern der Erde verwandelte sich die untergegangene Pflanzenwelt in ein dichtes, schwarzes Gestein, welches wir Steinkohle nennen. Die Verkohlung der Pflanzen wurde nicht durch Feuer, sondern wahrscheinlich durch den auſserordentlichen Druck von darauf lagernden Erd- und Felsenmassen bewirkt. Fast in allen Gegenden der Erde, in Deutschland, Österreich, Belgien, England, Amerika etc., findet man mächtige Kohlenlager. Im diesseitigen Bayern ist die Gegend um Au bei Miesbach, Penzberg und Peiſsenberg mit Braunkohlen, um Stockheim im nördlichen Oberfranken mit Steinkohlen gesegnet. Besonders reich sind die Kohlenlager von St. Ingbert, Saarbrücken und Eschweiler in der Rheinpfalz. In England fing man zuerst an, die Steinkohlenschätze auszubeuten. Aber das Vorurteil gegen die Feuerung mit Steinkohlen war anfangs so mächtig, daſs die Verwendung derselben zum Brennen gesetzlich verboten wurde. Jetzt ist alle Welt froh, daſs man sie hat. — Die Steinkohlen sind bedeutend billiger als das Holz; daher müssen sie bei der Heizung der Zimmer, der Lokomotiven, bei der Gasbereitung die Stelle des Holzes vertreten.

Die Hitze, welche die glühenden Steinkohlen verbreiten, kann wegen ihrer Trockenheit der Gesundheit nachteilig werden, wenn man nicht an irgend einem Platze im Zimmer ein mit Wasser gefülltes Gefäſs aufstellt. Das verdunstende Wasser sättigt nämlich die Luft mit der erforderlichen Feuchtigkeit.

Aus den Steinkohlen wird das Leuchtgas gewonnen, gewöhnlich bloſs Gas genannt, durch welches in Städten Straſsen beleuchtet werden. Was von den Steinkohlen zurückbleibt, wenn ihnen das Gas entzogen ist, nennt man Coaks[1]*. Diese entgasten Steinkohlen geben eine noch gröſsere Hitze als die eigentlichen Steinkohlen.*

Die Bereitung des Leuchtgases ist im ganzen einfach. Verschaffe dir ein sogenanntes Kölner Thonpfeifchen mit einem langen Rohre! Fülle den Kopf mit pulverisierter Steinkohle und verschlieſse ihn luftdicht mit nassem Thon. Verstopfe hierauf die Öffnung des Rohres mit einem hölzernen Pfröpfchen! Legst du den Pfeifenkopf in die Ofenglut, so beginnt nach kurzer Zeit die Entwicklung des Gases. Nach 5 bis 10 Minuten darfst du den Pfropf aus der Röhre entfernen. Bringst du ein brennendes Zündhölzchen an die Öffnung des Pfeifenrohres, so hast du im Augenblick eine Gasflamme, welche so lange nachhält, bis alles Gas aus den Kohlen entwickelt ist. Der Überrest der letztern ist ein Stück Coaks. Der ganze lehrreiche Versuch kostet nur die wenigen Pfennige, für die man eine Kölner Pfeife kaufen kann.

---

[1]) Sprich: kohks.

Der Stoff, aus dem die Steinkohlen gröfstenteils bestehen, heifst Kohlenstoff. Ganz reinen Kohlenstoff enthält ein Stein, welcher freilich mit der Steinkohle auf den ersten Blick keine Ähnlichkeit hat. Es ist der — Diamant. Dieser kostbarste aller Stoffe ist nichts weiter, als reine Kohle in Gestalt eines Krystalles. Den Diamant ritzt kein anderer Stein; er selbst aber ritzt alle Steine. Ein schön geschliffener Diamant heifst Brillant. Man kann den Diamant nur mit seinem eigenen Pulver schleifen. Die Glaser gebrauchen ihn zum Glasschneiden. Da er aber sehr teuer ist, so haben sie nur ganz feine Splitterchen, die mit Zinn eingefafst sind. — Diamanten werden in Ostindien, Brasilien, im südlichen Afrika gefunden.

188. Das Eisen im Dienste des Menschen.

Friedrich Körner.

„Eisen,“ so sprach der Mensch, als er seine Diener mit prüfendem Blicke musterte, „du bist der stärkste von allen; du bist gewandt, unverdrossen und kräftig gebaut; du sollst mein Arbeiter sein und mir nicht nur die Welt in Unterwürfigkeit erhalten durch deine Kraft, sondern auch sie mir verschönern durch deinen erfindungsreichen Arbeitsfleiß. Wohlauf, bezwinge Tier und Baum, Sturm, Stein und Erde; zeige mir klug und sinnig den sichern Pfad über die Meere und führe mich im Fluge durch die weiten Ebenen; bahne mir den Weg über die Berge und mache die Ströme gangbar!“

Kaum hatte das Eisen diesen Befehl vernommen, so verwandelte es sich in eine bewegliche, kunstvoll verschlungene Kette, um den wilden Stier festzuhalten; es ward zu Gebiß und Sporn für das schäumende Roß, zum spitzigen Stachel für den riesigen Elefanten, zum Nasenring für das Kamel, zum Gitter für den eingefangenen Löwen und zum Angelhaken für den Fisch. — Als Axt und Säge fällte und zerlegte es den Baum, baute das luftige Haus, hielt es mit Klammern, Zwingen und Nägeln zusammen und verwahrte es mit festen Schlössern. Als Bohrer, Brecheisen, Meißel und Pike brach es den Stein vom Gebirge, glättete ihn, schaffte ihn fort und formte schöne Tier- und Menschengebilde aus ihm, türmte gewaltige Dome und Paläste auf, zimmerte das Schiff und hielt es mit zackigem Anker am Lande fest, so lange der Mensch es wünschte. — Hierauf eilte es in die Küche und formte sich zu Feuerungsgeräten, Bratspieß, Messer und Gabel; dann verfertigte es als Säge, Hobel, Hammer, Bohrer und Feile die schönsten Hausgeräte, half als Nadel und Schere dem Kleidermacher, zerbrach als Zange den Zucker und ergriff den widerspenstigen Nagel beim Kopf, half dem Wundarzte bei seinen Kuren, dem Mechanikus bei den kunstvollsten Arbeiten, diente in der Berghütte als Schmelztiegel, — kurz, es ging gelehrig dem Menschen bei allen Arbeiten zur Hand, fügte sich schmiegsam seinem Willen und nahm gehorsam jede Gestalt an, die er ihm vorschrieb. — Wie aber den wilden Strom bewältigen, den weder Stein noch Eichstamm zu bezwingen vermochten? „Ich werde ihn überbrücken,“ sprach das Eisen, dehnte und reckte sich zu langen Stangen und Stäben, kettete sich aneinander, und siehe, die Kettenbrücke war fertig. Hoch über dem Flusse schwebte sie, wie ein eisernes Spinnengewebe, in der Luft,

spottete des zürnenden Stromes, so wild er auch aufschäumte, und führte den schweren Frachtwagen sicher über ihren Eisenmaschenpfad.

Der Strom war durch das Eisennetz besiegt; aber mit dem glücklichen Erfolge stieg die Unternehmungslust des Menschen. „Eisen," sprach er zu seinem dienstbaren Geiste, „du mußt noch mehr vollbringen. Zeige mir den Weg über das Weltmeer, damit ich in der endlosen Wasserwüste nicht irre!" Da verwandelte sich das Eisen in eine Nadel, in seltsam geformte Räder und Getriebe und sprach: „Nun folge mir! Diese Nadel zeigt stets nach Norden, und mit diesen Instrumenten kannst du Zeit und Ort berechnen, wo du dich befindest." — „Gut," sprach der Mensch, „aber du mußt noch Größeres schaffen. Du gräbst und hackst, pflügst und eggst meinen Acker; du mähest Saat und Heu, bauest den Wagen und ladest die Erde auf; du fährst mich in der zierlichen Kutsche; aber ich möchte noch schneller fahren, ich möchte meine Arbeiten mit größerer Kraft und in kürzerer Zeit vollbringen." Nun besann sich das Eisen lange; dann dehnte und streckte es sich zu mächtigen Schwung- und Triebrädern, langarmigen Hebeln, wuchtigen Walzen, zu Kesseln und Röhren, und siehe! — die Dampfmaschine war fertig. Hier sägte sie Holz, dort bohrte sie Eisenklötze; hier spann, dort druckte sie, und um des Menschen liebsten Wunsch zu erfüllen, zog sie ihn als Lokomotive auf dünnen Eisenschienen mit Adlerschnelligkeit von Land zu Land. Mit Erstaunen sah der Mensch, welche Umgestaltung das Eisen hervorbrachte; er war ein anderer geworden durch dessen Dienste; seine Reisen, sein Verkehr, sein Handel, seine Unternehmungen wurden großartiger. — „Nun mußt du mich auch schützen, Eisen!" so schloß er seine Befehle. Da formte sich das dienstfertige Metall zu Schild und Panzer, zu Schwert und Speer, zu Pistolen, Flinten, Mörsern und Kanonen und ward des Menschen treuer Gehilfe in Krieg und Sieg.

189. Der Glockenguß zu Breslau.

Wilhelm Müller.

1. War einst ein Glockengießer zu Breslau in der Stadt,
ein ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und That.

2. Er hatte schon gegossen viel Glocken, gelb und weiß,
für Kirchen und Kapellen zu Gottes Lob und Preis.

3. Und seine Glocken klangen so voll, so hell, so rein;
er goß auch Lieb' und Glauben mit in die Form hinein.

4. Doch aller Glocken Krone, die er gegossen hat,
das ist die Sünderglocke zu Breslau in der Stadt.

5. Im Magdalenenturme, da hängt das Meisterstück,
rief schon manch starres Herze zu seinem Gott zurück.

6. Wie hat der gute Meister so treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände gerührt bei Tag und Nacht!

7. Und als die Stunde kommen, daß alles fertig war
— die Form ist eingemauert, die Speise gut und gar —

8. da ruft er seinen Buben zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile beim Kessel dich allein.

9. Will mich mit einem Trunke noch stärken zu dem Guß;
das gibt der zähen Speise erst einen vollen Fluß.

10. Doch hüte dich und rühre den Hahn mir nimmer an,
sonst wär' es um dein Leben, Fürwitziger, gethan!"

11. Der Bube steht am Kessel, schaut in die Glut hinein;
das wogt und wallt und wirbelt und will entfesselt sein

12. und zischt ihm in die Ohren und zuckt ihm durch den Sinn
und zieht an allen Fingern ihn nach dem Hahne hin.

13. Er fühlt ihn in den Händen, er hat ihn umgedreht.
Da wird ihm angst und bange; er weiß nicht, was er thät' —

14. und läuft hinaus zum Meister, die Schuld ihm zu gesteh'n,
will seine Knie umfassen und ihn um Gnade fleh'n.

15. Doch wie der nur vernommen des Knaben erstes Wort,
da reißt die kluge Rechte der jähe Zorn ihm fort.

16. Er stößt sein scharfes Messer dem Buben in die Brust,
dann stürzt er nach dem Kessel, sein selber nicht bewußt.

17. Vielleicht, daß er noch retten, den Strom noch hemmen kann;
doch sieh, der Guß ist fertig, es fehlt kein Tropfen dran.

18. Da eilt er, abzuräumen — und sieht und will's nicht seh'n,
ganz ohne Fleck und Makel die Glocke vor sich steh'n.

19. Der Knabe liegt am Boden; er schaut sein Werk nicht mehr.
„Ach, Meister, wilder Meister, du stießest gar zu sehr!"

20. Er stellt sich dem Gerichte. Er klagt sich selber an.
Es thut den Richtern wehe wohl um den klugen Mann;

21. doch kann ihn keiner retten, und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurteil mit ungebeugtem Mut.

22. Und als der Tag gekommen, daß man ihn führt hinaus,
da wird ihm angeboten der letzte Gnadenschmaus.

23. „Ich dank' euch," spricht der Meister, „ihr Herren lieb und wert;
doch eine and're Gnade mein Herz von euch begehrt.

24. Laßt mich nur einmal hören der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet, möcht' wissen, ob's gelang."

25. Die Bitte ward gewähret; sie schien den Herr'n gering.
Die Glocke ward geläutet, als er zum Tode ging.

26. Der Meister hört sie klingen, so voll, so hell, so rein.
Die Augen geh'n ihm über, es muß vor Freude sein.

27. Und seine Blicke leuchten, als wären sie verklärt;
er hat in ihrem Klange wohl mehr als Klang gehört,

28. hat auch geneigt den Nacken zum Streich voll Zuversicht,
und was der Tod versprochen, das bricht das Leben nicht.

29. Das ist der Glocken Krone, die er gegossen hat,
die Magdalenenglocke zu Breslau in der Stadt.

30. Die ward zur Sünderglocke seit jenem Tag geweiht.
Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit.

B. Heimisches Pflanzen- und Tierleben im Jahreslauf.

190. Hoffnung.

Emanuel Geibel.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
mit trotzigen Gebärden,
und streut er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
sich vor dem Blick der Sonne,
sie wecket doch mit ihrem Licht
einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen.
Auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar,
sie schmückt sich mit Rosen und Ähren
und läßt die Brünnlein rieseln klar,
als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
als sei die Höll' auf Erden,
nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

191. Was die Haselstaude erzählt.

Aus „Stein der Weisen".

Ich bin von guter deutscher Abstammung, keine hochmütige Eingewanderte aus der Fremde, welche vor Jammer knackt, wenn der Winterfrost sie schüttelt; o nein! Mir schaden Wind und Wetter nicht; denn ich habe ein festes, selbstgemachtes Kleid an. Nimmt mir der

Winter den Schmuck meines Laubes, so schlummere ich, halte jedoch die Augen offen genug, um den ersten Sonnenblick des lieben Frühlings zu erhaschen. Sowie er mich trifft, treib' ich die grünen Knospen und Blättlein hinaus, wenn meine Nachbarn noch alle in warmen Klausen stecken. Wenn dann die Menschen vorübergehen, so blicken sie mich freundlich an und sagen: „Der Frühling kommt; die Hasel steckt ihre Fahne aus!" Die Kinder aber hüpfen an mir empor und rufen: „Bitte, bitte, Frau Hasel, schenke mir ein paar Kätzchen!" Dann schüttle ich mich, das ist der erste Blütenregen im Jahre.

Es beginnt in mir zu wallen und zu gären: das alte Blut wird jung und das alte Kleid zu eng; meine Glieder dehnen sich weit aus, wachsen, und ich winde den grünen Kranz ums graue Haupt. Von nah und fern kommt mir nunmehr Besuch: der bunte Häher schaut neugierig unter mein Dach; schmucke Motten richten sich häuslich bei mir ein, und ein ganzes Heer von zierlichen Käfern läuft ab und zu. Dann kommt das Eichhorn, um sich zu erkundigen, wann ich meine süßen Früchte reife. Aber leid ist mir's, daß kein Singvogel sein Nestchen bei mir bauen will.

Lau weht der Wind im Thale; draußen sticht die Sonne wie mit glühenden Pfeilen; in meinem Hause ist's kühl und wohlig. Der Schnitter kehrt bei mir ein; unter meinem Schirme verzehrt er sein schlichtes Mahl; dann schläft er, und ich fächle ihm Kühlung. Und wieder eine Weile, da kommt das Eichhörnchen daher gesprungen, knackt an meiner Frucht, und siehe da, der Kern ist braun, er schmeckt so süß. Jetzt eilen auch die Kinder herzu, groß und klein, und sammeln meine Nüsse; die sind ja nicht bloß eine treffliche Lieblingskost der armen Leute; auch dem Reichen munden sie gar gut.

An mir ist alles nutzbar. Mein Holz ist fest und hart, zu vielerlei Geräten zu brauchen; meine Äste und Schößlinge verwenden Künstler zu Naturmöbeln; der Faßbinder fertigt aus ihnen Reifen, der Siebmacher viele seiner Erzeugnisse. Mein Bast ist zäh, als Bindezeug übertrifft er den der Linde; meine Rinde können Gerber und Färber gebrauchen. Soll ich noch sagen, daß meine Blätter nahrhaft sind für allerlei Haustiere, so daß der Schweizer sie sammelt und sorgsam aufhebt? Und kennst du nicht meinen Stock, der schon manch bösen Buben wieder gebessert hat?

Schon die Alten haben mich hochgeehrt, und auch neuere Dichter singen gar oft von mir. Wie lieb hat mich das Märchen! Wißt ihr nicht mehr, wie Hähnchen und Hühnchen in den Nußberg gingen und in der von mir geliehenen Kutsche heimfuhren? Unter mich trat Aschenputtel und rief:

Bäumchen, rüttel dich; und Bäumchen, schüttel dich;
wirf Gold und Silber über mich!

192. Die Kirschblüte.

Bernstein.

Wie aus einer Blüte die Frucht entsteht, wollen wir an der Kirschblüte lernen. Zunächst ist an ihr nichts zu merken, was einer Kirsche ähnlich ist. Nur der Stiel ist vorhanden, der später die Kirsche trägt. Jetzt wiegt sich auf ihm noch die Blüte. Am Ende des Stieles sitzt ein dickes Knöpfchen, das in fünf grüne Blätter endet. Man darf aber nicht meinen, dafs dieses zur Kirsche werden wird. Es ist nur die Hülle der Blüte; es hält diese umschlossen, solange der Wind noch rauh daher fährt. Wenn die Frühlingssonne warm scheint, kommen fünf weifse Blütenblättchen zum Vorschein. Das grüne Knöpfchen mit den fünf grünen Blättern nennt man den Kelch der Blüte; die fünf weifsen Blätter werden Krone genannt. Blicken wir in den Kelch hinein, so sehen wir rings an seinem Rande eine Menge aufrechtstehender Fädchen, an deren Enden gelbe Knöpfchen sitzen. In der Mitte des Kreises ragt ein stärkerer Faden empor, der oben eine ganz kleine Öffnung hat. Jene weifsen Fäden heifsen Staubfäden. Die gelben Knöpfchen aber sind hohl und mit feinem Staube gefüllt, dem sogenannten Blütenstaube; man nennt sie deshalb Staubbehälter. Der dickere Faden, der mitten in dem Kreise der Staubfäden steht, wird Stempel genannt. In der That hat er mit seinem dicken, untern Ende das Ansehen eines Petschafts. Er ist inwendig hohl. Sein dickes, unteres Ende heifst Fruchtknoten, sein aufsteigender, gelbgrüner, längerer Teil Staubweg, die Öffnung oben Narbe. — Wenn nun die Sonnenwärme den Blütenstaub in den Staubbehältern gereift hat, dann springen diese auf. Viele Staubkörnchen fallen aus ihnen heraus und gelangen wenigstens zum Teil an den Stempel. Dieser ist bei der Kirschblüte zu der Zeit, da die Staubbehälter aufspringen, mit einem Tröpfchen an der Öffnung oben versehen, und an dem bleiben die Staubkörnchen sitzen. Ist ein solches Körnchen in die Öffnung eingetreten, so verlängert es sich und dringt in dem Staubwege hinunter bis in den Fruchtknoten. Nun beginnt eine wichtige Veränderung in der Pflanze. In dem Fruchtknoten befindet sich nämlich eine Samenknospe, und diese bekommt durch das Hinzutreten des Blütenstaubes die Kraft zu reifen. Der kleine Fruchtknoten wird immer dicker. Unterdes führt der Wind die weifsen Blätter der Krone hinweg; die Staubfäden verdorren; der grüne Kelch wird braun und welk. Und wenn nach wenigen Tagen alle diese Teile abgefallen sind, sieht man ganz deutlich, dafs sich die Kirsche nach und nach vergröfsert. In ihrem Kern ist der Same enthalten, welcher aus der Samenkospen entstanden ist. An der reifen Kirsche ist nichts mehr von den Blütenteilen wahrzunehmen. Oben an der Kirsche aber ist eine

kleine Vertiefung oder ein feines Körnchen; hier safs der Staubweg, ehe er verdorrte und abfiel.

Ähnlich wie die Kirsche wachsen die andern Obstsorten, nur mit dem Unterschiede, dafs bei vielen der Fruchtknoten nicht in dem Kelche, sondern unter ihm sitzt. So bemerkt man oben an dem reifen Apfel einige verdorrte Blättchen; das sind die verdorrten Kelchblätter.

193. Die Wiederkehr unserer Vogelwelt aus der Fremde.

Nach Gregor Fischer u. a.

Über weite Ozeane und hohe Alpengipfel kehren die Vögel heim, jeder zu dem alten Baume, zu dem gewohnten Busche, zu demselben Dache, demselben Balken am Hause, demselben Gesimse über dem Fenster. Wunderbare Segler, ohne Kompaß, ohne Wegweiser, nur geleitet von den Strömungen der Luft, vielleicht von Hauchen des Heimatlandes, der Jugend- und Elternstätte ihres Glücks! Bald kommen sie in endlosen Scharen, wie die Drosseln und Kraniche, bald vereinzelt, wie die meisten Wasser- und Sumpfvögel. Oft ziehen die Männchen voran, wie bei den Finken und Störchen, um erst Rundschau zu halten und die Weibchen sicher in die wiedergefundenen alten Nester einführen zu können. Die Ankunft der Zugvögel hat der Volksglaube vielfach an bestimmte Tage gebunden. Ist der Winter regelmäßig verlaufen, so kommen sie auch nach alter Regel und in gewohnter Reihenfolge. Ein später Winter aber verspätet meist auch ihre Ankunft, und bei plötzlich eintretender Frühlingswärme stellen sie sich dann oft in so gedrängten Scharen ein, daß die Lüfte Tag und Nacht von tausenderlei Stimmen widerhallen. Bisweilen aber verrechnen sich auch die Vögel in der Vorausahnung des Frühlings. Wochenlang weilten sie schon auf deutschem Boden, als plötzlich ein Nachwinter mit Schnee und Frost eintrat, der ihnen die Nahrung entzog, so daß sie nur mit Mühe dem Hungertode entgingen.

Im allgemeinen erscheinen die am spätesten fortziehenden Vögel auch am frühesten wieder; Stieglitze, Hänflinge, Finken, die uns nur verlassen, wenn Schnee und starker Frost eintritt, und sich dann auch nur auf 30—50 Meilen zu entfernen pflegen, kommen meist schon ein paar Tage nach dem Wegtauen des Schnees zurück. Ihnen folgen die Zugvögel, die im südlichen Europa überwintern: die Staren, weißen Bachstelzen, Dohlen, wilden Gänse und Lerchen. Zuletzt kehren die Vögel zurück, die im warmen Afrika ihre Zuflucht suchten: die Schwalben, Wachteln, Pirole u. s. w. Die Ankunft der Staren und der Feldlerchen ist für uns eines der ersten Frühlingszeichen. Sie erfolgt im Alpenvorlande in der zweiten Hälfte des Februar, z. B. in der Gegend von Haag bei Wasserburg nach dem Mittel aus langjährigen Wahrnehmungen am 21., bzw. 20. Februar; doch währt es bis zur zweiten Hälfte des März, bis die Lerchen zu singen beginnen. Der Kuckuck läßt sich ebendort durchschnittlich am 19. April zum erstenmale hören, die Wachtel am 15. Mai. Der Storch soll, wie man sprichwörtlich sagt, nach Süddeutschland an Petri Stuhlfeier, den 22. Februar, die Schwalbe an Maria Verkündigung, den 25. März, zurückkehren. Hast du im letzten Frühling nicht beobachtet, ob diese Angaben für deine Heimat zutreffen?

194. Prinz Mai.

Hermann Mosenthal.

Kommt Prinz Mai ins Land gefahren,
macht die Runde durch den Staat;
alles putzt sich, alles schmückt sich,
alles freut sich, daſs er naht.

Frischer Teppich wird gebreitet
und mit Blumen überstreut;
grüne Ehrenpforten bauen
ihm die Wälder weit und breit.

Äpfel-, Birn- und Kirschenbäume
bilden eine Doppelreih',
tragen Kränzlein in den Haaren,
tragen Kleidlein funkelneu.

Als Vedette auf den höchsten
Zweigen sitzt die Nachtigall,
und sobald der Prinz erscheinet,
gibt sie schmetternd das Signal.

Und mit tausend Maienglocken
läutet es von fern und nah,
und es schwirrt und summt und zwitschert:
Kommt und schaut, der Prinz ist da!

Alles drängt sich ihm entgegen,
will ihn seh'n in seinem Glanz,
und das ganze Volk des Frühlings
singt: Heil dir im Blütenkranz!

Und jetzt kommt er angefahren.
Wie er strahlend um sich blickt,
wie er huldvoll winkt und lächelt,
wie er freundlich grüſst und nickt!

»Hast du dir ihn recht betrachtet?«
sagt der Spatz zu seinem Kind;
»übers Jahr, wenn er vorbeikommt,
ach, wer weiſs, wo wir da sind!«

195. Der Kuckuck.

Nach F. von Tschudi.

Wenn der Schnee schmilzt und die Baumknospen schwellen, dann läſst sich im Walde auch bald der Kuckuck hören. Aus fernem, fernem Lande, weit über das Meer und Gebirg her, aus Ägypten ist dieser Frühlingsbote gekommen; zu höchst auf einem Baumwipfel sitzt er und verkündet den Eintritt des Frühlings. — Wer hört nicht gerne seinen einfachen Ruf? Alt und jung erfreut sich daran, und der Mensch läſst sich durch Wanduhren und allerlei Spielzeug für kleine und groſse Kinder den lieben, traulichen Ton desselben wiederholen.

Jedermann spricht vom Kuckuck als einem weltbekannten Vogel, und dennoch wird es viele geben, die ihn in ihrem Leben noch nicht gesehen haben. Der Kuckuck ist nämlich sehr scheu, miſstrauisch und wild. Kaum nähert man sich einem Baume, von dem sein Ruf erklungen, so hat er sich schon lange wieder davongemacht, ist mit raschem, schwimmendem Fluge an einen andern Ort geflogen und läſst von dort sein Kuckuck! Kuckuck! erschallen. Wer es darauf abgesehen hätte, dem Rufe nachzugehen, könnte im Walde hübsch in die Irre geführt werden.

Der Kuckuck ist ungefähr so groſs wie eine Turteltaube. Kopf, Rücken und Flügel sind aschgrau, Brust, Bauch und Schwanz aber weiſs mit schwarzen Querflecken. Seiner Wendezehenfüſse wegen wird er in die Ordnung der Spechte gezählt. Er nährt sich von Baumraupen,

Mücken, Käfern und Libellen und nimmt im Notfall auch mit Beeren vorlieb. Kuckucke lieben das dichteste Gebüsch zum Aufenthalte; selten trifft man in einem weiten Umkreise mehr als ein Paar; denn sie weichen einander gerne aus.

Der Kuckuck brütet seine Eier nicht selbst aus und kümmert sich auch nicht um seine Nachkommen, sondern überläſst die Mühe und Sorge der Brut und Zucht den kleinen Singvögeln. Er würde nämlich, da er seine vier bis sechs Eier einzeln in Zwischenräumen von ungefähr einer Woche legt, mit dem Ausbrüten derselben und der Ernährung der Jungen über ein Vierteljahr zu thun haben, eine Aufgabe, welche das unruhige, unstete Tier nicht zu lösen vermag. Nie legt der Kuckuck mehr als ein Ei in dasselbe Nestchen; zwei Kuckucke könnten die Pflegeeltern nicht sättigen. Es ist merkwürdig, daſs seine Eier nie gleich aussehen, sondern an Farbe immer den Eiern derjenigen Vögel ähnlich sind, in deren Nester sie gelegt wurden. Sie werden daher nicht als Fremdlinge erkannt und von den Pflegeeltern mit der gröſsten Sorgfalt ausgebrütet. Der dem Eilein entschlüpfte Kuckuck wächst auſserordentlich rasch, und die Pflegeeltern haben über den entstandenen gröſsern Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche Zärtlichkeit, daſs sie sich fast zu Tode plagen, um ihn einigermaſsen zu sättigen. Sie denken nur an ihn, füttern nur ihn, und ihre eigenen kleinen Jungen gehen darüber zu Grunde und verschwinden aus dem Neste. Es dauert sehr lange, bis der Kuckuck sein vollständiges Gefieder hat und fähig ist, das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, so daſs der ganze Sommer darüber hingeht, und die lieben Pflegeeltern ihrem groſsen Kinde nachziehen und auch an eine zweite Brut nicht denken.

Durch seine ungeheure Raupenvertilgung ist der Kuckuck ein wahrer Hüter und unbezahlbarer Wohlthäter unserer Wald- und Obstbäume. Es ist daher thöricht, ihn zu schieſsen.

196. Der Maikäfer.

August Lüben.

Die Obstbäume haben wir eigentlich nur für uns gepflanzt; aber die Maikäfer thun, als wären sie ihretwegen da. In manchen Jahren finden sie sich so zahlreich auf ihnen ein, daß die Zweige sich fast unter ihrer Last beugen. Dann geht es den Bäumen schlecht. Was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig abgefressen. Noch ehe acht Tage vergangen sind, stehen ganze Obstanlagen entlaubt da und haben ein winterliches Ansehen. An eine Obsternte ist dann natürlich nicht zu denken. Das beste Mittel, sich dieser ungebetenen Gäste zu entledigen, besteht darin, daß man sie frühmorgens, wo sie gewöhnlich vom Tau ganz erstarrt sind, von den Bäumen schüttelt und in Gruben mit heißem Wasser tötet.

Haben sich die Maikäfer 8 bis 14 Tage dem Vergnügen hingegeben, umherzuschwärmen und Laub zu fressen, so graben sich die Weibchen,

die man leicht an den kleinen Fühlhörnern erkennt, einige Zoll tief in die Erde und legen dort an zwei bis drei verschiedenen Orten 12 bis 30 Eier. Bald darauf sterben sie. Nach 4 bis 6 Wochen schlüpfen aus den Eiern kleine, wurmartige Tierchen, die man Engerlinge nennt. Sie halten sich im Boden auf, und ihre Nahrung besteht in zarten Wurzeln. Wie die Maikäfer, so sind auch die Engerlinge äußerst gefräßig. Im Herbste gehen sie tiefer in die Erde, machen sich eine glatte Höhle und schlummern darin, bis die Frühlingssonne den Boden wieder erwärmt und die Pflanzen zu neuem Wachstume antreibt. Mittlerweile ist ihnen auch ihr Röckchen zu eng geworden. Sie kriechen nun etwas tiefer und warten, bis das Wams von selber platzt. Ist dies geschehen, so benutzt der Engerling den günstigen Augenblick und schlüpft hinaus. Ohne sein Zuthun ist ihm schon vorher unter dem alten Kleide ein neues gewachsen, ganz nach dem Muster des abgelegten. Nun steigt das verjüngte Tierchen wieder in die Höhe und fällt mit großer Begier über die Pflanzenwurzeln her. Natürlich leiden die Gewächse infolge dieser Gefräßigkeit sehr, lassen traurig die Köpfe hängen und verwelken. Darum sind der Landmann und der Gärtner den Engerlingen eben so wenig hold, wie den Maikäfern und vertilgen dieselben, wo sie nur können. Sie sehen es recht gern, wenn die Saatkrähe im Frühjahre hinter dem Pfluge hergeht und alle auffrißt, die sich in der Furche blicken lassen. So treiben die Engerlinge ihr Wesen drei bis vier Jahre lang in der Erde. Zu Ende des letzten Sommers steigen sie tiefer als jemals in dieselbe hinab, und harren der Veränderungen, die noch mit ihnen vorgehen sollen. Nach einer kurzen Rast von etlichen Tagen wird die Haut nochmal abgestreift. Aber diesmal geht nicht ein Engerling daraus hervor, sondern eine Puppe, ein Geschöpf, das weder Larve noch Käfer ist, indes doch mit letzterm die meiste Ähnlichkeit hat. Beine und Fühler sind an den Leib gezogen und zur Fortbewegung untauglich. Ebenso bleibt das sonst so gefräßige Maul in vollkommener Ruhe. Nach vier bis acht Wochen wird die Hülle wieder gesprengt, und es erscheint nun endlich das vollendete Insekt. Rumpf und Glieder sind anfangs ganz weich und blaß, erhärten aber bald und bekommen dabei die bekannte dunkle Farbe. Vom Februar an arbeiten sich die Käfer höher hinauf, besonders in frostfreien Tagen, kommen jedoch nicht eher zum Vorschein, als bis Ende April oder anfangs Mai der Tisch für sie gedeckt ist.

197. Wovon lebt der Sperling?

Lesebuch von Gregor Fischer.

Im Winter nährt sich der Sperling ausschließlich von Sämereien, besonders Getreide, dann auch mit Samen von Wegwarten, Wegerich, Vogelknöterich u. s. w. Im Frühling geht er auf die Obstbäume und beißt die Augen aus den Knospen; dann mehrt sich seine Insektennahrung. Er frißt Maikäfer, Junikäfer, Rosenkäfer, auch Raupen, besonders jene des Frostspanners und Kohlweißlings; kurz, er ist jetzt, da er auch seine Jungen fast nur mit solchem Geschmeiß auffüttert, ein sehr nützlicher Vogel. Der alte Sperling

bleibt auch bei dieser Insektennahrung fast den ganzen Sommer durch. Schon am frühesten Morgen, lange bevor der Landmann sein Tagewerk beginnt, sieht man den Graurock an Dachgesimsen, Gemäuer, Fensternischen und Fensterläden umherflattern, um die in Ritzen versteckten, von der Morgenkühle erstarrten Fliegen aufzusuchen. Die ausgeflogenen, jungen Sperlinge dagegen, die sich zu großen Schwärmen zusammenrotten, machen sich um diese Zeit gründlich unnütz. Sie fallen auf die reifen Kirschen, Johannisbeeren und Pflaumen, streifen in die Felder, wo das milchende Getreide ihre größten Leckerbissen bildet, und wo nachher allerlei Sämereien herhalten müssen. Im Herbste gehen sie endlich auch an die Trauben, und im Winter plündert alt und jung die Kornböden, welche nicht sicher verwahrt sind. Dieser Lebenswandel der Sperlinge macht es begreiflich, daß ihnen der Landmann in der Regel nicht hold ist. Allein man möge bedenken, daß der Zeitraum, während dessen der Spatz den Menschen bestiehlt, doch nur einen kleinen Teil des Jahres ausmacht. Die längste Zeit und namentlich dann, wenn er für seine Jugend zu sorgen hat, sucht und bettelt er zusammen in Hof und Garten, im Feld und auf der Landstraße, was ohne ihn ganz verloren sein würde, oder er bestreitet seinen Unterhalt von der Insektenjagd. Und in den wenigen Sommermonaten, wo er in Gärten und Feldern als Gast oder Dieb sich einstellt, nimmt er am Ende nur den Anteil der Früchte, der ihm gebührt für gute Feldpolizei.

198. Sommerlied.

Johann Peter Hebel.

1. Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben,
reine Luft für Mensch und Vieh!
Wasserbrünnlein spät und früh
müssen uns die Berge geben.

2. Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
an der Schmiele schlank und fein
glänzt der Tau wie Edelstein,
und die klaren Bächlein fließen.

3. Schlanke Bäume!
Munt'rer Vögel Melodien
tönen im belaubten Reis,
singen laut des Schöpfers Preis;
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

4. Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ähre, schwanket schön,
wenn die milden Lüfte weh'n;
und das Körnlein wächst und füllt sich.

5. An dem Himmel
strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide;
weiße Wölklein steigen auf,
zieh'n dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein geh'n zur Weide.

6. Herzensfrieden!
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O, dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höh'n
wacht und singt ein frohes Leben.

7. Schwarze Wetter
überzieh'n den Himmelsbogen,
und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
und die wilden Wasser wogen.

8. Rote Blitze
zucken hin und zucken wider,
leuchten über Wald und Flur;
bange harrt die Kreatur;
Donnerschläge stürzen nieder.

9. Gut Gewissen!
Wer es hat und wer's bewachet,
in den Blitz vom Weltgericht
schaut er und erbebet nicht,
wenn der Grund der Erde krachet.

199. Morgenwanderung.

Emanuel Geibel.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen;
da ist der Wald so kirchenstill,
kein Lüftchen mag sich regen;
noch sind nicht die Lerchen wach,
nur im hohen Gras der Bach
singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
darin uns aufgeschrieben
in bunten Zeilen manch ein Spruch,
wie Gott uns treu geblieben.
Wald und Blumen nah und fern
und der helle Morgenstern
sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
durch alle Sinnen leise;
da pocht ans Herz die Liebe auch
in ihrer stillen Weise,
pocht und pocht, bis sich's erschließt
und die Lippe überfließt
von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall
im Busch ihr Lied erklingen,
in Berg und Thal erwacht der Schall
und will sich aufwärts schwingen,
und der Morgenröte Schein
stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

200. Die Getreidearten.

Hermann Wagner.

Nicht alle Getreidearten gedeihen in jedem Lande. Sie wollen es weder zu kalt noch zu warm haben; jede Sorte hat ihre besondere Weise.

Der Hafer wagt sich am weitesten nach den kältern Ländern hin. Im rauhen Norwegen, wo weder Weizen noch Roggen mehr fortkommen, entfaltet er noch seine Blütenrispen, an denen die einzelnen Körnchen, fest mit den innern Spelzen verwachsen, wie Glöckchen herabhängen. Aus Hafermehl bäckt in den Nordländern die Hausfrau das dünne, dunkelfarbige Brot, welches wie Nudelteig oder dünner Kuchen mit dem Mangelholz ausgerollt und womöglich bei jeder Mahlzeit im Ofen frisch knusperig gebacken wird. Den meisten Hafer verzehren aber die Pferde, die treuen Arbeiter des Menschen; sie erhalten denselben gewöhnlich nicht allein, sondern gemengt mit kleingeschnittenem Stroh und Heu, sogenanntem Häcksel.

Die Gerste fällt sogleich auf durch ihre aufserordentlich langen Grannen. Sie streckt diese wie Spiefse nach oben, als wolle sie ihre Schätze verteidigen. In heifsern Gegenden, wo der Hafer nicht fortkommt, mufs die Gerste als Pferdefutter dienen; bei uns wird sie in grofsen Mengen zur Bierbereitung benutzt. Das frischgekochte Bier schmeckt zuckersüfs; aus ihm können Malzbonbons und Gerstenzucker gemacht werden. Setzt man Hefe hinzu, so kommt das Gebräu in Gärung und

wirkt dann berauschend. Der Hopfen gibt ihm einen bittern Geschmack und gröfsere Haltbarkeit. Das Gerstenstroh dient als Viehfutter.

Das wichtigste Getreide für uns ist der Roggen. Seine Halme werden viel höher als die des Hafers und der Gerste, seine Grannen sind kürzer als die der Gerste, und die Ähren erscheinen aus zwei Reihen Körnern und Spelzen zusammengesetzt. Er liefert uns vorzugsweise das Brot, und der Spiritusfabrikant stellt aus ihm Spiritus für den Apotheker her.

Je fetter der Boden wird, desto seltener zeigen sich Roggenfelder, desto häufiger wird dagegen Weizen gebaut. Seine goldbraunen, vollen Ähren wogen im Winde wie ein wellenschlagendes Meer. Die Ähren sind bei den meisten Weizensorten grannenlos, nur bei einigen haben sie Grannen von mäfsiger Länge. In jenen Ländern, wo der Weizenbau vorherrscht, wird auch das feinere Weizenbrot häufiger verzehrt. Wir verwenden das Weizenmehl vorzugsweise zu Suppen, Kuchen und feinerm Backwerk.

Dies sind die vier Grasarten, von denen die Nahrung der meisten Leute in den mäfsig warmen Ländern unseres Erdteils abhängt. Andere Länder erzeugen wieder andere Getreidearten. In allen wärmern Ländern, besonders in Ostindien und China, wird der Reis angebaut, die wichtigste Getreideart, da von ihm die meisten Menschen sich nähren. Aus Amerika stammt der Mais, der heute in allen wärmern und gemäfsigten Ländern angebaut wird. Er gedeiht auch noch in Süddeutschland. Das eigentliche Brotkorn Afrikas ist die Hirse. Selten ist eine Gegend ganz unfähig zum Anbau irgend einer Körnerfrucht.

Die meisten Völker haben auch schon in den frühesten Zeiten den Segen des Getreidebaues erkannt und dadurch den Grund zu einem behaglichern und gesitteten Leben gelegt. Sie alle feiern jährlich fröhliche Feste, wenn die Körnchen gut geraten sind, und hängen als Zeichen des Dankes gegen den himmlischen Geber am Altar den Erntekranz auf, den sie aus Getreidehalmen geflochten haben.

201. Vom Hopfen.

Friedrich Polack.

Wildwachsender Hopfen findet sich nicht allzuselten an Hecken und in Wäldern. Doch ist hier gewöhnlich sein Wuchs ohne Ansehen, und die Zäpfchen bleiben klein. Zu einer schönen, hochrankenden Pflanze entwickelt er sich leichter in den Stangen- oder Drahtanlagen der Hopfengärten, wie sie in Bayern z. B. in der Holledau und im Mittelfränkischen als Segen der Landschaft anzutreffen sind.

Die holzige Wurzel des Hopfens trotzt den Winterfrösten und schiefst jedes Frühjahr neue Triebe. Der kantige Stengel kriecht

nicht den gewöhnlichen Weg der Rankengewächse von links nach rechts aufwärts, sondern von rechts nach links. Er ist mit Stacheln bewaffnet und treibt in bestimmten Absätzen ein Blätterpaar auf langen, oft roten Stielen. Aus den Blattwinkeln entspringen Äste. Die Blätter sind drei- bis fünflappig und fühlen sich scharf an.

Der Hopfen hat zweierlei Blüten. Diese wohnen in getrennten Häusern, d. h. auf verschiedenen Pflanzen. Die einen hängen von dem „tauben Hopfen“ in grünlichen Trauben nieder; die andern sind grüne, eirunde, schuppige Zäpfchen. Unter jeder Schuppe verstecken sich gelbe, harzige Drüsen, welche einen stärkenden Duft ausatmen und das Hopfenbitter enthalten. Wenn der Bierbrauer das geschrotene Malz mit Wasser zur sogenannten Würze gemischt hat, gibt eine Abkochung aus Hopfenzäpfchen dem Getränke erst den rechten Wohlgeschmack.

202. Die Fledermaus.

Glaubrecht.

Kaum ist die Sonne gesunken, so schwirrt pfeilschnell die dunkle Gestalt der Fledermaus über dem Haupte des Wanderers. Ihr kleiner, weicher Körper hat das sammetne Fell der Maus. Auch die Hinterfüße beider Tiere zeigen viel Ähnlichkeit; aber die Vorderfüße sind ganz verschieden gebaut. Die Maus hat kurze Füße mit Krallen zum Graben; die Vorderbeine der Fledermaus hingegen sind zu Flugwerkzeugen umgestaltet. Zwischen ihren Zehen ist eine graue, zarte Haut ausgespannt, ähnlich wie das Zeug zwischen den Stäben eines Regenschirms. Diese reicht bis zu den Hinterfüßen. Sie kann ausgebreitet und zusammengeklappt werden. Mit Hilfe der Haut flattert die Fledermaus vortrefflich. Bald segelt sie in bedeutender Höhe und erschnappt dort Fliegen; gleich darauf schießt sie herunter auf das Wasser und erhascht Mücken und Käfer. Beim Insektenfange wird sie weniger durch das Auge, als durch die außerordentliche Feinheit ihres Gefühls in der Flughaut, sowie durch ihren ausgebildeten Geruchssinn und ihr feines Gehör unterstützt. Wir erkennen die kleinen Tierchen, von denen die Fledermaus lebt, selbst bei hellem Sonnenscheine nur mit Mühe; sie erspäht dieselben bei finsterer Nacht. Wir stolpern in der Dunkelheit oft auf ebenem Wege; sie schwirrt in der Nacht zwischen den Zweigen der Bäume hindurch. Von fern schon vernimmt sie das Summen des Mückenschwarms und des einsamen Käfers, sowie den leisen Flügelschlag der Eule, welche ihr mit Klaue und Schnabel droht.

Sobald der Tag anbricht, suchen die Fledermäuse ihre Schlupfwinkel auf. Einige kriechen in hohle Bäume; andere verstecken sich unter die Strohdächer der Scheunen; noch andere schlüpfen in Kirchtürme, in Ruinen oder in unbenutzte Schornsteine. Sonderbar ist die Art, wie sie ausruhen und schlafen. Sie hängen sich mit den Krallen der Hinterfüße an einem Dachsparren oder Holznagel auf; der Kopf

ist dabei nach unten gewendet. Ebenso bringen sie die kalten Tage des Winters zu. Beim Beginne desselben wickeln sie sich in ihre Flughaut wie in ein Tuch und schlafen ein. Wer unten vorübergeht, glaubt wohl, einen Fetzen Spinngewebe zu sehen; so regungslos hängen sie da. Wenn aber die ersten Käfer schwirren, dann wacht auch die Langschläferin auf und wickelt sich aus ihrer Umhüllung. Was im Winter Mantel gewesen war, wird zum Flügel und trägt sie durch die Luft.

Man sagt den Fledermäusen nach, daß sie sehr unverträglich seien; aber es ist nicht recht, daß man sie tötet. Sie vertilgen Millionen von Käfern, Raupen und Nachtschmetterlingen. Dabei haben sie noch manche andere löbliche Eigenschaft. Gar sorglich pflegt die Fledermaus ihre Jungen. Sie trägt dieselben mit sich herum, bis sie selbst ihre Flughäute gebrauchen und Nahrung erhaschen können. Mit ihren Jungen kommt sie aus den Schallöchern des Kirchturms; mit ihnen flattert sie über den Teich und durch den Kreuzgang des Klosters. Und wenn sie vor dem Morgensterne wieder in ihren Winkel heimgekehrt ist, schlägt sie die Flughaut um ihre Kinder, daß sie sicher schlafen können, bis die Sonne wieder untergegangen ist.

Wer sagt aber den jungen Fledermäusen, daß sie sich an ihre Mütter anklammern und an denselben festhalten müssen, und daß sie ihr Brot nirgends anders finden können als in der Luft? Das ist derselbe, von dem Salomo schreibt: „Gott hat beide, die Kleinen und die Großen, gemacht und sorget für alle gleich.“

203. Der Hecht.

Alfred Brehm.

Der gefürchtetste Räuber der europäischen Seen und Flüsse ist der Hecht. Besonders bezeichnend für ihn sind ein niedergedrückter Kopf und eine breitschnäblige, weit gespaltene Schnauze mit vollständigem und sehr scharfem Gebiß. Mit Ausnahme von Island findet sich der Hecht in allen Süßwassern Europas, hier und da wohl auch im Meere. In den Alpengewässern trifft man ihn bis zu etwa 1000 m über der Meeresfläche. Er weiß sich aber auch je nach dem Orte einzurichten und scheint sich in einem seichten, sumpfigen Gewässer ebenso wohl zu fühlen als in einem tiefen, klaren See. Kraft und Gewandtheit im Schwimmen, bemerkenswerte Sinnesschärfe und ungeheure Gefräßigkeit sind seine hervorstechenden Eigenschaften. Er durchschwimmt, von mächtigen Rudern vorwärts getrieben, wie ein Pfeil die Wogen, lugt scharf nach allen Seiten hin und stürzt sich mit einer fast unfehlbaren Sicherheit auf die Beute. Seine Gefräßigkeit übertrifft die aller andern Süßwasserfische. Ihm ist nichts zu schlecht: er verschlingt Fische aller Art, seinesgleichen nicht ausgenommen, außerdem Frösche, Vögel und

Säugetiere, welche er mit seinem weit geöffneten Rachen umspannen kann. Er packt den untergetauchten Kopf des Schwanes, läßt nicht los, so viel auch der stolze und kräftige Vogel sich sträuben mag, und erwürgt ihn; er schnappt nach dem Fuße oder der Hand der im Wasser stehenden oder waschenden Magd, vergreift sich in blinder Gier sogar an großen Säugetieren. Junge Gänse, Enten, Wasserhühner u. dergl. hat man oft in seinem Magen gefunden, auch Schlangen, nie aber Kröten. Von der Nahrungsmenge, welche der Hecht verbraucht, gewinnt man erst eine Vorstellung, wenn man den Räuber in Gefangenschaft hält und seinem ewigen Heißhunger zu genügen sucht. Seine Freßlust ist geradezu unersättlich.

Die Laichzeit des Hechtes fällt in die ersten Monate des Frühjahres, beginnt oft bereits anfangs März, kann sich aber auch bis zum Mai verzögern. Die Eier werden auf seichten, mit Rohr und andern Wasserpflanzen bewachsenen Stellen der Gewässer abgelegt und sind bereits nach wenigen Tagen gezeitigt. Von den Jungen findet ein guter Teil im Magen älterer Hechte sein Grab; ein anderer fällt den Geschwistern zum Opfer, welche um so schneller heranwachsen, je mehr sie Nahrung finden.

In früherer Zeit stand das Fleisch des Hechtes in geringem Ansehen; gegenwärtig hält man einen gut zubereiteten Hecht in Ehren und verfolgt den Raubfisch dem entsprechend und nicht bloß des Schadens halber, welchen er anrichtet.

204. Der Alpenjäger.

Friedrich von Schiller.

1. Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
nährt sich von des Grases Blüten,
spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, lafs mich gehen,
jagen nach des Berges Höhen!“

2. Willst du nicht die Herde locken
mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
in des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, lafs mich gehen,
schweifen auf den wilden Höhen!“

3. Willst du nicht der Blümlein warten,
die im Beete freundlich steh'n?
Draufsen ladet dich kein Garten,
wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Lafs die Blümlein, lafs sie blühen!
Mutter, Mutter, lafs mich ziehen!“

4. Und der Knabe ging zu jagen,
und es treibt und reifst ihn fort,
rastlos fort mit blindem Wagen
an des Berges finstern Ort;
vor ihm her mit Windesschnelle
flieht die zitternde Gazelle.

5. Auf der Felsen nackte Rippen
klettert sie mit leichtem Schwung,
durch den Rifs gespalt'ner Klippen
trägt sie der gewagte Sprung;
aber hinter ihr verwogen
folgt er mit dem Todesbogen.

6. Jetzo auf dem schroffen Zinken
hängt sie, auf dem höchsten Grat,
wo die Felsen jäh versinken,
und verschwunden ist der Pfad,
unter sich die steile Höhe,
hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
fleht sie zu dem harten Mann,
fleht umsonst; denn, loszudrücken,
legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
schützt er das gequälte Tier.
„Mufst du Tod und Jammer senden,“
ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
was verfolgst du meine Herde?“

205. Der Steinadler.

Nach F. von Tschudi.

Von den Adlern des Gebirges ist der Steinadler der am allgemeinsten verbreitete. Er ist durch Gröfse und Haltung ausgezeichnet, wird bis 1 m lang und mifst mit ausgespannten Flügeln über 2 m. Das Männchen ist gewöhnlich etwas kleiner und lichter gefärbt als das Weibchen. Es sieht von fern fast ganz schwarz aus, ist aber eigentlich dunkelbraun. Hinterkopf und Nacken sind rostfarbig; der Schwanz ist an der Wurzel weifs, dann aschgrau und schwarzgefleckt, mit breiter, schwarzer Endbinde. Je älter der Vogel wird, desto mehr bräunt sich sein Gefieder ab; er wird deshalb, wenn er alt ist, auch Goldadler genannt. Der Schnabel des Adlers ist hornblau, mit gelber Wachshaut gesäumt und von der Mitte an gekrümmt. Die Augen sind goldfarbig, im hohen Alter feuerfarben. Der Lauf ist bis an die Zehen mit kurzen, derben, lichtbraunen Federn dicht besetzt, was ihn von ähnlichen Arten sicher unterscheidet. Die Krallen sind schwarz, grofs und sehr spitz, die hintern 7 cm lang, also zum Fassen der Beute wohlgeschaffen.

Der Steinadler ist kühner, rüstiger und lebhafter als der Lämmergeier und unterscheidet sich auch durch seinen hüpfenden Gang von diesem. Stundenlang scheint er in unermefslicher Höhe am blauen Himmel zu hängen und ohne Flügelschlag in weiten Kreisen dahin zu schweben. Mutig, kräftig, klug, scharfsinnig und von so feiner Witterung, dafs er hierin kaum vom Kondor übertroffen wird, ist er zugleich aufserordentlich scheu und vorsichtig. Er späht meist einsam, seltener mit seinem Weibchen der Nahrung nach. Sein helles »Pfülüf« oder »Hiähiä« klingt weit durch die Lüfte und erfüllt das kleinere Geflügel

mit Schrecken. Wenn er sich seiner Beute nähert, läſst er oft ein »Kick-kack-kack« hören, senkt sich allmählich festen Blickes auf sein Opfer und stöſst dann blitzschnell in schiefer Linie auf dasselbe. Keines unserer kleinen Tiere ist vor seiner Kralle sicher. Rehkälber, Hasen, wilde Gänse, Lämmer, Ziegen, die er kühn vor Ställen und Wohnungen wegholt, Füchse, Dachse, Katzen, Feld- und Waldhühner, Hunde, Störche, zahmes Geflügel, selbst Ratten und Mäuse sind ihm angenehm, vorzüglich aber Hasen, die er seinen Jungen stundenweit mit ungeschwächter Kraft zuträgt. Den Vierfüſser rettet der flüchtige Lauf nicht, eher den kleinen Vogel der hastige Flug. Der Adler setzt seine Jagd mit ebenso groſser Beharrlichkeit wie List fort und ermüdet das flinke Rebhuhn und die rasche Waldschnepfe durch unermüdete Verfolgung. Oft jagt er dem Wanderfalken seine Taube, dem Habicht sein Haselhuhn ab. Wo er einmal Beute gemacht, dahin kehrt er gern zurück. Im Winter stöſst er oft auf Aas. Er kann vier bis fünf Wochen lang hungern, ohne völlig erschöpft zu werden.

An den unzugänglichsten Felsenrändern und lieber im Innern des Hochgebirges als in den Vorbergen, in alten Eichen- und Kieferwäldern, in der Nähe von Flüssen baut er aus groben Prügeln, Stengeln, Heidekraut und Haaren einen roh gefügten Horst und besetzt ihn mit drei bis vier weiſsen, braungesprenkelten, sehr groſsen Eiern. Den Jungen bringen die Eltern allerlei Wildbret, besonders Hasen und Murmeltiere, und zerfleischen es vor ihren Augen am Rande des Nestes. Sie sollen ihnen sogar junge Reiher auf drei bis vier Meilen zutragen.

Man hat oft gestritten, ob die Steinadler gelegentlich auch auf Kinder stoſsen. So selten dies geschehen mag, so ist doch der Vogel mutig und stark genug dazu. Sicher aber ist, daſs diese gierigen Adler in Gemeinschaft oft ein Schaf oder eine Ziege anfallen, und nur selten entgeht ihnen das Tier. Sie sind die Herren ihres Reviers. Kein Vogel schadet ihnen, überhaupt kein Tier, auſser ihr eigenes Ungeziefer. Um so gefährlicher wird ihnen der Mensch. Der Adler wird teils mit Kugeln oder starkem Schrot geschossen, teils in Fallen und Netzen gefangen.

206. Alpenrosen und Edelweiß.

Nach Hermann Wagner.

An Bergabhängen der obern Alpenreviere hin zieht sich die Blumenpracht der Alpenrosen. Aus dem glänzend frischen Laube quellen dichte Blumensträuße im feurigsten Purpur. Die länglichrunden, zollangen Blätter hat der Morgentau sauber gewaschen. An den fünfteiligen Blumenkronen, die wie Kelche aus Rubinen schimmern, hängen noch die feinen Nebeltröpfchen gleich einem Silberbesatze, und die Staubgefäße, je zehn in einer Blüte, schauen hervor, als seien sie aus Gold-

draht gemacht, das Meisterstück eines Hofjuweliers. Auf dem weichen Moospolster unter den mehr als fußhohen Büschen der Alpenrosen liegen zahlreiche kleine, braune Schuppen. Sie hüllten während des Winters, da der Schnee ellenhoch lag, die Knospen des Strauches schützend ein. Als aber die warme Maisonne und der Föhn den weißen Teppich wegnahmen und die Knospen sprangen und sich streckten, fielen die Winterschuppen zur Erde. Die jungen Zweiglein mit hellgrünen Blättern schossen empor und purpurne Blütenpracht breitete sich aus, als ob sie den Bergsteiger einladen wollten: „Pflücke mich!"

Der „Boschen", den der letztere zu Thale trägt, ist aber nochmal so schön, wenn in seiner Mitte das Edelweiß nicht fehlt. Höher oben als die Alpenrose, an den Felsen kahlhäuptiger Berge sproßt diese gesuchteste Blume der Alpen. Ihre Blätter tragen einen weichen Pelz aus dichten, weißen Haaren, und die Hüllblätter des Blütenkopfes sehen so wunderbar weich und zart aus, als wären sie aus Holundermark oder weißem Sammt gearbeitet. Das Blümchen erhält durch dieses Haarkleid ein fremdartiges und zartes Ansehen, das es, wenn man es pflückt und preßt, jahrelang unverändert bewahrt. Der Alpenbewohner liebt deshalb sein Edelweiß ebenso sehr, wie der Flachländer das Vergißmeinnicht; es ist ihm ein Sinnbild unvergänglicher Treue.

207. Büschelfrauentag.

Nach Anton Forsteneichner.

„Morgen ist der Büschelfrauentag!" Das ist für die Mädchen des Isarwinkels ein goldener Ruf. Schon in aller Frühe geht's am Vorabend des 15. August hinaus aufs Feld und auf die Wiesen, durch Auen und Wald, ja, selbst in die Berge hinein. Denn die Mädchen wissen gut, daß es Stunden braucht, bis manches Kräutlein gesucht und geholt ist, und zu traulichem Spiel, zu fröhlichem Lied und zu einem Geschichtchen soll doch auch noch Zeit übrig bleiben. In des Büschels Mitte soll der „Himmelbrand" kommen, d. i. die Königskerze. Um ihn sollen sich anschmiegen Ähren vom Felde, Rauten, Gürtler und Zwiebelblüten vom Hausgärtchen, Frauenkraut von der Wiese, Hirschzunge und Nachtschatten vom Walde, Meisterwurz und Steinraute von der Alpe. Die uralten Hausmittel für Krankheiten dürfen ja nicht fehlen; das sind der Wohlmut und der Wermut, das St. Johanniskraut, das Tausendguldenkraut, die Kamille und die Schafgarbe. Der ganze Büschel ist umheckt von den Zweigen der Haselnußstaude. Ewigkeitsblumen, Nelken u. s. w. sind als Zierde darunter gestreut.

Am andern Morgen bietet sich in der Kirche ein gar liebliches Bild. Der Geistliche steht im Festschmuck an den Stufen des Altares. Vor ihm breitet sich ein Blumengarten aus, — es sind die Blütensträuße in den Händen der Mädchen. Und der Priester erhebt die Hände und segnet betend, was die Kräuterbüschel im kleinen darstellen: Feld und Wald, Wiesen und Gärten und Alpen. Der geweihte Büschel wird zu Hause sorgsam aufbewahrt und ist für groß und klein eine stete Mahnung, daß jede gute Gabe von oben kommt, und daß an Gottes Segen alles gelegen ist.

208. Die Linde.

Nach E. A. Roßmäßler.

Die majestätische Linde verirrt sich nur selten in Waldungen und kommt mehr in der Nähe der menschlichen Wohnungen vor. Sie will frei stehen und sich geltend machen, wozu auch kein Baum so sehr berechtigt ist als sie, Buche und Eiche ausgenommen. Unter allen Laubbäumen erreicht sie wohl das höchste Alter. Wir alle kennen eine oder die andere Riesenlinde in der Nachbarschaft einer Dorfkirche oder im Hofe einer Schloßruine. Ihr meist nicht sehr hoher, kräftiger Stamm mit fast regelmäßig tiefgefurchter Rinde teilt sich in einige gewaltige, schier gerade aufstrebende Äste. Diese wölben sich oben in der blauen Luft zum mächtigen, weit ausgreifenden Schirmdache, in dessen Gezweig Bienen summen und im Juni eine reiche Ernte halten. Jedes Blatt ist ein Herz; hundert davon gehen auf jeden der Dorfbewohner, die alle zusammen ihre alte Linde so sehr lieben und des Abends in ihrem Schatten von der Ernte plaudern oder die Dorfangelegenheiten beraten, während auf dem Dächlein seines Häuschens, das auf langer Stange noch über den höchsten Wipfel hinausragt, der Star sein Abendlied flötet.

Es gibt zweierlei Linden, die großblätterige oder Sommerlinde und die kleinblätterige oder Winter-, auch Steinlinde. Man pflanzt sie wegen ihres schönen Aussehens, sowie wegen des dichten Schattens, den sie gewähren, besonders gerne in Alleen und Laubgängen. Das Lindenholz ist weich, weiß und sehr feinfaserig und daher zu Tischler-, Drechsler- und Schnitzarbeiten sehr gesucht. Die daraus gebrannte Kohle wird zur Bereitung des Schießpulvers verwendet und unter dem Namen Reißkohle zum Zeichnen gebraucht. Die innere Rinde oder der Bast besteht aus äußerst zähen Fasern, und man behandelt sie daher auf ähnliche Weise wie den Flachs, indem man sie röstet oder längere Zeit ins Wasser legt. Es werden dann Taue, Matten und verschiedene andere Geflechte daraus verfertigt. Auch dient sie in der Gärtnerei zu Pfropfbändern und überhaupt zum Binden. Die Blüten der Linden haben nicht nur einen sehr angenehmen Geruch, sondern bieten auch neben denen des Buchweizens die Hauptnahrung der Bienen. Frisch gesammelt und getrocknet, geben sie einen gesunden, leicht schweißtreibenden und krampfstillenden Thee.

209. Die Bedeutung des Waldes im Haushalt der Natur.

Wetzels Lesebuch.

Die Luft, welche über weiten Waldstrecken steht, wird mehr abgekühlt, als die über baumlosen Gegenden. Durch die Abkühlung verdichten sich die Wasserdünste über den Wäldern und fallen in häufigen Regengüssen auf diese nieder. Die Wälder wirken also günstig auf die Entstehung des Regens ein.

Der durch die Baumwurzeln aufgelockerte Boden nimmt das Regenwasser willig auf; die faulenden Blätter und Moose, welche häufig den Waldboden bedecken, halten die Feuchtigkeit fest wie ein Schwamm; das Laubdach der Bäume verhindert, dafs die Sonnenstrahlen die Erde austrocknen. Aus diesen Gründen ist der Waldboden beständig mit Wasser gesättigt. Dieses Wasser nährt manche Quellen in der Erde und verbreitet durch sie Fruchtbarkeit weit umher. Es kann uns deshalb nicht wundern, dafs da, wo man die Wälder ausrottet, die Länder ihrer Fruchtbarkeit beraubt werden. So bedeckten in alter Zeit herrliche Bäume die Berge Griechenlands; das wohlbewässerte Land trug Früchte im Überflusse und ernährte eine zahlreiche Bevölkerung. Aber die Menschen zerstörten selbst mutwillig ihr Glück. Sie verwüsteten die Wälder, und mit diesen verschwanden die segenspendenden Bäche. Nun lechzten die ausgedörrten Ebenen nach Wasser. Der Regen fiel in geringer Menge auf das Land, und wenn er kam, so wurde er vom Boden nicht mehr festgehalten und nicht mehr den verborgenen Quellenkammern zugeführt, sondern er schwemmte nach und nach das lockere Erdreich von den Abhängen der Berge und machte diese dadurch unfruchtbar. Wenn die warme Frühlingsluft die baumlosen Höhen berührte, so wurde der Schnee nicht mehr allmählich unter dem kühlenden Schirme der Wälder aufgetaut und vom Waldboden aufgesogen. Er wurde plötzlich in Wasser verwandelt, und dieses stürzte mit rasender Eile auf die Ebene herab und brachte Verderben weit und breit.

Für die Thäler, welche sich an Hochgebirgen hinziehen, sind die Wälder auf den Anhöhen der Berge von grofser Wichtigkeit, weil sie dem Lawinensturze eine Wehr entgegenstellen. Darum lebt auch in solchen Gegenden die fromme Sage im Volke, dafs die Bäume bluten, wenn man mit der Axt einen Streich darauf führt, und dafs dem, der sie mutwillig beschädigt, die Hand aus dem Grabe wachse.

Die Wälder brechen die Kraft und vermindern die Verheerungen der Sturmwinde. Am Meeresufer festigen sie den Boden, binden die Dünen und sichern so die Bewohnbarkeit der Küsten.

Wir dürfen also annehmen, dafs ohne den wohlthätigen Einflufs des Waldes G ä r t e n, W i e s e n und F e l d e r n i c h t oder nur s c h w e r z u e r h a l t e n w ä r e n. Die Überschwem-

mungen, welche fast jährlich die Ufer der Elbe, des Rheins und so vieler anderer Flüsse heimsuchen, werden von Sachverständigen der Verwüstung der Wälder zugeschrieben, welche früher im Quellgebiet dieser Flüsse Berge und Hügel bedeckten. Auch unser Bayerland würde grofsen Schaden haben, wenn man alle Waldungen ausrottete, welche noch so viele seiner Anhöhen schmücken.

210. Aus dem Walde.

Emanuel Geibel.

1. Mit dem alten Förster heut
bin ich durch den Wald gegangen,
während hell im Festgeläut
aus dem Dorf die Glocken klangen.

2. Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
fast als ob's der ganze Hag
wüßte, daß es Sonntag wäre.

3. Und wir kamen ins Revier,
wo umrauscht von alten Bäumen
junge Stämmlein sonder Zier
sproßten auf besonnten Räumen.

4. Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

5. Denn es gilt ein ewig Recht,
wo die hohen Wipfel rauschen;
von Geschlechte zu Geschlecht
geht im Wald ein heilig Tauschen.

6. Was uns not ist, uns zum Heil
ward's gegründet von den Vätern:
aber das ist unser Teil,
daß wir gründen für die Spätern.

7. Drum im Forst auf meinem Stand
ist mir's oft, als böt' ich linde
meinem Ahnherrn diese Hand,
jene meinem Kindeskinde.

8. Und sobald ich pflanzen will,
pocht das Herz mir, daß ich's merke
und ein frommes Sprüchlein still
muß ich beten zu dem Werke:

9. Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euern Kronen,
rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

10. Und ihr Enkel, still erfreut,
mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
wie's mit frommem Dank mich heut
an die Väter will gemahnen."

11. Wie verstummend im Gebet
schwieg der Mann, der tief ergraute,
klaren Auges, ein Prophet,
welcher vorwärts, rückwärts schaute.

12. Segnend auf die Stämmlein rings
sah ich dann die Händ' ihn breiten;
aber in den Wipfeln ging's
wie ein Gruß aus alten Zeiten.

211. Die Lärche.

Ludwig Solereder.

Die Lärche ist so recht ein Luft- und Lichtbaum und ein freudiger Sohn der Berge. In einer Höhe von 1000 und selbst 1800 m über dem Meere, wo sonst kein Baum mehr gedeiht und nur Sträucher noch fortkommen, da erhebt sie noch ihren schlanken, hohen Stamm und läfst die feinen, zartbenadelten Zweige wie eine Fahne mutig in den rauhen Bergwinden wehen. Ja, sie fordert geradezu eine rauhe Lage; in dem warmen Klima der Ebene, in den Baumgärten, wo sie als Zierbaum gepflanzt wird, kränkelt sie, erlangt nie das kräftige Aussehen wie auf den Bergen, und verfällt meistens einem frühen Tode.

In der Jugend wächst die Lärche am schnellsten. Ihr Stamm macht an seinem untern Ende von der Wurzel aus oft eine Biegung und steigt erst dann senkrecht empor. Dieser säbelförmige Wuchs beeinträchtigt einigermafsen den Bauholzwert der Lärche. Ihre Rinde ist rauh und rissig, und, soweit sie nicht von Flechten verhüllt wird, braungrau. Die Krone der Lärche ist pyramidal. Sie hat dünne, weit ausgreifende, meist fast horizontale, am Ende aufwärts gebogene Äste, an welchen die feinen Verzweigungen abwärts hängen. Der Gipfeltrieb ist oft aufserordentlich lang und hängt oben über, da er meist auch sehr dünn ist. Die Nadeln stehen an den jungen Trieben einzeln, an den ältern büschelweise. Sie unterscheiden sich von denen der Fichte und der Tanne durch zarte, krautartige Beschaffenheit und helleres Grün. Ein noch gröfserer Unterschied besteht aber darin, dafs die Nadeln der Lärche im Herbste abfallen und alljährlich sich erneuern. Im Winter steht der Baum kahl und wie trauernd da. Der Same liegt in kleinen Zapfen. Er reift zu Ende Oktober. Wenn er ausgeflogen ist, bleiben die leeren Zapfen meist noch mehrere Jahre an den Zweigen.

Von der Lärche erhalten wir vortreffliches Werk- und Nutzholz, das sich besonders zu dauerhaften Gefäfsen für Flüssigkeiten eignet. Sie bekommt, ähnlich der Föhre, im Alter rotes Holz. Dieses wird um so höher geschätzt, je weiter vom Mark aus die rote Schicht gegen den scharf abgegrenzten weifsen Splint grenzt. Solche Bäume heifsen Steinlärchen und werden für Maischbottiche der Bierbrauer teuer bezahlt. Sie machen die Reise als Flofsfracht auf der Isar, dem Inn und der Donau nach Wien. — Besondere Bedeutung hat die Lärche als Harzbaum. Sie liefert den feinsten venetianischen Terpentin. Dieser sammelt sich vorzugsweise in innern Rissen des Holzes und wird dadurch gewonnen, dafs man im Frühjahre mit einem zollstarken Löffelbohrer wagrechte Röhren bis ungefähr an das Mark bohrt und dieselben dann mit einem Pfropfen verschliefst. Bis zum Herbst füllen sich die Röhren mit Harz. Nachdem dies mit einem löffelförmigen Eisen herausgeschöpft wurde, pfropft man das Loch wieder sorgfältig zu. Eine solche Röhre gibt 20—30 Jahre hintereinander Harz, und dabei erleiden die Bäume keinen Schaden, wenn man die Löcher immer verschlossen hält.

212. Der Fliegenschwamm.

Nach P. Kummer.

Mancher geht achtlos an den Pilzen vorüber und ahnt nicht, welche heimliche Waldfreude er übersieht. Sicherlich kennt aber jedermann den einen, dessen Giftigkeit bei vielen die ganze Familie der Pilze in Verruf gebracht hat. Dieser allbekannte ist aber auch sozusagen der König der Pilze, der seinen scharlachroten Krönungsmantel erst aus-

breitet, wenn das ganze übrige Heer in Flur und Wald schon versammelt ist. Hochstrunkig und formenprächtig steht er als Herrscher über ihnen da, — der Fliegenschwamm.

Überall unter Gebüschen und Hecken, am Saum der Wälder wie im tiefsten Dickicht leuchtet er hervor mit dem Scharlach seines Hutes. Dieser ist mit weißen Flecken pantherfellartig überstreut; auf seiner Unterseite trägt er zahlreiche, schneeweiße Blattstreifen. An den Wandungen derselben entwickeln sich als Fruchtlager mikroskopische Sämchen, die späterhin als weißer Staub herausfallen. Der Hut gipfelt auf einem fußhohen und fingerdicken Strunke oder Stiele, der mit einer schlaff hängenden Manschette verziert ist; an seinem Fuße ist er umhüllt von einer weißlichen, kelchartigen Scheide, deren Vorhandensein das besondere Merkmal der ganzen Fliegenpilzgattung ausmacht.

Die seltsame Tracht ist das natürliche Ergebnis seiner Entwicklung, und es ist interessant, sich davon zu überzeugen. Wenn wir uns im Walde umsehen, so kann es nicht fehlen, daß wir da auch Exemplare finden, die noch wenig ausgebildet sind. Sie erscheinen als ein warziger, weißer Knollen, und in dem Knollen ist ähnlich, wie der Dotter eines Eies vom Eiweiß umschlossen ist, der eigentliche Pilz noch geschlossen von einer Haut umgeben. Diese platzt bei der weitern Entwicklung, besonders indem der Stiel sich verlängert. Ihre untere Hälfte bildet dann jene Scheide, die den Fuß des Stieles umhüllt; ihre obere Hälfte haftet auf der Hutoberfläche und zerreißt, je mehr diese sich dehnt und vergrößert, in flockenartige Fetzen, zwischen denen das Scharlach des Hutes nunmehr sichtbar wird. Aber es ist noch ein Organ zu beachten; nämlich auch die Hutunterseite war von einer weißen Haut umspannt, dem sogenannten Schleier, welcher die Blattstreifen verhüllt. Der Schleier reißt bei der Reife genau am Hutrande ab, schlägt sich zurück und bleibt nun als Manschette abwärts am Stiele hängen. Jetzt ist der Pilz fertig und prangt als zieratbehangenes Meisterstückchen der Natur im moosigen Waldgrunde.

Er enthält einen Giftstoff, mit dem nicht zu spaßen ist. In größern Mengen genossen, verursacht er Übelkeit, Schmerzen im Leibe, Erbrechen und Krämpfe. Viele Erfahrungen liegen vor, wonach er geradezu tödlich wirkt. Keine Regel freilich ohne Ausnahme. Manche Tiere können ihn ohne Schaden genießen; Eichhörnchen und Mäuse naschen an ihm, Schnecken sehen wir nicht selten auf ihm sitzen, und den Maden von Käfern und Schwammfliegen ist er sogar die von der Natur vornehmlich angewiesene Nahrung. Hingegen finden die meisten Fliegen einen sichern Tod, wenn sie von dem Absud naschen, welchen die Hausfrau aus ihm bereitet und mit Zucker versüßt. Versuche an Hunden und Katzen haben ebenfalls die Giftigkeit des Pilzes erwiesen. Und wie gefährlich er den Menschen werden kann, dafür sind traurige Beispiele genug vorhanden.

213. Die Ameisen.

Nach Kieſsling und Pfalz und Gregor Fischer.

Die meisten Ameisen leben gesellig und bilden Tierstaaten, welche aus dreierlei Individuen bestehen, aus geflügelten Weibchen und Männchen und aus ungeflügelten Arbeitern. Nur durch gemeinsames Handeln und groſse Rührigkeit wird es ihnen möglich, ihren umfangreichen Wohnbau aufzuführen und zu verteidigen.

Die Ameisenstädte werden in oder über der Erde, auf Binsenbüscheln und morschen Bäumen angelegt und enthalten zahlreiche Abteilungen, Galerien, Querstraſsen und Stockwerke. Die Ameisenhaufen tropischer Gegenden haben oft 3 bis 6 m im Durchmesser und bergen Hunderttausende von Bewohnern; die unsrigen sind bei weitem kleiner, und ihre Bevölkerung ist weniger zahlreich. Die gröſsten Kolonien bildet unsere Waldameise.

Um die zahlreichen und anspruchsvollen Jungen aufziehen zu können, ist Arbeitsteilung nötig. Die Eier werden stets in groſsen Mengen abgelegt; deshalb ist es für die eierlegende Ameise unmöglich, die Brutpflege zu übernehmen. Das thut die Schar der Arbeiter. Ein Teil derselben bringt die Eier in eigene Gemächer und versorgt sie dort; andere nähren die kleinen, unbehilflichen Maden, lecken sie rein, pflegen sie zärtlich wie Wickelkinder und unterstützen sie beim Hautwechsel. Wieder andere schaffen die Puppen, die sogenannten Ameiseneier, in die dafür bestimmten Räume und tragen sie bei Witterungs- und Wärmewechsel an eine andere Stelle des Baues. Die Arbeiter halten auch die Städte rein. Sie führen Krieg mit Nachbarstaaten, rauben denselben die Puppen und bringen sie in ihre Bauten, damit ihnen die ausschlüpfenden Arbeiter als Sklaven dienen.

Zum Unterhalte wählen die Ameisen vor allem süſse Stoffe, Obst und Honig, Zucker und Sirup, süſse Pflanzensäfte und den Honigsaft, welchen Blatt- und Schildläuse absondern. Auch tierische Stoffe benagen sie gerne, z. B. tote Mäuse, Maulwürfe u. s. w. Ebenso verzehren sie, wie es scheint, lebende und tote Insekten in Menge und schaffen in unsern Wäldern groſsen Nutzen, indem sie die jungen Triebe von schädlichem Ungeziefer befreien.

Soweit sie auch von ihrer Wohnung fortwandern, so verirren sie sich doch nicht. Macht man den Weg hinter ihnen unkenntlich, so stutzen sie, verfehlen aber die Richtung nach der Heimat nicht. Die Bewohner eines Staates hängen mit seltener Freundschaft aneinander und erkennen sich nach monatlanger Trennung wieder.

214. Goldene Tierschutzregeln.

Franz Bonn.

1. Wohl ist das Tier dir untergeben
zum Dienste als ein treuer Knecht;
doch nimmst du grundlos ihm das Leben,
verletzest du ein heilig Recht.

2. Denk, wie genügsam und geduldig
das Tier stets ist zum Dienst bereit;
drum bist Geduld auch du ihm schuldig
und gute Pflege jederzeit.

3. Lafs nie die Wahrheit dir entschwinden:
„Wie du, so fühlt den Schmerz das Tier!“
Denk stets: „Was würde ich empfinden,
geschähe wie dem Tiere mir?“

4. Quäl nie ein Tier auf steilem Wege
durch rohen Schlag und schwere Last;
doch sei auch sorgsam in der Pflege,
gib Nahrung ihm und gönn ihm Rast!

5. Erspar dem Tiere alle Qualen,
wenn du's vor Pflug und Wagen spannst;
vor Frost und heifsen Sonnenstrahlen
beschütze es, so gut du kannst.

6. Es kann das kranke Tier nicht klagen,
drum hilf ihm du zu jeder Frist;
und kann's auch nicht „Vergelt's Gott!“ sagen,
glaub, dafs der Lohn dir sicher ist.

7. Ist's dein Beruf, ein Tier zu töten,
vollziehe sicher deine Pflicht,
denk an des eigenen Todes Nöten
und quäl das arme Opfer nicht!

8. Der Vögel Nester sollst du schonen,
und bringt der Winter bittre Not,
so streue du, es wird sich lohnen,
den armen, lieben Vöglein Brot.

9. Der Wurm selbst, der im Staub sich windet,
er sei verschont von deinem Tritt;
denn auch das kleinste Tier empfindet
die süfse Lust des Lebens mit.

10. Des Tieres Schutz sei deine Sache;
denn, wenn es auch nicht reden kann,
ruft das gequälte Tier zur Rache
mit stummem Blick den Himmel an.

215. Der Herbst.

Ludwig Solereder.

Der Wind weht über die Stoppeln. Die Tage werden kürzer; der Herbst ist da. Er ist nicht prächtig, glänzend, duftig wie der Frühling und Sommer, aber lieblich, mild, voll Gottes Segen. Die Herbstsonne sticht nicht, wie die Sommersonne; sie scheint lind und warm; ihr Licht ist nicht so grell, das Auge überreizend wie jenes, sondern sanft, hat einen Goldton. Der Morgen ist schon kühl; die

Sonne kämpft mit dichtem Nebel; erst gegen Mittag durchbricht sie ihn. Tiefblau tritt dann der Himmel hervor; klar und durchsichtig ist die Luft; in scharfen Umrissen liegt die Landschaft vor uns. Wir ersteigen den nächsten Hügel. Weithin schweift der Blick über wellenförmiges Land, hinter dem in vieltoniger Abstufung blaue Berge sich erheben.

Die Bäume auf jenem nahen, dichtbewaldeten Hügel haben ihr Abschiedskleid angethan, ein jeder in anderer Farbe. Schon sind einzelne Laubpartien der Weißbuche gelb geworden; die Rotbuchen haben das tiefe, ernste Grün ihrer vollen, gerundeten Kronen mit einem warmen Braunrot vertauscht. Wie einzelne gelbe Flammen leuchten die zarten Wipfel der bereits ganz entfärbten Birken; hier und da sticht der purpurrote Baumwipfel einer Vogelkirsche brennend hervor, und im reinsten Schwefelgelb heben sich die Kronen einiger Ahorne von dem düstern Braun der Eichen ab.

In Busch und Wald sind die schmetternden Lieder der Vögel, in Feld und Wiese ist das Gesumm der Insekten verstummt. Die Sänger sind in südliche Länder gezogen; die Insekten und andere Tiere haben den bergenden Schoß der Erde gesucht, um sich daselbst zu langem Schlafe niederzulegen. Aus der Tiefe des Waldes jedoch klingt wie aus fernen Welten zarter Vogelgesang. Es sind die feinen Stimmchen der Meisen und Goldhähnchen, welche über den Abschied der Schwestern zu klagen scheinen.

Verschwunden sind die Blumen auf Wiese und Feld. Nur das unverdrossene Maßliebchen und die blaßrote Zeitlose schmücken noch den grünen Wiesenteppich. Am Wege steht die weißrötliche Schafgarbe, die blaue Wegwarte, und auch das Täschelkraut, der Bienensaug, das Kreuzkraut, das Rispengras, der Hühnerdarm und andere Unkräuter harren mutig aus und lassen sich selbst durch den eisigen Hauch des hereinbrechenden Winters nicht immer töten. Im Garten prangt heute noch prächtig die stolze Georgine; doch morgen schon sehen wir sie erfroren zusammengebrochen.

Ein freundliches Bild auf der stillgrünen Herbstwiese gewährt die ruhig weidende Herde. Traulich tönt das Schellengeläute der Kühe in die Ferne. Den alten Mantel umgeworfen, den Schlapphut auf dem Kopf, steht der Hirt, auf seinen Stab gelehnt, am Bache, über den der Erlenbusch sich neigt.

Wie schlanke, weiße Geisterchen schweben vor uns durch die ruhige Luft des „fliegenden Sommers" zarte Fäden; es sind die vom Winde zusammengefegten Gewebe, die von tausend und tausend Spinnlein als Fallstricke für die Insekten über Stoppelfeld und Wiese gesponnen wurden. Durch den blauen Himmel hin zieht der wandernde Storch und schwebt die silberne Wolke.

Horch! Was tönt so lustig aus dem Dorf herüber? Es ist der Kinder Jubelruf, der Winzer Freudenlied. Aus dem Obstgarten sind sie heimgekehrt und aus dem Weinberg, reich beladen mit Früchten, die der Herbst gereift, voll Duft und Saft. Oft ist der Winzer die steinigen Staffeln des Weinbergs hinangestiegen und hat

im heißglühenden Sonnenstrahl gehackt, beschnitten, gebunden; mancher saure Schweißtropfen ist ihm von der Stirne geronnen; jetzt steigt er fröhlich, mit der süßen Last auf dem Rücken, die Stufen herab; blaue und goldene Trauben grüßen aus der vollen Butte.

Die Sonne ist inzwischen hinter den Bergen versunken, und ein frischer Luftzug empfängt uns beim Hinabsteigen in das Thal. Wie glänzen die Fenster der Häuser des Dorfes im Abendgolde! Immer tiefer färbt sich das Blau des Himmels. Ein feuriges Abendrot glüht über der herbstlichen Landschaft; bald steigt weißer Nebel aus Moor- und Wiesengründen auf; die Nachtluft weht kalt. Im schwarzen Dickicht der Tannen, im feuchten Erl- und Weidenbusch dämmert gespensterhaft schwaches Mondlicht.

216. Obstbaumzucht.

Joseph Heinrichs Lese- und Sprachbuch.

Der Anbau der Obstbäume wird in mancher Gegend noch immer sehr vernachlässigt. Jeder ifst zwar gern Äpfel, Birnen und andere Früchte; viele aber, die Gelegenheit zur Obstbaumzucht hätten, kaufen lieber das Obst oder entbehren es ganz als dafs sie auf ihrem eigenen Grund und Boden Bäume ziehen, Wenn dadurch bedeutende Auslagen verursacht und grofse Mühe in Anspruch genommen würde, so liefse sich das begreifen. Die Obstbaumzucht fordert jedoch wenig Anstrengung und ist eher eine Unterhaltung als eine Arbeit. Jeder Grundbesitzer sollte wenigstens seine Wohnung mit Obstbäumen umgeben. Auch längs der Felder könnten oft Obstbäume mit Vorteil angepflanzt werden. Setzt man sie auf den Feldern 20 bis 25 m voneinander, so beeinträchtigen sie das Gedeihen der übrigen Feldfrüchte nicht. Will man auch dem Obstbaume hier gar keinen Platz gönnen, so gibt es doch überall noch genug Stellen, wo Tausende von Obstbäumen stehen könnten. Der verständige Landmann benützt solche leere Stellen; aber er pflanzt nicht nur Bäume dahin, sondern er pflegt sie auch. Schlecht gepflegte Obstbäume sind eine Schande für den Besitzer, eine Schande für den ganzen Wohnort. Schöne Obstbaumanlagen sind ein Schatz, welcher Freude, Genufs und auch Nutzen bringt.

Das Obst ist eine gesunde und höchst schätzbare Zugabe zur Speise der Land- und Stadtbewohner. Wie viele Gerichte lassen sich aus frischem oder getrocknetem Obst zubereiten! Das Obst ist jedem Menschen, sei er jung oder alt, sehr zuträglich; deshalb sollte es in der Hütte wie im Palaste niemals fehlen, und überall sollten Obstbäume gepflanzt und gepflegt werden.

217. Wie die Samenkörnlein auf Reisen gehen.

Ludwig Solereder.

Wohin das Auge schaut, ist die Erde mit Pflanzen überdeckt. Überall haben sie den kahlen Boden mit ihren mannigfaltigen Gestalten geschmückt. Ragende Tannen krönen die Zinnen unzugänglicher Felsen, und selbst auf verfallenen Türmen und Mauern erblicken wir Birkenstämmchen, allerlei Gesträuch, Blumen und Grasarten. — Wer ist der Säemann, der mit gewaltiger Hand den Samen allenthalben ausgestreut hat? — Die wunderbaren Einrichtungen sind es, die Gott in der Natur getroffen, dafs nicht alle Samenkörnlein da zu Boden fallen und liegen bleiben, wo ihre Geburtsstätte ist; — es lägen ja sonst alle aufeinander; keines könnte gedeihen, und wo nicht schon vorher eine Pflanze war, dahin käme auch niemals eine.

Die reifen Samenkapseln vieler Gewächse haben die Eigenschaft, mit solcher Gewalt aufzuspringen, dafs die Samenkörner darin weit umhergestreut werden. Andere Samen sind in einer kugelrunden Kapsel eingeschlossen. Diese löst sich zur Zeit der Reife vom Stengel und rollt, vom Winde getrieben, so lange fort, bis sie irgendwo anhält. Öffnet sie sich, so spazieren unsere Reisenden aus ihrem Wagen an einem ganz fremden Orte wohlgemut heraus. Manche Samenarten, wie die Haftdolde auf den Äckern und die Klette, haben Häkchen, heften sich an Menschen und Tiere und werden so weiter getragen und irgendwo abgeschüttelt. Wieder andere, wie die Tannen- und Fichtensamen, haben Flügel und nehmen ihren Flug bald nach einem steilen Felsen, bald auf eine Mauer, bald über den Zaun hinweg in den Garten des Nachbars. Da, wo Pappeln oder Weiden stehen, ist zur Zeit der Samenreife der Boden wie mit Wolle überschneit. Bei genauer Betrachtung wird man in den Wollflocken eine Menge brauner Samenkörnlein finden; in der wolligen Hülle segeln sie durch die Luft oft an weit entfernte Orte. Die Samenkörnlein des Löwenzahns, des Huflattichs, des Wiesenbocksbartes u. a. haben an der Spitze ihrer Samenhaut ein Stielchen, auf dem ein kleiner, runder Schirm von weifsen Fäden, eine sogenannte Federkrone, ausgespannt ist. Der leiseste Lufthauch hebt das Schirmchen mit dem Samenkorn von der Pflanze in die Höhe, treibt unsern Luftschiffer selbst über Flüsse hinweg und läfst ihn an seinem Fallschirm stets so regelrecht nieder, dafs der Schirm gewifs nie zu unterst kommt.

Unsichtbar für unsere Augen wandern die mikroskopischen Sporen der Moose, Farne, Flechten, Pilze und Algen durch die Luft. Wenn der Sturmwind über die Wiesen fegt und wild durch die Bäume fährt, dafs Stamm und Äste sich ächzend beugen, da entführt er Millionen von Samenkörnern und streut sie als riesiger Säemann meilenweit umher, wohin keines Menschen Arm zu langen vermöchte.

Aber nicht blofs zu Lande und in der Luft, auch zu Wasser machen die Samenkörner Reisen. Die kleinen Wässerchen, die nach einem Regen von allen Seiten den Bächen zurieseln, schwemmen

manche Körnlein wie niedliche Schiffchen mit sich fort, und die Bäche tragen sie hinaus ins grofse Wasser. Wenn dann die Flüsse über die Ufer treten, reifsen sie manches Stück Erdreich weg und damit viele Samen, und auch der Gebirgsbach bringt manche Alpenpflanze hoch von den Bergen hinab ins Thal, ins flache Land. So findet man in den Isarauen um München Frühlingsknotenblumen, Enzian, Frauenschuh, Alpenleinkraut und noch andere Pflanzen, deren Heimat das Gebirge ist. — Selbst über den grofsen atlantischen Ozean hinweg, von Amerika nach Europa, kommen alljährlich solche Reisende und landen unvermerkt an den Küsten von Schottland, Schweden und Norwegen. So haben Meeresströmungen Kokosnüsse an die flachen Koralleninseln der Südsee getrieben und auf diese Weise deren kahle Küsten mit Palmenwaldungen umsäumt.

Auch die Vögel tragen zur Verbreitung der Pflanzensamen bei, indem sie in ihrer Gefräfsigkeit unverdaulichen Samen verschlingen, der oft in weiter Entfernung von seiner Mutterpflanze im Auswurf des Vogels keimt. Die Nufshäher verstecken Eicheln und Nüsse in die Erde, um sie für den Winter zur Nahrung aufzubewahren, finden aber nicht alle wieder, und so wächst an manchen Orten ein Haselstrauch oder eine Eiche auf, ohne dafs man weifs, wer sie gepflanzt hat. Manche Vögel tragen die Scharlachfrüchte des Vogelbeerbaumes auf die Ruinen alter Burgen und Klöster; Krammetsvögel verbreiten die Wacholder, Drosseln die Mistel.

Der Mensch nimmt die Getreidearten und andere Pflanzen auf allen seinen Wanderungen mit und verpflanzt sie in alle Gegenden der Erde. Aber manche Pflanzen wandern mit ihm, ohne dafs er es will, und ohne dafs er darum weifs: die Unkräuter folgen ihm und siedeln sich in seiner unmittelbaren Nähe um die Hütte, um den Stall, auf Düngerhaufen an.

Sinnig benennt der nordamerikanische Wilde unsern Wegebreit »die Fufstapfe der Weifsen«, und der Stechapfel ist aus Asien den Zügen der Zigeuner durch ganz Europa gefolgt.

218. Wanderers Nachtlied.

Johann Wolfgang von Goethe.

Über allen Gipfeln
ist Ruh',
in allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch;
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest du auch!

219. Der Schlummergang der Tier- und Pflanzenwelt im November.

Otto Ule.

1. Zeitweilige Ruhe ist allen lebenden Naturkörpern ein Bedürfnis. Selbst in der Tropenwelt, die keine Novemberstürme, keine Früh- und Herbstfröste kennt, entkleiden sich die meisten Bäume zu gewissen Zeiten des Jahres ihres Blätterschmuckes, erstarren die Gräser und Kräuter auf der Flur, schlafen die jungen Knospen im Boden, bis ein milder Regenguß unter Donner und Blitz — an Stelle des Frühlings — sie plötzlich aus ihrem Schlummer weckt. Auch in der Tropenwelt legen sich Krokodile und Schlangen und Millionen von Insekten und Würmern zum Schlafe der Erstarrung in austrocknenden Schlamm. Bei uns ist das Einschlafen der Natur sanft wie ihr Erwachen.

Wir haben im Herbste manche reife Frucht vom Baume fallen sehen. Es war die Schlußgestalt des Pflanzenlebens, in der es der Verwesung anheimfällt. Aber es ist noch etwas anderes — die Wiege, in welcher ein junger Keim schlummert. Die meisten Samen bedürfen einer kürzern oder längern Ruhe, um ein eigenes selbständiges Leben beginnen zu können. Es gibt einzelne Samen, die nur sehr kurze Ruhe brauchen, wie die unserer sogenannten zweijährigen Pflanzen, unseres Wintergetreides u. s. w., die noch in demselben Herbste, in welchem sie gereift sind, zur Keimung kommen. Weit häufiger dagegen ruht der Same den Winter über monatelang unter der schützenden Schneedecke, um erst mit dem Eintritt der Frühlingswärme in der Keimung ein selbständiges Leben zu beginnen. Ja, es gibt sogar Samen, wie die der Linde, der Kiefer, des Wacholders, die erst nach zwei, drei Jahren keimfähig werden.

Aber nicht bloß die Samen- oder Fruchthüllen, auch die Knospen der Wurzelstöcke, Zwiebeln und Knollen unter der winterlichen Bodendecke, die Knospen an den entlaubten Bäumen bergen schlummernde Keime. Die Kräuter und Gräser sind nicht abgestorben, die Bäume nicht entblättert; sie sind nur entlaubt. Die Pflanzen haben das Gewand gewechselt, sie haben ihr Schlafgewand angelegt. Die grünen, lustig im Winde flatternden Blätter sind gefallen; dicht anschließende, kleine, warme Blätter sind an ihre Stelle getreten. Man betrachte doch diese Baumknospen näher, diese bald lederartigen, bald filzigen, bald fleischigen Schuppen! Sind sie nicht geradeso Blätter wie die des Sommers, geben sie nicht geradeso durch ihre Stellung, ihre Behaarung, ihre Färbung den Bäumen Charakter wie jene? Selbst die in der Erde als Wurzelstöcke zurückgezogenen Pflanzen sind nicht eigentlich entblättert. Der unter der Erde weit umherkriechende, vielfach verzweigte Wurzelstock einer Sandsegge hat ebenso seine Zweigknospen wie der Baum.

2. Das Verlangen nach winterlicher Ruhe ist aber nicht allein der Pflanzenwelt eigen, auch die Tierwelt kennt es. Die meisten Insekten sind längst zur Ruhe gegangen; die Schnecken, die Frösche, die Kröten,

die Eidechsen sind ihnen gefolgt. Jetzt beginnen auch die Igel, die Fledermäuse, die Hamster ihre Schlafstätten aufzusuchen.

In alten Gemäuern, in Kellern, in Felsenklüften und hohlen Bäumen ruhen die Fledermäuse im Schlafe, gleich leblosen Kugeln an den Krallen aufgehängt. In Mauern, in Scheunen und hohlen Bäumen schläft die Eichelmaus, in Klüften und Felsenspalten der Siebenschläfer, unter Wurzeln, in Hecken und Gartenmauern der Igel und die Haselmaus, hoch auf Bäumen im künstlichen Neste das Eichhörnchen. Tief unter der Erde, oft 2 bis 3 m tief, ruht in kunstfertig gebauter Winterwohnung auf seidenweichem, aus den Scheiden der Fruchthalme bereitetem Lager der Hamster.

Ihre Atmung ist schwach, ihre Lebenswärme gesunken, ihre Empfindung fast vernichtet, alle ihre Lebensthätigkeit verlangsamt. Ihr Leben wird fast nur noch erhalten durch den mitgebrachten Vorrat an Fett, fast wie die Pflanzenknospe und der Samenkeim durch die fetten Öle und das Stärkemehl der Hüllen.

Wer sich nicht zum Schlafe rüstet, der wechselt wenigstens sein Gewand. Das dunkle Sommerkleid wird mit einem hellfarbigern, dichter behaarten Winterkleide vertauscht.

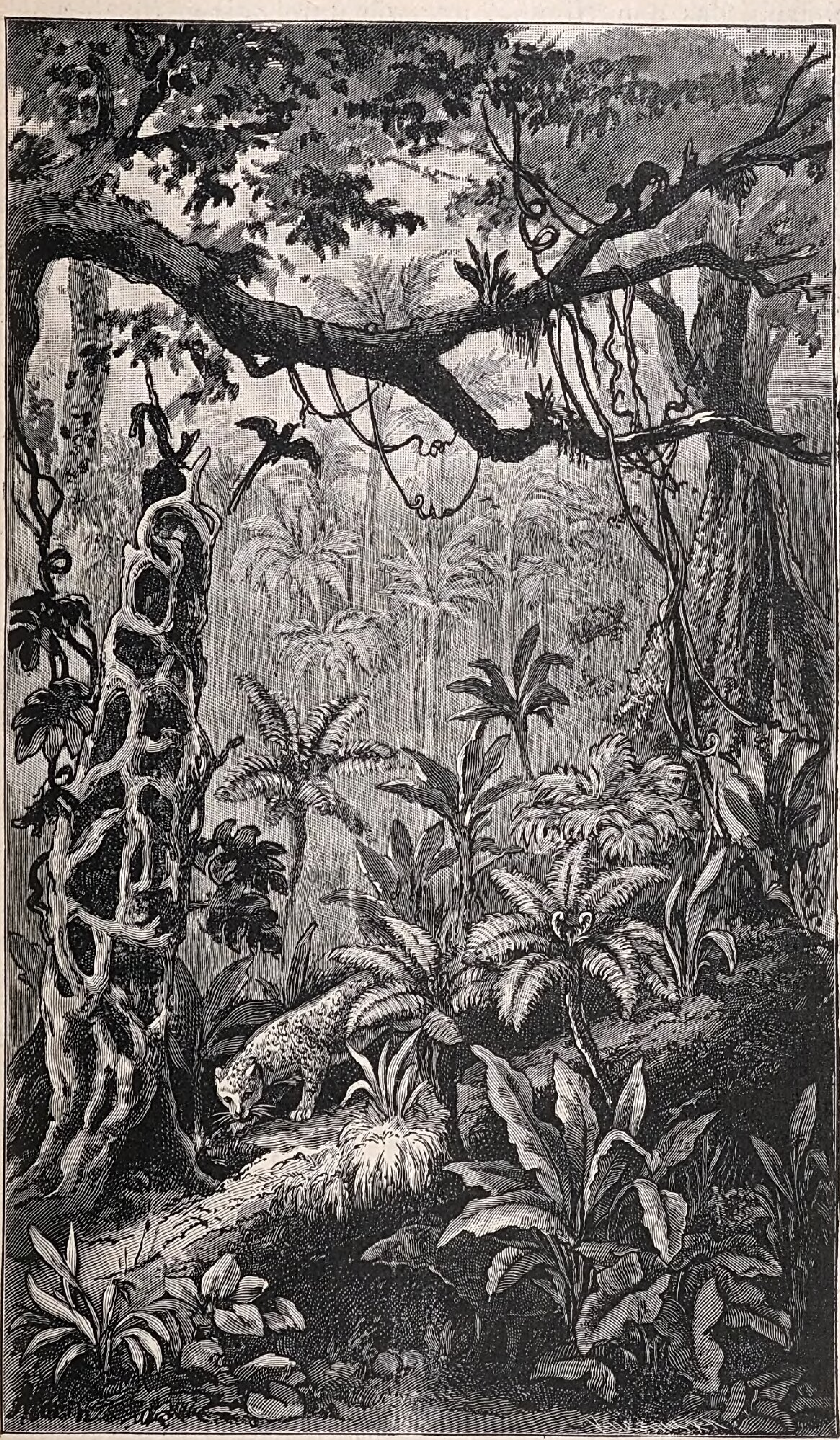
Wenn die Zweige der Fichte unter dem Drängen des Novembersturmes ächzen; wenn die Boten des nahenden Schnees, die Schneegänse, in geordneten Reihen über uns wegziehen; wenn an die Stelle der entflohenen Sänger der Luft krächzende Raben, Dohlen und Krähen bei uns einkehren und am Rande des schon mit schwacher Eisdecke überzogenen Baches der Eisvogel sich niederläßt: dann sagt uns ein Blick auf die Knospen und Keime und schlummernden Tiere, daß der Winter kommt, aber nicht wie ein zerstörender Würgengel, sondern wie ein sanft bettender, wärmender Beschützer.

C. Pflanzen- und Tierbilder aus fremden Zonen.

220. Die Pflanzenwelt der Urwälder in Brasilien.

Nach einem Reisetagebuche.

Tritt der Europäer zum erstenmal in die unermeſslichen Urwälder Brasiliens, so findet er Unerwartetes. Wohl mag er früher auf seinen Reisen, als die heimatlichen Bilder noch vor seiner Seele standen, da oder dort gefragt haben, ob dies Urwald sei; jetzt, da er denselben betreten hat, fragt er nicht mehr; er weiſs es, wo er sich befindet. Der feierliche Schauer, jenes Gefühl, welches jeden befällt, der zum ersten Mal den Urwald betritt, sagt es ihm. Da starrt er hinein in ein Wirrsal von hohen, schlanken Bäumen, die gleich Riesen neben ihm aufsteigen, wie in das ihn umgebende Gewirr von Schlingpflanzen.



Südamerikanischer Urwald.

Blickt er nach oben, so sieht er hoch über sich ein leichtes Laubdach, das den Himmel nur wie durch einen Flor erkennen läſst. Man male sich einen Urwald mit der glühendsten Phantasie zu Hause aus, — man wird dennoch seine Erwartungen übertroffen finden, sobald man den Fuſs in einen solchen setzt. Alles ist hier kolossal, alles scheint der Urwelt anzugehören, und beim Blick auf uns selbst bemerken wir nur zu sehr den Abstand zwischen uns und der uns umgebenden, groſsartigen Natur. Hier finden wir blühende Baumriesen, deren Höhe die der heimatlichen um das Doppelte, ja Dreifache übertrifft, während ihre Blüten den gröſsten Blumen unserer Prachtgärten an die Seite gestellt werden können. Dazu sprossen die Blüten in einer solchen Fülle hervor, daſs das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint.

Aber nicht alle Gewächse des Urwaldes entsprieſsen dem Boden. Dort, wo die kleinern Äste sich von den gröſsern abzweigen, oder da, wo die gröſsern einen Auswuchs haben, nisten gern andere Kinder der Pflanzenwelt und schauen von schwindelnder Höhe auf den staunenden Wanderer herab. Zu ihnen gesellen sich die Moose, die gleich Lockenperücken herabhängen, oder in Form von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben. Tausende von Schlingpflanzen hängen in den sonderbarsten Figuren und Windungen von den Ästen der Riesenbäume herab oder ziehen zu denen anderer Bäume hinüber. Es ist unmöglich, ihre unzähligen, ans Fabelhafte streifenden Verschlingungen zu beschreiben oder nur zu verfolgen. Bald kommen Lianen gleich Stangen herab und wurzeln in der Erde, so daſs man sie für Bäume zu halten versucht wird; bald bilden sie groſse Schleifen und Ringe von 3 bis 6 Metern im Durchmesser; bald schlingen sie sich so umeinander, daſs man sie mit Ankertauen vergleichen möchte. Zuweilen schnüren sie den Baum von Strecke zu Strecke völlig ein. Oft ersticken sie ihn ganz, so daſs er alles Laubwerk verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuern weiſsen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt.

Aber den höchsten Reiz verleihen dem Urwalde die leichten, zierlichen Palmen, die der leiseste Wind hin und her beugt. Ihre dünnen, geschmeidigen Stämme sind nicht selten beinahe mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zur halben Höhe der hohen Laubholzstämme und sind daher oft 18 bis 22 Meter hoch. Einem Busche herabhängender Federn nicht unähnlich, wölbt sich hoch oben die aus zarten Wedeln gebildete Krone, überragt von einer scharfen, hellgrünen Spitze, die der Palme das Ansehen einer Lanze oder eines schwankenden Rohres gibt. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben; denn kommen sie vor, so trifft man sie immer in groſser Anzahl. Ihr Anblick ist überaus malerisch, jedes Lüftchen schaukelt sie, und sanft

schütteln sie das liebliche Haupt, als ob sie voll Huld und Anmut herabgrüfsen wollten.

Doch wir vergessen über den schlanken Palmen beinahe die baumartigen Farnkräuter, die an Schönheit und Mannigfaltigkeit mit ihnen allein wetteifern können. Sie ähneln sehr den Palmen; nur ist ihr leichtes, biegsames Blätterdach flacher und weniger buschig als das der Palmenkrone. Gar lieblich war es, wenn diese 3 bis 4 Meter langen Farnkräuter mit den breiten Kronen, vom leisesten Lüftchen angehaucht, sich anmutig wiegten.

221. Einige ausländische Gewächse.

Deutsches Lesebuch für oberfränkische Schulen.

Das Vaterland des Kaffeebaumes ist das alte Mohrenland Äthiopien oder Abessinien in Afrika. Dort finden sich ganze Kaffeewälder. Die feinste Sorte Kaffee kommt jedoch aus Arabien. Auch auf der Insel Java, auf allen westindischen Inseln und in Brasilien wird der Kaffeebaum gezogen. Er ist das ganze Jahr hindurch grün und hat zu gleicher Zeit Blüten, unreife und reife Beeren. Die Blätter des Kaffeebaumes sehen fast aus wie Pomeranzenblätter, nur sind sie viel länger. Die Blüten sind weiß und riechen sehr angenehm. In jeder der schön roten Beeren liegen zwei Samenkörner, Bohnen genannt. Wenn die reifen Beeren abgepflückt sind, werden sie in der Sonne getrocknet. Hierauf scheidet man die Bohnen von dem Fleische der Beeren durch Mahlen auf Mühlen, die hiefür besonders eingerichtet sind.

Der Theestrauch wächst vornehmlich in China. Er erreicht eine Höhe von 3 bis 4 Metern; man läßt ihn aber nur 1/2 bis 1 Meter hoch werden, weil er dann desto mehr Zweige treibt. Er ist ganz mit glänzenden, dunkelgrünen Blättern bedeckt, die den Blättern unserer Sauerkirschen ähnlich sind. Die großen, weißen, schwachduftenden Blüten gleichen wilden Rosen. Dreimal im Jahre sammelt man die Blätter. Die ersten und zartesten geben den besten Thee, den „Kaiserthee“. Das Trocknen der Blätter geschieht entweder in eisernen Pfannen, die über ein gelindes Ofenfeuer gebracht werden, oder in Sieben, welche man heißen Dämpfen aussetzt. Im Handel unterscheidet man den grünen und den schwarzen Thee.

Wenn eine Mutter im Unwillen über ihr Söhnlein, das nicht gehorchen will, ausruft: „Wenn du doch wärest, wo der Pfeffer wächst“, so wünscht sie es schon weit fort; denn die Heimat des Pfefferstrauches sind die heißen Gegenden Asiens, Afrikas und Südamerikas. Der höchstens fingerdicke Strauch schlingt sich an Bäumen empor, wie bei uns der Hopfen an den Stangen. Seine Blätter sind lederhart. Die Blüten und Beerenfrüchtchen stehen traubenartig beisammen. Der schwarze Pfeffer ist die noch unreife und darum so scharf schmeckende Beere. Die reifen Früchte werden in Wasser und Essig so lange erweicht, bis sich die mürbe Haut entfernen läßt, und geben dann den weißen Pfeffer.

Der Lorbeer gehört der wärmern Zone an, kommt aber auch schon im südlichen Tirol fort. Jede Hausfrau weiß, daß die getrockneten Lorbeerblätter den Brühen einen kräftigen, angenehmen Geschmack verleihen. —

Ein Kranz, aus frischem Lorbeer gewunden, war in der alten Zeit und ist noch jetzt ein Zeichen weitstrahlenden Ruhmes. Mit einem Lorbeerzweige um die Schläfen werden siegreiche Feldherren, gefeierte Dichter, Künstler ꝛc. abgebildet. „Auf seinen Lorbeeren ausruhen“ heißt in Ruhe auf ein thatenreiches, ruhmvolles Leben zurückblicken. Das bayerische Wappen umschlingt zur Hälfte ein Palmen-, zur Hälfte ein Lorbeerzweig. Was soll dadurch ausgedrückt werden?

222. Der Löwe.

Karl Müller.

Wüstenkönig ist der Löwe! Seit Jahrhunderten tönt dieser alte Ausspruch aller Völker, Künstler und Dichter bis auf uns durch die Welt; seit Jahrhunderten ist kaum ein anderes Tier so gefeiert worden. Von seinen Thaten, seiner Kühnheit, Kraft, Gestalt, Großmut und natürlichen Würde singen hundert Lieder. Grund genug, uns diesen Helden einmal in der Nähe zu besehen.

Der Löwe ist und bleibt trotz seiner Lobsänger eine Katze; das sagt uns vor allem der Bau seiner Füße. An den hintern Füßen sind vier, an den vordern fünf Zehen, und diese sind mit einziehbaren, in einer Scheide verwahrten Krallen bewehrt. Das sagt uns die rauhe Zunge, welche mit rückwärts gerichteten Stacheln besetzt ist, und der Bau seines Gebisses. Während den meisten Katzen ein senkrechter, länglichrunder Augenstern zukommt, zeichnet sich der Löwe durch eine runde Pupille aus und teilt dieses Merkmal mit andern größern Katzen, wie Tigern, Leoparden u. a. Ein kurzer Kopf mit kurzer, abgerundeter Schnauze, aufrechten, spitzen Ohren und bärtiger Lippe vollendet das Bild des Katzengeschlechtes.

Dabei ist der männliche Löwe der Ausdruck der größten Kraft und Leichtigkeit. Diese verleihen ihm seine weichen Sohlen und die Elasticität seiner Gelenke, jene erhält er durch den ganzen Bau seines Körpers. Der große, ebenmäßige Kopf mit reicher Mähne, die ihn vom Hinterhaupte bis zur Schulter umwallt, die breite, behaarte Brust voll Muskelkraft, der glatte, zierliche Hinterleib, die muskulösen Beine und der stolz geschwungene Schwanz mit großer Haarquaste, das furchtbar glühende Auge, welches den Gegner kraftbewußt und ruhig überschaut — alles gibt dem Löwen das Gepräge des Reckenhaften und Edeln, obschon sein inneres Wesen immer das der Katze bleibt. Ihm gegenüber steht die Löwin im Nachteil. Die Mähne fehlt ihr; dagegen treten die kurzen, spitzen Ohren um so katzenartiger an dem nackten Kopfe hervor. Der ganze Vorderkörper büßt hiedurch das schöne und stattliche Ansehen ein; die Brust verläuft schmaler in den Hinterkörper; der ganze Leib ist schlanker, schwächlicher, um ein volles Drittel kleiner.

So ist das Äußere dessen, den man den Wüstenkönig nennt. In der That ist die Wüste sein Reich, aber nicht das weite Sandmeer derselben, sondern ihre Oasen, Thäler, Hügel und Büsche sind seine Wohnstätten. Die waldreichsten Schluchten sind hier seine Lieblingsorte; denn er liebt es, am Tage zu schlafen und nachts zu jagen. Auch hieran

erkennen wir die Katze wieder, und der schlafende Löwe gleicht seiner schlichten Verwandten völlig.

Ein Kenner des Löwen und seiner Geschichte veranschlagt die Kosten für seinen Unterhalt nach dem Preise des den Viehherden zugefügten Schadens auf jährlich 4500 Mark. Mithin würde jeder Löwe, dessen Alter sich durchschnittlich auf 30—40 Jahre beläuft, in 30 Jahren dem Lande 135 000 Mark gekostet haben. Man muß gestehen, daß der Wüstenkönig einen teuern Tisch führt. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß ihn ein Heer von Schmarotzern begleitet, für die er jagt und übrig läßt. Diesen Hofstaat bilden vorzüglich Schakale und Hyänen.

Seinem Selbstgefühle entspricht es, daß er den Kampf selbst mit dem durch List und Waffe so furchtbaren Menschen nicht scheut. Kühn bietet er dem Gegner die Stirn. Furchtbar glühend wird sein Blick, wenn er angegriffen oder verwundet ist. Mit weit aufgerissenem Rachen, das furchtbare Gebiß drohend gerichtet, mit struppiger Mähne und zornigem Schweifwerfen steht er dem Feinde gegenüber. Wehe diesem, wenn er den Augenblick vorüber ließ, in welchem der Löwe, den Angriff erwartend, die Strecke zwischen sich und seinem Gegner zum Sprunge mißt; wehe ihm, wenn die Kugel fehlte! So furchtbar, wenn er Stirn gegen Stirn steht, so feige ist der Löwe, wenn er sich in der Grube gefangen sieht. Es ist, als ob er sich schäme, die Falle übersehen zu haben, und er erträgt ruhig das ihm bereitete Schicksal.

Ende Dezember wirft die Löwin in unzugänglicher Schlucht zwei, selten drei Junge. Schon nach drei Monaten werden diese an kleine Bissen von Schaffleisch gewöhnt. Vier bis fünf Monate alt, begleiten die Jungen die Mutter bis an den Saum des Waldes, um die Beute des Vaters in Empfang zu nehmen. In einem Alter von acht Monaten fallen sie bereits Schaf- und Ziegenherden an; aber erst nach einigen Jahren sind sie fähig, Pferde, Rinder und Kamele zu töten. Nach acht Jahren hat der Löwe die höchste Blüte seiner Kraft erreicht.

223. Der Araber und sein Kamel.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Die Beduinen oder nomadisierenden Araber sind die braunen, wohlgebauten, aber magern Söhne der Wüste, welche als herumziehende Hirten unter Zelten leben. Hat der Beduine sein Vieh gemolken, so setzt er sich unter das Zelt und schmaucht eine Pfeife; seine Töchter weben unterdessen oder drehen den Mühlstein. An seinem Tische darf der Fremde ungescheut teilnehmen, und hat ihm der Araber Salz gereicht, so genießt der Reisende Gastfreiheit und Sicherheit, und wäre er sein geschworener Feind. Erst nach drei Tagen wird er vom Beduinen gefragt, ob er ihn länger mit seiner Gegenwart zu beehren gedenke, und es ist nun der Fremde verbunden, ihm bei der Wartung der Herde an die Hand zu gehen. Es läßt sich leicht denken, daß da, wo die Araber von den Fremden zu oft heimgesucht werden, die Gastfreundschaft etwas lauer wird; die Gier nach Geld wächst bei den Wüstensöhnen, und Betrug,

Raub und Plünderung kommen nicht selten vor. Der kriegerische Beduine führt beständig seinen Säbel und eine Flinte mit sich, da bei seinem Volke noch die Blutrache gilt.

Das Dasein des Arabers ist an das Kamel gekettet; es ist sein Reichtum seit Abrahams Zeiten. Es ist zwar häſslich von Gestalt, nimmt aber mit Disteln und elendem Gestrüppe der Wüste vorlieb und friſst nicht mehr als ein Esel. Sein Pansenmagen nimmt fast einen Eimer Wasser auf; dieses befördert das Tier zeitweise wieder an die Kehle, um den brennenden Durst zu löschen. Auſserdem ist sein Geruch so fein, daſs es das Wasser auf eine halbe Stunde Entfernung wittert und dadurch schon manche Karawane vor dem Verschmachten gerettet hat.

Der Beduine gebraucht das Kamel, Dromedar genannt, zum Lasttragen und Reiten. Es läſst sich 7—12 Zentner Handelsgut auflegen und läuft damit ebensoviele Meilen ohne Peitsche und ohne Sporn, am liebsten bei Musik, Gesang und Erzählung. Ein Kamel oder Pferd zu schlagen, kommt bei den Arabern gar nicht vor, und es könnte sich mancher rohe Christ daran ein Beispiel nehmen. Bricht der Araber sein Zelt ab, so legt er es mit dem Wasserschlauche und allem Hausgeräte auf sein Dromedar, und in einen über einen Meter breiten Korb bringt er noch die alten Personen oder kleinen Kinder. Die Europäer müssen das Reiten auf dem Kamel erst gewöhnen; denn das Kamel hat einen gar eigentümlichen Gang, so daſs der Reiter stets mit dem Kopfe nickt. Bequemer zum Reiten ist das zweihöckerige Trampeltier; aber es ist auch weniger schnell und ausdauernd. Das Kamel wird auch gemolken; denn seine Milch ist sehr nahrhaft und gibt Käse, Butter und Branntwein; und wird es am Ende geschlachtet, so liefert besonders der Höcker einen fetten Bissen.

224. Der Elefant.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

So blind und wild der Tiger von seiner Gier hingerissen wird, so sanft und verständig ist der Elefant, und man kann da sehen, was die Nahrung thut; denn der Elefant lebt bloß von Pflanzen. Am liebsten freilich grast er in Reisfeldern, und hier wird es ihm so wohlig, daß er sich auf dem Rücken wälzt und nicht bedenkt, welchen Verdruß er dadurch den Bauern macht. Trotz der Pflanzennahrung fehlt es ihm nicht an Mut. Will ihm ein Tiger oder Löwe auf den Nacken springen und den Hals zerbeißen, so packt er ihn mit seinem Rüssel und schleudert ihn in die Luft, daß er das Aufstehen vergißt. Aber auch schon manchen englischen Jäger hat er mit seinen Stoßzähnen durchbohrt und zerstampft, wenn dieser ihn bloß verwundete. Ein solches Gewalttier, das an drei Meter hoch und 50—60 Zentner schwer wird, hat keine geringe Stärke und kann noch obendrein seinen Rüssel gebrauchen, wie der Mensch die Hand. Es schiebt damit seine Nahrung ins Maul, bricht sich Reiser, um die Fliegen damit zu wehren, löst Knoten

auf und zieht den Stöpsel aus der Flasche. Verspricht man dem Elefanten Arak, dann erträgt er alle Mühseligkeiten; nur muß man sein Wort halten, sonst wird er wütend. Ihm gilt Treue und Ehre noch etwas, und die menschliche Sprache versteht er besser, als irgend ein Tier. Die reichen Kaufleute Ostindiens halten ihn als Packträger. Er trägt 20—40 Zentner und kniet nieder, um sich die Last auflegen zu lassen. Er schleppt Bauhölzer fort, die man an Seilen an seinen Stoßzähnen befestigt hat, und wälzt große Fässer über Berg und Thal. Sperrt sich der Stamm, so läßt er das Seil fallen, hebt ihn herum und faßt das Seil aufs neue. Hat er Kaufmannsgüter befördert, so schichtet er sie auch vorsichtig auf, daß sie ja nicht einfallen, und kennt er einmal das Warenlager, so braucht er keinen Führer mehr. Ein schönes Tier wird aber auch mit 6—7000 Mark bezahlt.

Nichts gleicht dem Stolze eines Reitelefanten mit seiner goldverbrämten Schabracke. Den Packelefanten würdigt er kaum eines Blickes, frißt nicht mit ihm Heu aus einem Korbe, und wenn er je auf einer Reise mit ihm in einem Stalle übernachtet, so läßt er seinen Ärger deutlich genug fühlen. Ein Führer sitzt ihm auf dem Nacken mit einem eisernen Haken, mit dem er ihn in das rechte oder linke Ohr sticht; doch läßt der Elefant sich gewöhnlich schon durch sanfte Worte lenken. Im Kriege ist er nicht mehr zu gebrauchen, weil er im Feuer nicht standhält. Ein alter Elefant arbeitet noch für acht Pferde; er frißt aber auch für zehn; denn zwei Zentner Heu und ein Zentner Reis gehören zu seinem täglichen Bedarf. Es können daher nur Reiche einen Stall voll schöner Elefanten unterhalten.

225. Das Renntier.

Theodor Mügge.

Das Renntier weidet auf den hohen, wüsten Fjellen Finnmarkens, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittere Renntiermoos trägt. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegenschwärmen verfolgt, welche Menschen und Tieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, dafs seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tiefern Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des Tieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renntiere würde gewaltsam entlaufen, um in wilder Freiheit mit den Brüdern die Gebirge zu durchirren.

Zieht der Lappe im Herbst auf die Schneeberge zurück, so werden die Renntiere mit allem Eigentum beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten ausgesucht, und man verteilt möglichst die Last; denn das Renntier trägt nicht viel. Den grofsen Leittieren werden Glocken angehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens 200, zuweilen aber mehr

als 2000 Geweihe zählt, die öden Fjellen aufwärts in die unermeſslichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wachsen, wo ein Bach niederstürzt, und er baut dann diese Hütte etwas fester als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von auſsen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Tieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräten, die weiſse, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt meterhoch; aber das Renntier achtet das nicht. Es weiſs mit seinen Hufen die Hülle fortzuschaffen, weiſs die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheuern Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen.

Neben dem Wohnplatze des Lappen steht meist noch ein Zelt. Hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräten besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Renntiermägen, in denen er seinen Milch- und Käsevorrat verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Renntiere zweimal des Tages gemolken werden. Das Melken ist das Anziehendste für den Fremden. Die Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Tiere mit den klugen, sanften Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mütter; die jungen Tiere erproben spielend und stoſsend ihre Kraft, und unaufhörlich hört man jenes seltsame Knistern, das aus dem Knacken der Kniegelenke des Renntieres entsteht. Beim Melken wird jedem Tiere eine Schlinge übergeworfen, damit es stille steht, und diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Das Renntier gibt wenig Milch; aber sie ist fetter als jede andere und auſserordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion; ein anderer Teil wird zu der täglichen Suppe verwendet, welche, mit Mehl oder auch mit Renntierblut und Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Nahrung gewährt. Aus dem Rest der Milch wird Käse gemacht. Im Winter läſst man die Milch auch wohl gefrieren, so daſs man sie in Tafeln schneiden kann. Sie verliert dabei durchaus nichts von ihrer süſsen Frische; namentlich ist sie auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungsmittel. Fleisch und Milch des Renntiers sind überhaupt die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, den furchtbaren Winter zu überdauern.

Das Renntier ist ausgewachsen so groſs wie ein starker Hirsch. Braten und Keule schmecken ähnlich wie Hirschbraten; das Fleisch ist aber röter, weicher und saftiger. Die Keulen werden auch geräuchert und als Renntierschinken versandt.

226. Wale oder Fischsäugetiere.

Nach Alfred Brehm.

Die Wale sind die Riesen der Tierwelt. Ihr ausschließlicher Aufenthalt ist das Meer. Solchen Riesen gestattet auch nur das Wasser leichte Beweglichkeit, und nur das unendlich reiche Meer gewährt ihnen die nötige Nahrung.

Ihrer äußern Gestalt nach gleichen die Wale den Fischen; sie haben aber alle wesentlichen Merkmale der Säugetiere. Ihr Leib ist massig und unbeholfen, ohne alle äußere Gliederung; der fast unförmlich große Kopf geht ohne deutlich zu unterscheidende Grenze in den Rumpf über, und dieser läuft, nach hinten zu sich verschmälernd, in eine breite, wagrechte Schwanzflosse aus, mit deren Hilfe das Tier sich mit Dampferschnelle durch die Fluten fortbewegt. Die hintern Gliedmaßen fehlen gänzlich; die vordern sind zu eigentlichen Flossen geworden; sie sind nicht allein zum einfachen Ruderdienst bestimmt, mit ihrer Hilfe leitet und beschützt die Mutter auch ihr Junges. Eine hier und da vorkommende Fettflosse, welche längs des Rückens verläuft, trägt zur Vermehrung der Fischähnlichkeit dieser Tiere bei. Im übrigen kennzeichnet die Wale ein weitgespaltener, lippenloser Mund, welcher entweder eine ungewöhnlich große Zahnmenge oder aber auf der Gaumenhaut sitzende Barten zeigt. Man unterscheidet demnach auch gezähnte Wale, wozu der Narwal, die Delphine und der Pottfisch gehören, und zahnlose oder Bartenwale. Die Barten vertreten weder die Stelle der Zähne, noch ähneln sie ihnen hinsichtlich ihrer Anlage, ihrer Befestigung am Kiefer und ihrer Gestaltung. Sie sind hornige Platten, deren Zahl zwischen 300 bis 1000 schwankt. So gleicht das ganze Gaumengewölbe des Bartenwales einem mit dichten Haaren besetzten Tierfell, unter welchem die schwere, wohl 3 m breite und 5 m lange Zunge liegt.

Alle Sinneswerkzeuge dieser Seeungeheuer stehen auf tiefer Stufe. Die Augen sind klein, die Ohren nur angedeutet. Die Nase dient nicht als Geruchsorgan, sondern nur als Luftweg. Der Körper des Walfisches ist mit einer glatten, nur ausnahmsweise an sehr wenig Stellen mit wenigen Borsten bedeckten Haut bekleidet. Sie ist weich, sammetartig anzufühlen und fettig. Ihre Dicke ist gering; unter ihr aber liegt eine sehr starke Fettschicht.

Die glatte Haut erleichtert die Fortbewegung der ungeheuern Masse; die Fettlage verringert ihr Gewicht, ersetzt das wärmende Haarkleid und gibt zugleich den nötigen Widerstand für den kaum zu berechnenden Druck, welchen ein Wal auszuhalten hat, wenn er in die Tiefen des Meeres hinabsteigt.

Die Nähe der Küste meiden die Wale soviel als möglich: das Land wird ihnen verderblich. Auf diesem kann sich kein Wal bewegen; wenn ihn ein Sturm auf das Trockene schleudert, ist er rettungslos verloren. Manche Arten scheinen an die kältesten Gegenden des Meeres gebunden zu sein; nur sehr wenige sind Weltbürger. Zu gewissen Zeiten des Jahres ändern sie ihren Aufenthalt und ziehen in bestimmten, weiten Kreisen im Meere hin und her. Die oberste Schicht des Wassers ist ihr eigentliches Gebiet; sie müssen mit dem Kopfe und einem Teil des Rückens emporkommen, wenn sie Atem schöpfen wollen. Bei unterbrochenem Luftwechsel stirbt der Wal so sicher wie jeder andere Säuger. Länger als 15 bis 20

Minuten kann er nicht unter Wasser aushalten und muß, um dem Erstickungstode zu entrinnen, wieder zur Oberfläche emporsteigen.

Sämtliche Wale sind gesellige Tiere. In Gegenden, wo sie noch nicht von den Menschen beunruhigt worden sind, sieht man sie in Herden beisammen. Alle zeigen eine große Anhänglichkeit zu einander. Bei Gefahr verteidigen sie sich gegenseitig, und zumal die Mütter ihre Kinder mit großem Mute. Der Hai und der Schwertfisch machen namentlich auf junge Wale förmlich Jagd; weit gefährlicher aber als alle Seeungeheuer wird den Walen der Mensch.

D. Vom menschlichen Körper.

---

227. Einiges vom Bau des menschlichen Körpers.

Nach Karl Ernst Bock.

1. **Das Knochengerüst.** Das feste Gerüst, welches unserm Körper Halt und Stütze, den edeln Teilen auch einen schützenden Aufenthalt in Höhlen gibt, und an welches sich die weichen Teile (ganz besonders die Muskeln oder das Fleisch) anheften, wird von 213 einzelnen Knochen aufgebaut. Diese stehen sämtlich miteinander entweder in sehr fester oder in lockerer Verbindung und stellen das sogenannte Gerippe oder Skelett dar. — Vorzugsweise sind es die Knochen des Rumpfes und Kopfes, welche die Wände von Höhlen bilden, in denen die zum Leben unentbehrlichen Werkzeuge geschützt liegen. An sehr vielen Stellen sind zwei oder mehrere Knochen durch feste, aber biegsame Stränge, welche Knochenbänder heißen, so miteinander verbunden, daß sie sich in verschiedener Weise mehr oder weniger frei hin und her bewegen können, oder, wie man dann sagt, ein Gelenk bilden. Diese Gelenkeinrichtung ermöglicht uns, mit Hilfe der an den Knochen befestigten Muskeln die verschiedenartigsten Stellungen und Bewegungen ausführen zu können. Das in den hohlen Räumen der Knochen liegende Knochenmark gewährt den Blutgefäßen, welche die Knochen ernähren, und den Nerven ein weiches und schützendes Lager. Die äußere Oberfläche eines jedes Knochens ist mit einer sehr festen, sehnigen Haut, mit der Knochenhaut, überkleidet. Sie ist die Ernährerin des Knochens und führt zu diesem Zwecke viele Blutgefäße in das Knochengewebe hinein. Bei Verletzungen oder Verlust der Knochenhaut kann deshalb der darunterliegende Knochen nicht nur leidend werden, sondern auch ganz absterben. Von der Knochenhaut aus kann aber auch ein verloren gegangenes Stück Knochen wieder ersetzt werden.

2. **Die Muskeln.** Die weiche, rote, aus Fasern bestehende Masse, welche ziemlich dicht unter der äußern Haut liegt und zum größten Teil an dem knöchernen Gerüste unseres Körpers befestigt ist, nennt man Fleisch oder Muskeln. Die Muskeln geben samt den Knochen unserm Körper seine Form und Rundung, auch helfen sie die Wände der größern Höhlen bilden, in welchen sich lebenswichtige Werkzeuge befinden. Ihr Hauptzweck ist, alle Bewegungen zu vermitteln, die mit unserm Körper vor sich gehen. Viele dieser Bewegungen können wir ganz nach unserm Willen ausführen durch Muskeln, über 500 an Zahl, welche wir Muskeln der willkürlichen Bewegung nennen. Auf manche andere Bewegungen, besonders an den Eingeweiden und Röhren, hat unser Wille gar keinen Einfluß; sie werden

durch die Muskeln der unwillkürlichen Bewegung ausgeführt. Die Bewegung erfolgt hauptsächlich durch Zusammenziehung der Muskeln, zu welcher, soweit es möglich ist, der Wille vom Gehirn aus die Befehle erteilt. Von dort aus gehen unzählige Nervenfäden nach allen Teilen des Körpers. Die einen überbringen gleich einem Netz von Telegraphendrähten die Befehle des Geistes mit Blitzesschnelle nach allen Gliedern; die andern melden ebenso schnell, was in den Gliedern vor sich geht, z. B. jede Schmerzempfindung. Je öfter ein Muskel richtig gebraucht wird, desto fleischiger, fester und stärker wird er, und desto schnellere und geschicktere Bewegungen lernt er ausführen, vorausgesetzt, daß er nach dem Gebrauche auch wieder die erforderliche Ruhe hat. Übung macht den Meister.

3. **Die Blutgefäße.** Unser Körper ist von einer Unmasse dicker und dünner Röhrchen durchzogen, welche während des Lebens stets mit einer roten Flüssigkeit angefüllt sind. Diese ist das Blut, und die Röhren heißen Blutgefäße. Diese Gefäße verbreiten sich entweder baumförmig oder netzartig in und zwischen den einzelnen Gebilden des Körpers und sind vermöge ihrer weichen, elastischen Wände im stande, sich zu erweitern und zu verengern. Alle Blutgefäße des ganzen Körpers stehen in Zusammenhang miteinander. Innerhalb derselben strömt das Blut in einem ununterbrochenen Kreislaufe. Vom Herzen aus fließt es zu allen Teilen unseres Körpers hin, und zwar gleichzeitig ebenso nach oben zum Kopfe wie nach unten zu den Beinen. Wenn es durch alle Körperteile hindurchgeflossen ist, strömt es schließlich wieder zum Herzen zurück, um dann den Kreislauf von neuem zu beginnen. Während dieses Laufes erleidet das Blut dadurch mannigfache Veränderungen, daß es an verschiedenen Stellen des Körpers gute und schlechte Stoffe aufnimmt und absetzt. Auf dieser Absetzung und Aufnahme guter und schlechter Bestandteile beruht die Erhaltung des Lebens; denn nur dadurch kann die Ernährung des Blutes selbst und aller unserer Körperteile zu Stande kommen. Deshalb wird auch das Blut als die Quelle des Lebens bezeichnet. Ohne die richtige Menge und Beschaffenheit des Blutes, sowie ohne dessen regelrechtes Fließen versiegt diese Quelle und mit ihr das Leben; der Mensch wird krank und stirbt.

Diejenigen Blutgefäße, welche das Blut vom Herzen aus nach allen Teilen des Körpers hinschaffen, sind die Pulsadern oder Schlagadern. Sie verzweigen sich baumartig und gehen allmählich in die feinen Haargefäßchen über. Diese durchziehen alle Teile unseres Körpers in netzartiger Ausbreitung, um Stoffe aufzunehmen und abzugeben. Aus den Haargefäßen entwickeln sich allmählich wieder weitere Blutgefäße, an denen man aber keinen Puls fühlt. Diese heißen Blutadern; in ihnen läuft das Blut dem Herzen zu. Der Blutkreislauf kommt dadurch zu Stande, daß das Herz, ein fleischiger Sack, der in der Brusthöhle liegt, wie eine Druckpumpe das Blut fortwährend vorwärts drückt. Durch eine senkrechte Scheidewand ist das Herz in eine rechte und eine linke Hälfte geschieden; in jeder Hälfte befinden sich zwei durch eine wagerechte Scheidewand getrennte Herzhöhlen. Aus der linken Herzkammer gelangt das Blut durch die große Körperpulsader in alle Teile des Körpers, von da durch die Körperblutadern in die rechte Vorkammer und aus dieser in die rechte Herzkammer. Von dort wird das im Körper unbrauchbar gewordene Blut durch die Lungenschlagadern in die Lungen und aus diesen durch die Lungenblutadern in die linke Vorkammer und dann in die linke Herzkammer geführt. Von da beginnt der Kreislauf aufs neue. Das aus den Herzkammern in die Pulsadern gedrückte Blut muß sich hier mit Gewalt Platz verschaffen, da diese

Adern schon mit Blut gefüllt sind. Es dehnt deshalb nicht bloß die beiden großen Pulsaderstämme, sondern auch die Zweige derselben, also alle Pulsadern, im ganzen Körper aus. Diese Ausdehnung läßt sich als Pulsschlag fühlen. Bei Erwachsenen schlägt das Herz, sowie auch der Puls 60—80 mal in einer Minute, bei Kindern 90—120 mal.

4. **Die Lungen,** welche mit einem großen Schwamme verglichen werden können, bestehen aus ungefähr 1800 Millionen kleiner Zellen. Diese nehmen die eingeatmete Luft auf, in welcher sich Lebensluft (Sauerstoff) befindet. Während nun das Blut die feinen Haargefäßchen durchströmt, von denen die Lungenbläschen umgeben sind, dringt aus der eingeatmeten Luft Sauerstoff in das Blut ein. Dafür entfernt sich aber eine schädliche Luft, die Kohlensäure, aus dem Blute. Sie dringt in die Luft der Lungenbläschen ein und wird mit dieser ausgeatmet. Durch diesen Eintausch von Sauerstoff gegen Kohlensäure wird das dunkle und schlechte Blut verbessert, welches der Lunge zugeführt wurde. Es rötet sich lebhaft und wird nahrhafter. Die ausgeatmete Luft ist weit reicher an Kohlensäure und viel ärmer an Sauerstoff, als die eingeatmete.

5. **Die Verdauung** beginnt mit der Aufnahme der Speisen und Getränke in die Mundhöhle. Hier werden die festen Nahrungsmittel zwischen den Zähnen zerkleinert (zerkaut) und gleichzeitig mit Speichel vermischt. Die zerkaute und eingespeichelte Speiseportion wird dann mit Hilfe der Zunge in der Mundhöhle zurückgeschoben und so aus dieser in die Höhle eines fleischigen Sackes, des Schlundkopfes, gebracht. Die Zusammenziehung des Schlundkopfes bewirkt, daß der Bissen abwärts in die Speiseröhre gedrückt wird. Diese fleischige und stets geschlossene Röhre zieht sich nun stückweise hinter dem Bissen zusammen und schiebt ihn allmählich hinunter in den Magen, der oben in der Bauchhöhle seine Lage hat. Nachdem die Speisen und Getränke im Magen angekommen sind und sich hier längere oder kürzere Zeit aufgehalten haben, wird ein Teil der flüssigen oder der im Magen erst zerweichten und flüssig gemachten Nahrung von den Gefäßchen der Magenwand sehr bald aufgesogen und in den Blutstrom geschafft. Die festern Stoffe dagegen werden vom sauern Magensafte und von dem verschluckten Mundspeichel durchzogen und in einen dicklichen, grauen Brei, den Speisebrei, zerweicht. Diesen Brei schiebt nun der Magen, indem sich seine fleischige und mit Schleim überzogene Wand von links nach rechts stellenweise zusammenzieht, hinaus in den Darmkanal. Wie lange sich Speisen im Magen aufhalten, hängt von der Beschaffenheit, besonders von der Löslichkeit und Menge derselben ab; sie bleiben darin $^1/_2$ bis 4, ja sogar bis 6 Stunden.

Der in den Darmkanal, und zwar zunächst in den Dünndarm eingetretene Speisebrei wird jetzt im Zwölffingerdarm mit Galle und Bauchspeichel gemischt. Infolge der Durchdringung des Speisebreies mit diesen beiden Flüssigkeiten, sowie mit dem von der Darmwand gelieferten Darmsafte und Schleime, löst sich dieser Brei immer mehr auf, und so können seine guten, flüssig gewordenen Bestandteile von den Lymph- und Blutgefäßchen der Darmwand leicht aufgesogen und in den Blutstrom befördert werden. Die hier im Dünndarme von den Lymphgefäßen aus dem Speisebrei herausgesogene milchähnliche Flüssigkeit wird Speisesaft genannt. Je weiter der Speisebrei im Dünndarme hinuntergeschoben und dabei seiner guten flüssigen Bestandteile entledigt wird, desto trockener und ärmer an guten Nahrungsstoffen muß er natürlich werden. Und so gelangt als Rest des Speisebreies eine dickliche, mit Galle und Schleim gemischte Masse in den Dickdarm, wird hier allmählich abwärts geschoben und nach

Auffaugung der noch löslichen Stoffe durch den Mastdarm aus dem Körper entfernt. Die Zeit des Durchgangs der Speisen durch den Verdauungsapparat ist nach der Beschaffenheit und Menge des Genossenen verschieden; im allgemeinen beträgt sie gegen 12 bis 18 Stunden.

6. **Die Sinneswerkzeuge.** Durch die Sinne, von denen der Gesichts- und Gehörsinn die wichtigsten sind, werden unserm Gehirne solche Empfindungen zugeleitet, die uns von dem, was außer uns in der Natur vorgeht, in Kenntnis setzen. Diese Sinneseindrücke, welche vom ersten Augenblicke unseres Lebens an auf unser Gehirn einwirken, regen dieses zur geistigen Thätigkeit an. Die Sinneseindrücke sind also gewissermaßen die geistigen Nahrungsmittel, welche von den Sinnen mit den Sinnesnerven aufgenommen und im Gehirne verdaut werden. Ein Mensch, der von Geburt an blind und taub ist, kann seinen Verstand nur äußerst wenig ausbilden. Da nun die Sinne zur Entwicklung des menschlichen Geistes ganz unentbehrlich sind, so müssen wir ihre Werkzeuge stets mit der größten Schonung behandeln. Auch müssen wir sie gehörig üben, damit wir das, was um uns herum vorgeht, richtig beurteilen lernen.

228. Die Pflege des Körpers.

Aus Nicklas' Lesebuch u. a.

1. Frische Luft und Sonnenlicht sind unentbehrlich für die Erhaltung der Gesundheit; deshalb ist ihnen freiester Zutritt zu den Wohnräumen und namentlich auch zu den Schlafzimmern zu gewähren. Härte dich dadurch ab, dafs du täglich den ganzen Körper kalt wäschest oder nafskalt abreibst! Während der warmen Jahreszeit bade fleifsig in offenem Wasser, am besten dann, wenn die Badestelle von der Sonne beschienen ist! Dehne das Bad nicht länger als auf 10—15 Minuten aus, reibe nach demselben die Haut mit dem Handtuch und erwärme dich hierauf durch einen Spaziergang!

Reinige morgens nach dem Aufstehen und womöglich auch nach jeder Mahlzeit Mund und Zähne und gurgle früh und abends mit frischem Wasser!

Bewege dich viel und lebhaft im Freien durch Spielen, Laufen, Springen, Turnen, Schwimmen, Eislaufen oder Arbeiten im Garten! Meide kalten Luftzug, wenn du erhitzt bist!

Sei mäfsig im Essen und Trinken! Vermeide verdorbene, unverdauliche Speisen und Leckereien; gewöhne dich dagegen an einfache Kost! Geniefse Speisen und Getränke weder zu heifs noch zu kalt! Ifs langsam und kaue gut! Meide starke Reizmittel, wie Kaffee, Thee, scharfe Gewürze, viel Salz, Tabak, sowie alkoholhaltige Getränke! Fleisch geniefse nicht in rohem Zustande!

Geh früh zu Bett und steh früh auf! Störe deine Nachtruhe nicht durch körperliche Anstrengung und geistige Aufregung unmittelbar vor dem Schlafengehen!

2. Allerlei kindliche Unarten vermögen ernste Schädigung der Gesundheit herbeizuführen. Es ist Unsitte, den Hals mit grofsen, warmen Tüchern einzuhüllen oder bei warmem Wetter wollene Halstücher umzubinden. Das Schlimmste dabei ist, dafs man gar oft diese Einpackung in der Wohn- und Schlafstube am stark geheizten Ofen nicht ablegt. Die Folge solcher Angewöhnung ist das bunte Heer der Erkältungen vom einfachen Schnupfen, Husten und »wehen Hals« bis zu den zusammengesetzten Leiden, von denen wir besonders Kopf- und Gesichtsrose, Gliederreifsen, Gesichtslähmung, Augen- und Gehörleiden und — wenigstens durch die Erkältung begünstigt — Diphtheritis nennen wollen.

Unsitte ist es ferner, die Mütze oder das Kopftuch in den Stuben auf dem Kopfe zu behalten. Warum?

Es ist schädlich, im Regenwasser oder im weichen Schnee umherzupatschen und die nafsgewordenen Schuhe und Strümpfe am Fufse trocknen zu lassen.

Die Gewohnheit, Nadeln im Munde zu halten, ist schon oft verhängnisvoll geworden. Durch plötzlichen Hustenreiz, durch Niesen, Erschrecken oder einen unbeabsichtigten Stofs geriet die Nadel in den Schlund eines unvorsichtigen Mädchens. Die Ärmste wurde von der gröfsten Angst und den furchtbarsten Schmerzen gepeinigt und war nicht mehr vom Tode zu retten.

Wer Kirschen oder gar Pflaumen mit den Steinen in der Meinung ifst, das sei nicht schädlich, spielt mit seiner Gesundheit. Er setzt sich der Gefahr einer gefährlichen Darmentzündung aus, die in den meisten Fällen mit dem Tode endet.

Es ist ferner sehr tadelnswert, Früchte zn essen, die man nicht kennt, oder mit vollem Magen zu baden.

Sehr ungesund ist es, beim Lesen, Schreiben, Zeichnen, Nähen, Stricken krumm und schief zu sitzen, diese Arbeiten in der Dämmerung oder bei schlechtem Lichte zu verrichten und dabei die Brust an den Tisch zu drücken. Dadurch leiden Lunge und Augen, und der Brustkasten wird in seiner Ausdehnung beeinträchtigt.

Gesundheitsschädlich ist es, in die Sonne oder auf grell beleuchtete Schneeflächen zu schauen, zum Scherz oder aus Eitelkeit eine Brille zu tragen, Bohnen, Erbsen, Perlen und dergleichen in den Gehörgang oder in die Nase zu stecken, mit harten, spitzen Gegenständen im Ohr oder mit der Gabel in den Zähnen zu stochern und Nüsse mit den Zähnen aufzubeifsen.

E. Naturkräfte, ihre Wirkung und Anwendung.

229. Wie werden die Thermometer verfertigt?

Gregor Fischers Lesebuch.

Wenn man ein Thermometer verfertigen will, läßt man sich von einem Glasbläser eine hohle Kugel an das eine Ende einer engen Glasröhre blasen; das andere Ende dieser Röhre läßt man offen. Dann erhitzt man die Kugel über einer Flamme; infolgedessen dehnt sich die Luft in der Kugel aus. Weil aber das andere Ende der feinen Röhre offen ist, so entweicht die ausgedehnte Luft durch dasselbe. Ehe nun die Luft Zeit hat, sich abzukühlen, taucht man das offene Ende der engen Röhre unter die Oberfläche eines mit Quecksilber gefüllten Gefäßes. Augenscheinlich enthält die Kugel jetzt weniger Luft als zuerst, weil ein Teil derselben durch die Wärme ausgetrieben ist. Wenn die zurückgebliebene Luft abkühlt, zieht sie sich in einen kleinern Raum zusammen, und der Luftdruck von außen treibt das Quecksilber in die Höhe, so daß es den leeren Raum ausfüllt, ebenso wie er das Wasser in der Pumpe in die Höhe treibt. Ein Teil dieses Quecksilbers wird also in die Kugel getrieben. Nachdem wir nun ein wenig Quecksilber in der Kugel haben, erhitzen wir alles gut über der Flamme einer Lampe. Das Quecksilber wird bald kochen, und der Dampf wird die vor ihm befindliche Luft hinaustreiben, so daß zuletzt Kugel und Röhre, beide mit Quecksilberdampf gefüllt sind.

Wenn dies geschehen ist, tauchen wir das offene Ende der Röhre noch einmal in ein Gefäß mit Quecksilber. Da nun in der Röhre, sowie in der Kugel keine Luft ist, sondern nur Quecksilberdampf, und da dieser beim Abkühlen sich verdichtet, so entsteht ein leerer Raum, und das Quecksilber, in welches die Röhre getaucht ist, wird durch den Druck der äußern Luft in die Höhe getrieben, bis es Röhre und Kugel ausfüllt. Ehe sich das Quecksilber abkühlt, verschließen wir das offene Ende, indem wir die Glasröhre zuschmelzen, so daß also die Luft ausgeschlossen bleibt.

Nachdem nun unsere Thermometerröhre fertig ist, tauchen wir dieselbe, wenn sie kalt genug ist, in einen Behälter mit zerstoßenem Eis, welches anfängt zu schmelzen. Natürlich fällt die Quecksilbersäule in der Röhre, weil das Eis dieselbe abkühlt. Wenn das Quecksilber nicht mehr fällt, bezeichnen wir mit einer Feile die Stelle, bis zu welcher die Säule in der Röhre reicht. Diese Stelle wird die Quecksilberkuppe immer einnehmen, wenn das Instrument in schmelzendes Eis oder etwas, das ebenso kalt ist, gebracht wird. Jetzt tauchen wir Kugel und Röhre in kochendes Wasser und bezeichnen wie vorher die Stelle, bis zu welcher die Quecksilbersäule reicht. Natürlich steht dieselbe jetzt sehr hoch; denn das Quecksilber hat sich im heißen Wasser sehr stark ausgedehnt.

Nachdem wir so auf der Thermometerröhre zwei Punkte, welche dem Gefrier- und dem Siedepunkt des Wassers entsprechen, bezeichnet oder mit einer Feile eingeritzt haben, müssen wir zunächst die ganze Entfernung zwischen diesen beiden Punkten in 100 (oder 80) gleiche Teile teilen. Wir bekleiden die Röhre mit Wachs und ritzen dieses an den richtigen Stellen mit der Nadelspitze. Tauchen wir nun die ganze Röhre in eine Lösung Flußsäure, so ätzt diese die Striche ins Glas.

230. Georg Stephenson, der Begründer des Eisenbahnwesens.

Georg Nikolaus Marschall.

Die Engländer nahmen zuerst die gewaltige Kraft des Dampfes in den Dienst des Menschen. James Watt[1]) ist der Vater der Dampfmaschine, Georg Stephenson[2]) aber der Erfinder der Lokomotive und dadurch der Begründer unserer Eisenbahnen. Die Geschichte dieses Mannes zeigt uns so recht, wie ein verborgenes Talent durch Fleiß und Ausdauer auch aus den niedrigsten Verhältnissen sich emporarbeitet.

Stephenson war armer Leute Kind und mußte sich frühe seinen Lebensunterhalt selbst verschaffen. Er war in einer Kohlengrube als Maschinenbursche angestellt und verdiente in der Woche 12 Schillinge,[3]) mußte aber täglich 12 Stunden bei seiner Maschine zubringen, so daß er nur wenig freie Zeit hatte. Achtzehn Jahre war er alt geworden, ohne lesen, viel weniger schreiben zu können; denn es war seinen armen Eltern nicht möglich gewesen, ihrem Sohne auch nur dürftigen Unterricht geben zu lassen, und Schulen mit unentgeltlichem Unterrichte gab es damals in England nicht. Aber doch hatte Stephenson von Haus aus köstliche Schätze, Schätze von höherm Werte als Geld und Gut: einen kräftigen Körper und gute Gesundheit, einen klaren Verstand, einen strebsamen Geist und dann Gewöhnung an Mäßigkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit.

Seine freien Stunden verwandte Stephenson hauptsächlich dazu, die Pumpmaschine, bei der er beschäftigt war, auseinanderzunehmen, um sie durch und durch kennen zu lernen. Er hielt sie so reinlich, wie der Holländer seine Küche; stets fand er an ihr zu putzen und zu scheuern.

Unter seinen Kameraden waren einige, welche lesen konnten. Da gab es denn für unsern Georg keinen größern Genuß, als wenn ihm ein Freund beim Scheine des Maschinenfeuers aus einem Buche oder aus einer Zeitung vorlas.

Ein weiterer Lieblingszeitvertreib für ihn war das Modellieren von Maschinen aus Lehm. Als man ihm sagte, daß man von gar vielen wundervollen Maschinen, welche die Menschen schon erfunden hätten, nur aus Büchern sich Kenntnis zu verschaffen vermöge, da fühlte er, wie unglücklich der sei, der nicht einmal lesen könne. Er nahm sich vor, trotz seiner 18 Jahre die Kunst des Lesens noch zu lernen. In einem benachbarten Dorfe war eine Abendschule, besucht von einigen Grubenarbeitern und den Söhnen der in der Umgegend wohnenden Landleute. Dahin ging Stephenson wöchentlich dreimal in Begleitung eines Kameraden. Im Lesen machte er rasche Fortschritte; schwerer ging's mit dem Schreiben. Als er im Alter von 19 Jahren seinen Namen schreiben konnte, freute er sich, als ob er ein Königreich gewonnen hätte.

---

1) Spr.: dschehms uott. 2) stiwn'ß'n. 3) 12 Schillinge = rund 12 ℳ.

Nach einiger Zeit kam ein schottischer Vikar in Stephensons Heimatgemeinde und errichtete da eine Abendschule. Stephenson besuchte diese, und da der Vikar ein tüchtiger Rechenmeister war, lernte unser Maschinenbursche auch rechnen. Das fiel ihm viel leichter, als das Schreiben; ja ein Heizer, der mit Stephenson zugleich den Rechenunterricht begonnen hatte, sagte, dieser habe so schnell rechnen gelernt, daß es ihm unbegreiflich gewesen sei.

Schon ums Jahr 1630 hatte ein Grubenbesitzer in der Nähe von Newcastle[1]) von seinen Kohlengruben bis zu den Kohlenniederlagen am Tynefluß[2]) hölzerne Schienen gelegt, auf denen schwerbeladene Wagen von einem Pferd gezogen wurden. Etwa zur gleichen Zeit hatte Salomon de Caus[3]) behauptet, es sei möglich, durch Wasserdämpfe Schiffe und Wagen fortzubewegen, wurde aber, da er sich an den König von Frankreich gewandt hatte und sich nicht abweisen ließ, für einen Narren erklärt und ins Irrenhaus gesperrt. Inzwischen hatte man allerdings Dampfmaschinen hergestellt, aber nur feststehende. Stephenson griff den Gedanken des Salomon de Caus wieder auf und fand bei einem Lord Teilnahme für seine Pläne. Dieser gab das Geld zur Erbauung einer beweglichen Maschine her, obwohl überkluge Köpfe ihn einen Narren schalten, der sein Geld wegwerfe.

Doch hatte Stephenson noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor er den Bau seiner Lokomotive beginnen konnte. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, Arbeiter zu finden, welche vom Maschinenwesen genug verstanden, um seine Zeichnungen ausführen zu können. Gute Mechaniker waren damals überhaupt noch selten, in den Kohlenwerken aber kaum zu bekommen; auch die Werkzeuge, welche man in diesen fand, waren noch sehr roh und plump. Stephenson mußte seine Arbeiter erst selbst schulen und unterrichten.

Endlich — im Jahre 1814 — war die erste Lokomotive fertig, und am 25. Juli brachte man sie zuerst auf die Eisenschienen, welche man schon früher an Stelle der hölzernen gesetzt hatte Der Versuch war gelungen. Die Maschine zog mit einer Geschwindigkeit von 4 englischen Meilen auf die Zeitstunde acht schwerbeladene Wagen von einer Gesamtlast zu 30 Tonnen (à 20 Zentner). Wohl war die Maschine ziemlich plump und unvollkommen; auch berechnete sich bei ihrem Gebrauche kein Gewinn gegenüber der Verwendung von Pferden, und schneller ging die Arbeit auch nicht von statten. Aber der Anfang war gemacht, und bald folgte Verbesserung auf Verbesserung, und Stephenson brachte manche der wichtigsten noch selbst zu Stande. Bis zu welchem Grade die Leistungsfähigkeit der Lokomotive heutigestages gesteigert wurde, und welche Schwierigkeiten beim Bahnbau man überwindet, das ist geradezu staunenswert, und nichts kann uns wohl einen größern Respekt vor den Kräften der Natur wie vor der Macht des Menschengeistes einflößen, als die vor endlosen Wagenzügen dahinsausende Lokomotive.

231. Vom Wasser.

Georg Nikolaus Marschall.

1. Es ist etwas Merkwürdiges um das Wasser. Es ist flüssig wie Luft, und doch sind die Brücken, welche es zur Winterzeit über Teiche und Flüsse schlägt, fester, als wenn sie aus Quadersteinen gewölbt wären. Es trägt unsere Schiffe, und doch können wir nicht auf dasselbe treten, ohne zu versinken. Es schwebt als Nebel und Wolke

---

Spr.: 1) njukaßl. 2) teinfluß. 3) dö ko.

über den höchsten Bergen und steigt hinunter bis in die unermeßlichen Tiefen des Meeres. Es ist so verbreitet, daß es drei Vierteile der Erdoberfläche bedeckt und ist doch von den meisten Menschen nur wenig gekannt. Es ist so notwendig, daß kein Mensch, kein Tier, kein Pflänzchen ohne dasselbe leben kann, und wie wenig wird ein Wassertropfen geachtet! Es ist farblos und bringt doch im Regenbogen das schönste Farbenbild der Natur hervor. Es ist ohne Geschmack und doch in der Hitze des Sommers das größte Labsal. Ein Mann, welcher 154 Pfund wiegt, hat 116 Pfund Wasser und nur 38 Pfund feste Stoffe. Du siehst also, das Wasser ist dein unzertrennlicher Gefährte, der sich mit dir zu Tische setzt, dich auf allen Wegen begleitet und sich mit dir zu Bett legt, und doch — welch ein trügerisches, von dir gefürchtetes Element! Wasser, Wasser! schreien die Leute bei einer Feuersbrunst, und gerade das Wasser enthält einen Stoff, der leicht entzündlich und verbrennbar ist. Dies ist der Wasserstoff (das Wasserstoffgas).

2. Das Wasser ist nämlich keineswegs ein einfacher Stoff (Element), sondern man hat gefunden, daß es eine Verbindung von zwei Grundstoffen ist, von Wasserstoff und Sauerstoff, und zwar enthalten 9 g Wasser 8 g Sauerstoff und 1 g Wasserstoff. Beide Stoffe sind luftförmig, durchsichtig, farb-, geruch- und geschmacklos. Sie kommen nirgends in der Natur unvermischt und unverbunden vor, sondern müssen erst auf künstlichem Wege dargestellt, d. h. ausgeschieden werden. Mit andern Stoffen verbunden findet sich sowohl der Sauer- als der Wasserstoff in ungeheuern Mengen auf unserer Erde. Der Sauerstoff ist uns zum Atmen unentbehrlich und heißt deshalb auch Lebensluft. Der Wasserstoff ist 14mal so leicht als die atmosphärische Luft und wird deshalb zur Füllung von Luftballons verwendet. Wenn man zwei Teile Wasserstoff in einem verschlossenen Gefäße mit einem Teile Sauerstoff vermischt und erhitzt, so verbinden sich die beiden Elemente plötzlich unter einem furchtbaren Knall. Dieses Gemisch nennt man deshalb Knallgas.

Acht Gewichtsteile Sauerstoff und ein Gewichtsteil Wasserstoff verbinden sich zu Wasser. Diesem sind aber noch andere Stoffe beigemischt, und selbst unser „reines“ Trinkwasser ist nicht frei von fremden Stoffen; es muß solche, namentlich Kohlensäure, enthalten, wenn es trinkbar sein soll. Freier von fremden Stoffen ist schon das Regenwasser. Will man es ganz rein erhalten, so bringt man in einem Gefäße Wasser ins Kochen, fängt den Wasserdampf auf und leitet ihn durch Röhren in ein kühles Gefäß; hier verdichtet er sich zu Tropfen. Dieses Wasser nennt man destilliertes; es ist völlig geschmacklos.

3. Das Wasser wird durch Kälte in einen festen Körper, das Eis, verwandelt. Dabei dehnt sich die gefrierende Masse mit unwiderstehlicher Kraft aus, und ihr habt wohl schon bemerkt, daß Flaschen, Fässer, eiserne Gefäße zerspringen, wenn das in ihnen befindliche Wasser gefriert. Ja, selbst Felsen werden durch das Eis gesprengt und Bäume zerbersten, wenn das in ihnen enthaltene Wasser bei strenger Kälte sich in Eis verwandelt. Die Härte des Eises nimmt mit der Kälte zu, und im hohen Norden wird es oft so hart, daß es sich nur wie

Stein mit dem Hammer zerschlagen läßt. Man hat sogar schon Kanonen aus solchem Eise verfertigt und konnte mit starken Pulverladungen aus ihnen schießen, ohne daß sie zersprangen.

4. In der Wärme verdunstet das Wasser, d. h. es geht in gasförmigem Zustande in die Luft über. Täglich verwandelt sich eine Menge Wasser in Wasserdampf. Gelehrte Leute haben ausgerechnet, daß aus dem Meere allein jährlich mehr als 10 Billionen Zentner Wasser in die Luft aufsteigen. Dies ist eine ungeheure Masse, und wenn alle Menschen zusammenstünden und ihre Dampfmaschinen, Pferde, Ochsen u. s. w. zu Hilfe nähmen, so könnten sie nicht so viel aus dem Meere pumpen. Diese Wasserdämpfe nun sind leichter als die Luft und steigen deshalb in derselben in die Höhe. Die Winde tragen sie dann weit, weit fort über alle Länder. Sie verdichten sich in kalten Luftschichten und Luftströmungen, werden als Wolken sichtbar und fallen endlich als Schnee oder Regen wieder zur Erde nieder. Da sammelt sich das Wasser und tritt in Quellen hervor; die Quellen vereinigen sich zu Flüssen, und diese führen dem Meere wieder das Wasser zu. So vollzieht sich dessen wunderbarer, fortwährender Kreislauf vom Meere zum Lande und vom Lande wieder zum Meere.

232. Von der Luft.

W. Fix.

Die Luft, welche die Erde umgibt, bildet in großer Ausdehnung den Luftkreis oder die Atmosphäre; darum nennen wir auch die Luft, welche wir gewöhnlich um uns haben, atmosphärische Luft. Sie besteht hauptsächlich aus $^1/_5$ Sauerstoff und $^4/_5$ Stickstoff; außerdem ist aber auch noch etwas Kohlensäure in ihr vorhanden. Das ist eine Luftart oder ein Gas, welches aus Sauerstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt ist.

Obschon die Kohlensäure nur einen sehr geringen Teil der atmosphärischen Luft bildet, so ist sie doch in der Natur vielfach verbreitet. An einigen Stellen, besonders in vulkanischen Gegenden, z. B. in der Hundsgrotte bei Neapel, strömt sie beständig aus der Erde hervor. Sie findet sich ferner im Wasser der Quellen, und diejenigen, welche sie in großer Menge enthalten, z. B. das Selterswasser, heißen Sauerbrunnen, weil die Kohlensäure dem Wasser einen säuerlichen Geschmack mitteilt. Im Wasser und in geistigen Getränken ist die Kohlensäure heilsam; Wein und Bier schmecken sogar schal und fade, wenn sie nicht mehr perlen, d. h. keine Kohlensäure mehr enthalten. Bei der Gärung des Bieres und Weines entwickelt sich Kohlensäure, und es ist gefährlich, zu solcher Zeit in den Keller zu gehen, wenn nicht vorher die Kellerlöcher geöffnet worden sind; denn so heilsam die Kohlensäure in den Getränken dem Magen ist, so schädlich ist sie beim Einatmen den Lungen. Sie erregt Schwindel und Betäubung und wirkt, rein eingeatmet, tödlich. Die Kohlensäure entwickelt sich ferner beim Verbrennen kohlenstoffhaltiger Körper (der Steinkohle, des Holzes u. s. w.), bei der Fäulnis von Pflanzen- und Tierkörpern, sowie beim Atmen der Menschen und Tiere. Beim Einatmen wird der in der Luft enthaltene Sauerstoff zum größten Teil von dem Blute aufgenommen, und was wir

ausatmen, ist hauptsächlich Kohlensäure. In einem Zimmer, in welchem viele Menschen sich eingeschlossen befinden, brennen die Lichter immer düsterer; denn Kohlensäure ist, wie zum Einatmen, so auch zur Unterhaltung des Feuers und der brennenden Lampen untauglich. Die Menschen fühlen in einem solchen Zimmer Beängstigung und würden endlich ersticken, wenn keine atmosphärische Luft mit Sauerstoff eindringen könnte. Auch die Pflanzen atmen nachts eine Menge Kohlensäure aus, und deshalb ist es schädlich, im Schlafzimmer viele Blumen zu haben. Noch gefährlicher aber ist es, glühende Holzkohlen in dasselbe mitzunehmen oder gar den Schieber eines geheizten Ofens völlig zu verschliefsen. Die Kohlensäure, die sich aus dem Feuer entwickelt, hat nun keinen andern Ausweg mehr als in das Zimmer hinein, und gar mancher hat sie schon im Schlafe eingeatmet und ist nicht wieder erwacht.

233. Wind und Wetter.

Lesebuch von Robert Niedergesäß.

Die Luft gerät zuweilen in eine lebhafte Bewegung, und diese heißt Wind. Die Atmosphäre ist nämlich nicht in allen Gegenden gleich warm; warme Luft ist aber leichter als kalte. Erstere steigt stets in die Höhe, und nach dem Orte, wo sie sich befand, strömt kältere Luft hin. Darum ist es in den Zimmern oben stets wärmer als am Fußboden, und wenn man die Thüre öffnet, entsteht ein Luftzug, ein schwacher Wind, indem die warme Luft oben zur Thür hinaus-, die kalte unten hereinfließt. Was hier im kleinen geschieht, geschieht in der Natur im großen. Unter dem Äquator wird die Luft sehr heiß; sie steigt auf und fließt den Polen zu, von wo die kalte Luft unter der obern wärmern Schicht nach dem Äquator zieht. Auch der Wechsel zwischen dem wärmern Tage und der kältern Nacht, dann der Wechsel der Jahreszeiten muß Luftströmungen oder Winde verursachen.

Man benennt den Wind nach den verschiedenen Himmelsgegenden, aus denen er kommt, und zählt daher vier Hauptwinde: den Nord-, Ost-, Süd- und Westwind. Die zwischen den Weltgegenden herwehenden Winde nennt man: Nordost-, Südost-, Nordwest- und Südwestwinde. Die Seefahrer machen noch schärfere Unterschiede und zählen 32 Windrichtungen.

Sehr starke Winde heißen Stürme oder Orkane. Die Winde sind außerordentlich nützlich, ja für den Haushalt der Natur unentbehrlich. Sie vertreiben schädliche Dünste, trocknen den allzufeuchten Erdboden und fördern so das Wachstum der Pflanzen und das Wohlsein der Menschen und Tiere, ganz abgesehen von den vielfachen Vorteilen, die sie dem Gewerbebetrieb und besonders der Schiffahrt gewähren. Aber die Stürme sind auch schrecklich, wenn sie heulend über die Erde dahinbrausen, Bäume entwurzeln, Wälder krachend niederlegen, Dächer in die Luft führen, die festesten Gebäude erschüttern und selbst Ströme in ihrem Laufe hemmen.

Doch entsetzlicher noch ist die Wirkung der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe scheitern. Mit dem Sausen

des Orkans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald Abgründe zu öffnen, bald die Wolken des Himmels zu berühren scheinen.

Am schrecklichsten sind die Stürme in den heißen Weltgegenden. So zittert der Ägypter, wenn der tödliche Chamsin oder Glutwind aus den Wüsten hervorbricht. Ähnlich dem Chamsin und dem afrikanischen Samum ist der von Afrika nach Europa herüberwehende Sirokko.

Im ganzen genommen ist die gemäßigte Zone dadurch ausgezeichnet, daß oftmals der warme, obere Westwind herunterstürzt und unsere Luft plötzlich erwärmt, und daß bald darauf der kalte, schwere, untere Ostwind sein Regiment wieder gewinnt, daher ein beständiger Wechsel des Wetters zu jeder Jahreszeit eintreten kann und auch wirklich meist stattfindet. Den kalten Ostwind, weil er schwer ist, verkündet das Barometer durch Steigen, den warmen Westwind, weil er leicht ist, verrät es durch Fallen, und so wird es zum Vorboten des Wetters. Denn der Ostwind bringt kalte, harte und heitere Luft, der Westwind, welcher sich über dem Meere mit Feuchtigkeit sättigte, warme, weiche und wässerige Luft herbei, aus welcher je nach den Jahreszeiten Regen oder Schnee herabfällt. Diese Niederschläge sind am stärksten und gewöhnlich mit heftigen Gewittern verbunden, wenn der kalte Strom dem warmen gerade begegnet, weil die Abkühlung der warmen, mit Wasser gesättigten Luft eine gewaltsame Ausscheidung des Wassers in Tropfengestalt bewirkt.

So ist der Wind der eigentliche Wettermacher. Er duldet nicht, daß wir immer in der Wärme oder beständig in der Kälte leben; sondern er führt uns das Wetter zu, das am Pol und am Äquator für uns gebraut wurde, und bringt so den unendlichen Reichtum der Erscheinungen, welcher mit jedem Morgen von neuem die Frage nach dem Wetter veranlaßt.

234. Belehrung über das Wetterglas oder das Barometer.

L. Meyn nach Johann Peter Hebel.

Mancher hat wohl sein Wetterglas im Stüblein hängen, und wenn er es ansieht, sagt er vielleicht: »Morgen können wir noch nicht mähen.« Aber doch weiſs er nicht recht, warum das Wetterglas ihm das anzeigt.

Merke erstlich: Ein Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins, in dem sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anderes ist, da sei doch wenigstens Luft Aber oben in der langen Röhre, über dem Quecksilber ist keine Luft, sondern nichts. Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Stellung bringt, als wollte man es umlegen. Das Quecksilber fährt alsdann durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen leisen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: »Ich bin auch da; ich muſs auch Platz haben.«

Drittens: Die Luft, welche die Erde umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab; ja, sie will sich vermöge einer inwendigen Kraft beständig nach allen Seiten ausdehnen und ausspannen. Deshalb geht sie durch jede offene Thür, ja, durch jedwedes Spältlein in die Häuser und aus einem Gemache in das andere und durch die kleine Öffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Quecksilber; und die Luft, welche aufsen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Sie treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 70 und 76 cm weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber einmal einen gewissen Stand erreicht hat, so drückt es vermöge seiner Schwere der Luft dergestalt entgegen, dafs beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben.

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung der Luft bleibt nicht immer gleich. Ist die Spannung grofs, so drückt die Luft so sehr auf das Quecksilber im Kölblein, dafs es in der Röhre hinauf mufs, manchmal bis über 76 cm hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläfst, drückt im Augenblicke die Schwere des Quecksilbers in der Röhre nach. Dann sinkt also das Quecksilber, manchmal bis unter 70 cm hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel des Druckes der Luft.

Endlich merke: Wenn die Luft anfängt, sich stärker auszudehnen und zu drücken, so wird gemeiniglich das Wetter heiter und schön. Das hat eine lange Erfahrung gelehrt. Läfst aber die Luft im Drucke nach, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind und Gewitter. Wie nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, ebenso kündigt es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anderes dazwischen kommt; denn bisweilen täuschen alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

235. Der Schall.

Ludwig Solereder.

Streicht man mit dem Violinbogen über eine Saite, schlägt man mit dem Hammer auf eine feste Unterlage, stößt oder reibt man zwei Gegenstände aneinander rc., so geraten alle oder mehrere Teilchen dieser Körper in schwingende Bewegung. Diese schwingenden Bewegungen nimmt man an der Saite mit dem Auge wahr, wenn sie nicht einen gewissen Grad von Geschwindigkeit überschreiten; man fühlt sie, wenn man die Hand auf die tönende

Glocke legt. Diese zitternde Bewegung der Körper teilt sich aber auch der Luft mit, welche den Körper umgibt; die Luft schwingt mit und gerät dann in ähnliche Wellen wie das Wasser, in welches ein Stein geworfen wird. Die Wellen oder bewegten Luftteile verbreiten sich immer weiter nach allen Richtungen, bilden immer größere Kreise, bis sie zu unserm Ohre gelangen und vernommen werden. Die so entstandene und wahrgenommene Lufterschütterung nennen wir Schall, die schwingenden Bewegungen der Luft aber heißen Schallwellen.

Jede Schallwelle, ist sie stark genug, ist hörbar und bildet einen Schall; mehrere dergleichen in unregelmäßiger Folge bilden ein Geräusch, in regelmäßiger Folge dagegen einen Ton, dessen Höhe oder Tiefe von der größern oder geringern Zahl der in einer Sekunde sich folgenden Schallwellen abhängt.

Die Luft ist es also, die in uns den Schall, die Töne, die Wunder der Harmonie erzeugt. Ohne Luft würden wir nichts hören; es würde Totenstille herrschen. In luftleerem Raume, unter der Glocke der Luftpumpe, kann ein Schlagwerk nicht tönen. Je klarer und dunstfreier die Atmosphäre, je dichter die Luft ist, desto vernehmbarer und kräftiger sind die Töne und Klänge. Auf hohen Bergen ist der Knall der Pistole schwächer als im Thale; in der zusammengepreßten Luft der Taucherglocke verursacht das sonst geringste Geräusch dem Taucher unleidlichen Schmerz im Ohr. Auch die Bewegung der Luft und die Richtung der Winde verändert die Kraft des Schalles So hört man den Klang der Glocke wenig oder nicht auf der Seite, von welcher der Wind her weht; dagegen werden die Klänge weithin getragen, wohin der Wind sich bewegt. So hört man nachts schärfer jedes Geräusch und fernhin jeden Ton, den man am Tage nicht wahrzunehmen vermag, hauptsächlich auch darum, weil in der Nacht die Luft kühler und darum dichter ist.

Die Luft ist zwar das hauptsächlichste Fortpflanzungsmittel des Schalles, aber sie ist nicht das einzige. Es gibt viele Körper, die wir als Schallleiter bezeichnen können. Solche Körper müssen eine gewisse Elasticität haben; durch sie wird dann der ursprüngliche Schall sehr verstärkt. Die Resonanzböden bei Saiten- und Flügel-Instrumenten, das Metall bei Glocken, an Hörnern und Trompeten, die Gewölbe in Sälen und Kirchen verstärken den Schall. — Weiche, nachgiebige Körper dagegen, wie z. B. Watte, Werg, Wolle, Mehl, Kleie, Sägespäne, leiten den Schall nur in sehr geringem Grade. Ein dicker Teppich erstickt das Geräusch der Fußtritte; ein Thürvorhang aus dichtem Wollenzeuge schützt ebensowohl vor Luftzug als vor Horchen im Vorzimmer.

Wer einen in einiger Entfernung arbeitenden Holzhacker aufmerksam beobachtet hat, wird vielleicht schon mit Verwunderung bemerkt haben, daß er den Klang der Axt nicht augenblicklich nach dem Niederfallen, sondern erst vernommen habe, wenn sie wieder über dem Haupte des Holzhauers geschwungen ist. Von zwei Männern, deren Uhren auf die Sekunde gleich gehen, stehe der erste eine Viertelstunde, der zweite eine Stunde weit von einer Kanone entfernt; beide haben mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Augen auf die Zeiger ihrer Uhren gerichtet, um ganz genau bestimmen zu können, wann sie den Knall des Geschützes hören. Der Kanonier feuert: der eine

Stunde entfernte Beobachter wird den Donner später hören, als der nur eine Viertelstunde entfernte, und auch diesem wird der Kanonier bedeuten, daß das Geschütz schon mehrere Sekunden früher abgefeuert wurde, als derselbe den Knall vernahm. — Der Schall braucht nämlich eine gewisse Zeit, um von dem schallenden Körper in unser Ohr zu kommen. Durch oft wiederholte Versuche hat man gefunden, daß er in einer Sekunde einen Weg von 333 m zurücklegt.

Wie die ans Ufer schlagende Welle von diesem abprallt und in rückgängiger Bewegung wieder über das Wasser eilt, so auch die Schallwelle, wenn sie auf einen dichtern Körper trifft. Kehrt sie in der Richtung nach ihrem Ausgangspunkte zurück, so wird sie zum zweitenmale vernommen. Wir nennen das — Echo, Widerhall. Echos, welche eine, zwei, drei und mehr Silben deutlich unterscheidbar zurückwerfen, nennt man ein-, zwei-, drei- ꝛc. silbige. Da man nun in einer Sekunde acht Silben noch deutlich zu unterscheiden vermag, so würde, wo ein viersilbiges Echo entstehen soll, die zurückwerfende Wand ungefähr 80 m von dem Ausgangspunkt des Schalles entfernt sein müssen, wogegen zu einem einsilbigen Echo diese Entfernung nur etwa 20 m zu betragen braucht. Dies dürfte wohl auch die geringste Entfernung sein, in welcher ein Echo deutlich vernommen werden kann. In Sälen und Kirchen entsteht nur ein sogenannter Nachhall. Ist der Ausgangspunkt des Schalls dagegen zu weit von der reflektierenden Wand entfernt, so verlieren die zurückgeworfenen Schallwellen zu sehr an Stärke, um, an ihrem Ausgangspunkte wieder angelangt, noch einen Ton hörbar werden zu lassen.

Sind mehrere reflektierende Wände vorhanden, so entsteht ein mehrfaches Echo. Ein solches ist das am Lurleifelsen am Rhein, welches bei günstiger Luft einen Pistolenschuß 17 mal vernehmen lassen soll. Auf dem Königssee ist bei reiner und ruhiger Luft das Echo wohl zehnfach.

Auf der Zurückwerfung der Schallwellen beruhen das Kommunikationsrohr, das Sprachrohr, das Hörrohr.

236. Das Licht und die Farben.

Nach Dr. L. von Tutschek.

Licht kommt nicht nur von den Sonnenstrahlen, sondern auch von irdischen Stoffen, welche brennen. In beiden Fällen ist das Licht jederzeit von Wärme begleitet. Aber wie es Gegenstände gibt, welche warm sind, ohne zu leuchten, ebenso gibt es auch solche, welche Licht von sich geben, ohne mehr Wärme auszustrahlen als dunkle. Als Beispiele hiefür können Phosphor, faules Holz und Leuchtwürmer dienen, welche in der Dunkelheit leuchten, aber keine fühlbare Wärme verbreiten.

Das Licht ist die Ursache, daß uns die Gegenstände sichtbar sind, und je mehr diese Licht erhalten, desto deutlicher werden sie gesehen. In vollständiger Dunkelheit sieht man nichts. Ein Gegenstand wird nur dann für das Auge sichtbar, wenn von jedem Teile desselben Lichtstrahlen in unser Auge gelangen. Diese Strahlen gehen jederzeit in geraden Linien. Wenn etwas Undurchsichtiges zwischen dem Gegenstande

und dem Auge sich befindet, so sieht man den Gegenstand nicht; denn die Lichtstrahlen können dann nicht zum Auge gelangen. Wie fein das Licht ist, und wie fein seine Strahlen sind, erkennt man daraus, daß man eine ganze Landschaft mit Wiesen, Bäumen und Häusern durch ein Loch sehen kann, welches man mit einer Nadel in ein Stück Papier gestochen hat. Von jedem Teile der Wiesen, Bäume und Häuser kommen durch diese kleine Öffnung Lichtstrahlen zum Auge.

Ein Baum oder ein Berg, welcher weit entfernt ist, scheint kleiner zu sein, als ein näher stehender; denn die Lichtstrahlen, welche von den äußersten Rändern eines Gegenstandes ausgehen, laufen in unserm Auge mehr spitz zusammen, wenn der Gegenstand weit entfernt ist.

Das Licht macht seinen Weg mit so unglaublicher Geschwindigkeit, daß kein Unterschied zwischen der Zeit zu bemerken ist, in welcher man irgend etwas vorgehen sieht, und der Zeit, in der es wirklich vorgeht, außer auf sehr weite Entfernungen. Eine genaue Messung jener Geschwindigkeit ist deshalb sehr schwierig; sie wurde aber gleichwohl vorgenommen. Wir wissen z. B., daß das Licht von der Sonne bis zur Erde seinen Weg von 20 Millionen Meilen in acht Minuten zurücklegt. Welche Beispiele weißt du dafür anzuführen, daß das Licht schneller läuft als der Schall?

Aber das Licht ist nicht allein Ursache, daß die Dinge gesehen werden, sondern auch, daß man sie in einer gewissen F a r b e sieht. In der Dunkelheit sind alle Dinge schwarz. Der Regenbogen mit seinen sieben Farben entsteht dadurch, daß die Sonnenstrahlen in den kleinen Wassertropfen einer Regenwolke gebrochen werden. Läßt man das Sonnenlicht durch ein Stück Glas gehen, das dreikantig geschliffen ist, so entstehen dieselben sieben Farben; ja, wenn man ein Trinkglas zur Hälfte mit Wasser füllt und es in geneigter Richtung über weißes Papier hält, während die Sonnenstrahlen auf das Glas fallen, erhält man dieselben Farben auf dem Papier. Diese sind rot, orangegelb, hellgelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett. Das weiße Sonnenlicht besteht aus diesen sieben Arten von gefärbtem Lichte. Ein Gegenstand, der rot erscheint, hat eine solche Oberfläche, daß er das rote Licht von sich strahlt, die übrigen Lichtstrahlen aber einsaugt; ein grüner Gegenstand wirft grünes Licht zurück, die übrigen Strahlen aber saugt er ein. Schwarze Gegenstände saugen alles Licht in sich und werfen keines zurück; weiße Gegenstände dagegen werfen alle Lichtstrahlen zurück und behalten keine.

Gewisse Dinge lassen kein Licht durch sich hindurchgehen, sondern bringen Verdunklung hervor, wo sie im Wege stehen. Diese Dinge sind u n d u r c h s i c h t i g, und wenn Licht auf sie fällt, so wird bloß die gegen das Licht gewendete Seite erleuchtet, die andere bleibt dunkel und wirft einen Schatten hinter sich, der um so dunkler erscheint, je stärker das Licht ist.

Die Dinge, welche das Licht durch sich hindurchgehen lassen, sind durchsichtig. Zu ihnen gehört die Luft, das Wasser, das Glas. Durch sie kann man daher Dinge sehen, welche sich hinter ihnen befinden. Daß sie gleichwohl nicht vollkommen durchsichtig sind, kann man daran

erkennen, daß man, wenn sie sich in sehr dicken Lagen auf- oder hintereinander befinden, die Gegenstände weniger deutlich sieht. Die Luft ist jedoch unter allen Stoffen der durchsichtigste.

237. Blitz und Donner.

Hermann Wagner.

1. Die Glasscheibe im Fenster hat eine hohe Wichtigkeit für die Wohnstube. Durch sie dringt die Tageshelle ins Zimmer, durch sie spaziert ungehindert der klare Sonnenstrahl herein. Sie hält Sturm und Regen ab. Das Kind kann ruhig neben ihr spielen, wenn draußen die Schneeflocken tanzen. Es hat auch seine Freude über die Glasscheibe, wenn silberne Eisblumen an ihr wachsen, trommelt auch wohl leise einen Marsch mit den Fingern auf ihr oder läßt sie singen, wenn sie feucht ist; denn die Glasscheibe ist auch etwas musikalisch. Aber daß in ihr Blitz und Donner verborgen sind, hat es vielleicht bis heute noch nicht gewußt, und doch ist dem also!

Jemand nimmt eine große Glasscheibe und läßt sie vom Glaser rund schneiden, wie einen Teller; in der Mitte erhält sie ein Loch. In dieses befestigt er eine Walze mit einem Griffe zum Drehen und legt die Enden der Walze auf Halter, an denen unten ein Fuß ist. So vermag er die Scheibe zu drehen, wie der Scherenschleifer den Schleifstein. An der Seite klemmt er zwei Brettchen an, die nach innen mit Leder belegt sind. Letzteres ist mit einer Mischung aus Quecksilber, Zink und Zinn bestrichen, damit beim Umdrehen der Scheibe das Glas zwischen den Brettchen gerieben wird. Die Brettchen heißen auch das Reibzeug. An das Reibzeug wird ein metallenes Kettchen gehängt, das bis zur Erde herabreicht, und dann wird die Scheibe gedreht. Kommt man nun mit dem Finger dem Rande der geriebenen Scheibe nahe, so fährt ein kleiner Funke heraus und hinein in den Finger. Es wird ein leichtes Knacken gehört, und man fühlt ein Zucken durch den ganzen Körper, besonders in den Gelenken der Arme. Siehe, da haben wir einen kleinen Blitz und eine kleine Probe von dem dazu gehörigen Donner.

In der Glasscheibe befinden sich zwei verschiedene Kräfte, Elektricitäten genannt. Beide finden sich stets zusammen, wie zwei unzertrennliche Freunde; wo die eine ist, ist auch die andere. Werden sie getrennt, so suchen sie eifrigst sich wieder miteinander zu vereinen. Durch das Reiben mit dem Reibzeuge werden die beiden verschiedenen Elektricitäten im Glase getrennt; die eine geht ins Reibzeug und durch die metallene Kette zur Erde, die andere wird im Glase bemerklich. Die zur Erde gelangte strömt auch durch unsern Körper, ohne daß wir's bemerken, und in dem Augenblicke, da wir den Finger der Glasscheibe nähern, vereinen sich die getrennten Freunde wieder. Daß sie dabei einen Freudenschuß thun und illuminieren, darf uns nicht wundern.

2. Man hat die beiden Elektricitäten zuerst im Bernstein kennen gelernt. Wird ein Stück Bernstein gerieben, so kommen zwar nicht sogleich Funken zum Vorscheine, es werden aber kleine Papierschnitzelchen und Harzspänchen davon angezogen. Da die Alten den Bernstein Elektron nannten und glaubten, daß er allein eine solche merkwürdige Kraft besitze, so bezeichneten sie diese nach ihm als Elektricität. Daß aber alle Harze dieselben elektrischen Eigenschaften mit ihm teilen, davon kann uns eine Stange Siegellack überzeugen, die ja auch zum größten Teile aus einem Harze, dem Schellack, besteht. Reibe sie nur auf wollenem Zeuge, und du wirst sehen, wie eifrig die kleinen Papierstückchen zu ihr emporhüpfen, wenn du sie darüber hältst. Ein Stück Schwefel wird sich auf gleiche Weise benehmen. Sind die Harz- und Schwefelstücke groß genug, und wird das Reiben mit Wollenzeug oder Pelz lange genug fortgesetzt, so kommen endlich auch knisternde Funken zum Vorschein.

Aber nicht im Glase, Harze, Schwefel und in der Wolle allein sind die beiden Elektricitäten vorhanden, sie befinden sich in jedem Körper: in Erde und Wasser, Luft und Steinen, Pflanzen, Tieren und Menschen, nur daß sie sich nicht in allen Körpern auf gleich leichte Weise trennen und bemerkbar machen lassen. Sie sind auch vorhanden in den Wolken, werden aber dort, besonders im Sommer, oft voneinander getrennt. Ob die Wärme, das Verdunsten des Wassers oder das Tropfbarwerden des Wasserdampfes, oder aber, ob die Luftströmungen und die durch dieselben herbeigeführten Reibungen die Trennung der beiden Elektricitäten veranlaßt, wissen wir nicht genau. Vielleicht wirken mehrere Ursachen zusammen. Mitunter sammelt sich die eine Art Elektricität in der einen Wolke und die andere in einer andern. Nähern sich nun beide Wolken, so vereinigen sich die getrennten Kräfte. Der große Funke, welcher sich hiebei zeigt, ist der Blitz; der dabei hörbare Knall ist der Donner, der bekanntlich auf dieselbe Weise entsteht wie das Klatschen einer Peitsche und wie der Knall einer Kanone. Hat sich die eine der getrennten Elektricitäten in der Erde gesammelt, so springt der Funke aus der Wolke zur Erde, und man pflegt zu sagen: der Blitz hat eingeschlagen.

3. Hin und wieder bemerkt man, daß auf Häusern senkrecht emporsteigende Eisenstangen mit vergoldeten Spitzen angebracht sind, von denen über beide Seiten des Daches hinweg an dem ganzen Gebäude herunter Drähte in die Erde geleitet sind. Das sind Blitzableiter, durch welche man die Gebäude vor dem Einschlagen des Blitzes schützt. Aber wie soll eine solche Stange ein Schutz gegen die furchtbar zuckenden, zermalmenden Blitze sein? Höre!

Ein kluger Mann in Amerika, Namens Franklin, machte einst einen großen Drachen, ebenso einen, wie ihn die Knaben im Herbste

steigen lassen, dessen Spitze oben von Eisen war, und der unten in einem eisernen Drahte endigte, welcher statt des Bindfadens bis zur Erde reichte. Diesen Drachen ließ er während eines Gewitters emporsteigen, und siehe, sobald die Gewitterwolken sich ihm näherten, fuhren die feurigen Blitze an dem Drahte hinab in die Erde. Bei solch einem Versuche wurde einmal ein unvorsichtiger Mensch erschlagen. Dieses Herabgleiten der Blitze brachte Franklin auf die schöne Erfindung der Blitzableiter. Wenn ein Blitzstrahl auf ein mit einem Blitzableiter versehenes Gebäude herabschießt, so wird er durch die Spitze der eisernen Stange angezogen und, ohne Schaden zu thun, in die Erde geleitet. Der Blitz fährt gern in erhabene Gegenstände; daher darf man sich während eines Gewitters nicht unter einen Baum stellen. Am gefährlichsten ist der Aufenthalt unter einer Eiche; denn je härter das Holz ist, desto besser dient es dem Blitze zur Herableitung in die Erde. Zu Hause meide man die Nähe des Ofens und die Zugluft, unterwegs aber gehe, fahre und reite man langsam, oder steige lieber ab und halte sich möglichst fern von Pferd und Wagen.

238. Nach dem Gewitter.

Lorenz Hirschfeld.

Welche Anmut in der Natur! Die finstern Gewölke zerteilen sich, bestrahlt von glänzendem Lichte; lächelnde Heiterkeit, die alles erfreut, breitet sich am Himmel aus; sein blaues Gewand bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler, Hügel und Wiesen; bald liegt die Landschaft in sanfter Dämmerung, bald erscheint sie wieder in goldenem Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt, wie seine malerischen Farben in doppeltem Abglanz spielen und in der klaren Flut des Sees widerscheinen! Das nahe Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an. Die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken. Die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen und regnen, vom gaukelnden Westen bewegt, von neuem den zu schweren Reichtum der Tropfen herab. Die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung. Alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder und Auen erquickt das Auge durch seinen hellen Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Scharen von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Zuge umher; die Herden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Behagen; tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Alles frohlockt über die angenehme Kühle. Der Wanderer setzt munterer seine Reise fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit.

V.

Bilder aus der bayerischen und deutschen Geschichte.

A. Germanische Altertum.

239. Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Eduard Duller.

Vor zwei Jahrtausenden deckten Deutschland noch undurchdringliche Urwälder; grimmige Luchse, Wölfe und Bären hausten in ihrem Dickicht, und in ausgedehnten Sümpfen lauerte unheimliches Gewürm. Wo eine sonnenbeschienene Trift lag, tummelten sich Auerochsen, Elche (Elentiere) und wilde Rosse, und auf den Felsen horsteten Adler und Falken. Beeren, Spargel und große Rettiche wuchsen wild; daneben baute man auch Flachs, Haber und Gerste. Eine Menge Quellen lieferten Salz, und auch Eisen wußte man zu gewinnen und zu verarbeiten.

In diesem rauhen Lande lebten unsere Vorfahren, die alten Deutschen, von den Römern Germanen genannt. Sie waren kenntlich an ihrer weißen Haut und an dem blonden Haare, das ihnen wie die Mähne eines Löwen über die Schultern hing, und das der Frauen schönster Schmuck war. Aus ihren blauen Augen blickte kühner Mut und Freiheitsstolz, und mit ihren großen, abgehärteten Leibern ragten sie wie Riesen über andere empor. Ein Tierfell, später grobe Leinwand, hingen sie als Kleid über die Schulter; doch blieb der größte Teil des Körpers selbst im Winter unbedeckt, und Kinder liefen fast ganz ohne Kleidung herum. Zur Nahrung genügte ihnen Milch, Habermus und Fleisch, vorzugsweise von Pferden und Wild; doch verstanden sie auch Brot, Butter und Käse zu bereiten, und aus dem Horne des Ur (Auerochsen) tranken sie Bier und süßen Met. Die nötigen steinernen Äxte

und thönernen Töpfe, sowie einfache Pflüge und Karren verfertigte sich jeder selbst.

Wo eine Quelle oder ein Hain einlud, baute sich der Hausvater eine einzelnstehende Wohnung von rohem Holzwerk und mit Stroh gedeckt; um sie herum lagen bebaute Gründe, auf denen Herden von Rindern und Pferden weideten. Die Weide und das Ackerwerk versahen jedoch die Leibeigenen, die der freie Deutsche im Kriege zu Gefangenen gemacht hatte. Der freie Mann suchte indes die riesigen Tiere des Waldes zu erlegen oder den Feind niederzukämpfen, wenn er es nicht vorzog, die Zeit auf der Bärenhaut hinzubringen. Das Hauswesen und die Kindererziehung besorgten die fleißigen Frauen, die bei den Männern in hoher Achtung standen. Letztere zechten wohl auch gerne beim Schalle von Heldenliedern; leider kannten sie im Trunke oft kein Maß. Dabei trieben sie das Würfelspiel mit solcher Leidenschaft, daß der Mann, nachdem er alles verspielt hatte, sogar sich selbst aufs Spiel setzte. War der letzte Wurf verloren, so ging er ohne Murren in die Leibeigenschaft. Den Fremden nicht in sein Haus und an seinen Tisch zu nehmen, galt für großen Schimpf; denn die Gastfreundlichkeit achteten die Deutschen höher, als irgend ein Volk. Deutsche Kameradschaft, Gattentreue und Vaterlandsliebe, wie deutsche Redlichkeit waren sprichwörtlich, und sein Wort nicht halten, wäre Schande gewesen.

240. Die Schlacht im Teutoburger Walde.

(Im Jahre 9 nach Christus.)

Eduard Duller.

Im Süden hatten die Deutschen gefährliche Nachbarn, die Römer. Diese suchten ihre Herrschaft auch über unser Vaterland auszubreiten, und um die Zeit Christi herrschten sie schon über das Land westlich des Rheins und südlich der Donau. Sie legten Burgen und Städte an und brachten welsche Sitten und welsches Verderbnis ins Land. Der Verkehr mit den Eroberern hatte die Deutschen schon so kirre gemacht, daſs viele ihrer Jünglinge Dienste im römischen Heere nahmen; da konnten sie sich doch satt fechten.

Unter diesen Jünglingen war auch Armin, der edle Sohn eines Cheruskerfürsten im Harzgebirge. Der aber sah mit Scham und heiſsem Grimm, wie der römische Statthalter Varus sein Vaterland aussog und deutsches Recht und deutsche Sprache zu verdrängen suchte. Er berief daher mehrere germanische Kriegsgenossen zu einer geheimen Zusammenkunft und verschwor sich mit ihnen, alle Römer im Lande zu erschlagen. Als Varus in seinem Sommerlager an der Weser



Die Schlacht im Teutoburger Walde.

safs, hinterbrachte man ihm die Nachricht, dafs ein deutscher Volksstamm an der Ems in Aufruhr gegen die Römer sei. Rasch brach Varus mit 40000 Mann ausgesuchter Leute auf in die Berge der Weser. Die deutschen Fürsten versprachen zu folgen, eilten aber zu den Ihrigen, und von Gau zu Gau erscholl das Feldgeschrei: »Auf, gegen den Feind! Es gilt die Freiheit, Brüder!«

Die Feuerzeichen flammten auf den Höhen, und der Landsturm brauste heran auf den Feind, der unordentlich und mühselig durch die Schluchten und Engpässe auf den ungebahnten und schlüpfrigen Wegen des Teutoburger Waldes hinzog. Varus liefs nun geschlossenen Marsch halten und rückte so, von Deutschen auf allen Seiten umschwärmt, in das dichtbewaldete Thal bei Detmold. Hier ward auf einmal jeder Busch lebendig. Speere regneten auf die Römer herab, und der Himmel half den Deutschen mit Sturm und Wolkenbrüchen, so dafs der Feind kaum weiter konnte. Wiederholt liefs Varus ein Lager schlagen, und ermattet sanken die Römer nieder, gequält von Hunger und Furcht. Aber als sie des Morgens auf offenes Land kamen, sahen sie erst mit Grausen Armins ganze Macht vor sich. »Es gilt die Freiheit, Brüder! Drauf!« rief Armin, und unter furchtbaren Streichen fielen die Tapfersten der Römer. Es war ein Schlachten, keine Schlacht. Der Römer Scharen sind zersprengt; die Flucht wird allgemein; doch wer sich retten will, rennt gerade in die Speere der Deutschen. Nur einige Reiterscharen erreichten unter dem Schutze der Nacht das Lager an der Weser wieder. Varus selbst stürzte sich in sein Schwert. Die gefangenen Hauptleute wurden an den Altären den Göttern geopfert, die andern Krieger aber als Leibeigene in die deutschen Gaue geschleppt. Mancher stolze Römer mufste in der Gefangenschaft das Vieh hüten. Das war die dreitägige Schlacht im Teutoburger Walde, geschlagen für die deutsche Freiheit im Jahre 9 nach Christus.

B. Aus dem Mittelalter.

241. Attila. († 453 n. Chr.)

Vaterländisches Lesebuch von Keck und Johannsen.

Unter den deutschen Stämmen waren im vierten Jahrhundert die mächtigsten und gesittetsten die Ost- und Westgoten. Sie herrschten von der Ostsee bis zum schwarzen Meere. Von allen Deutschen nahmen sie zuerst römische Bildung und das Christentum an; ja, der westgotische Bischof Ulfilas übersetzte schon die Bibel in die Sprache seines Volkes.

Da brachen aber um das Jahr 375 aus den Steppen Asiens die Hunnen, ein wildes Reitervolk, hervor. Ihre abschreckende Häßlichkeit, ihre ungeheure Menge und die Geschicklichkeit, mit der sie ihre kleinen Pferde zu tummeln und Pfeil und Bogen zu handhaben wußten, flößte den tapfern Goten, die vorzugsweise mit dem Schwerte und zu Fuß kämpften, Furcht und Grauen ein. Sie vermochten ihnen daher nicht standzuhalten und warfen sich auf das immer mehr wankende römische Reich; die Hunnen aber ließen es sich einstweilen in den von den Goten verlassenen Wohnsitzen am schwarzen Meere und in Südrußland gefallen. So lange sie nur in vereinzelten Horden umherschweiften, waren sie in Europa nicht gefährlich; furchtbar aber wurden sie wieder, als der gewaltige Attila oder Etzel sie vereinigte und weiter nach Westen drang (444).

Dieser merkwürdige Mann wurde mit Grauen „Gottesgeißel" genannt; denn er schien gesandt zu sein, das ganze Abendland zu züchtigen. Seine Haltung war stolz und vornehm; aus seinem scharf umherspähenden Auge leuchtete ein verschlagener Geist; sein starker Wille machte manchen kühnen Helden erbeben. Sein Volk, das er von Sieg zu Sieg und von Raub zu Raub führte, verehrte ihn fast abgöttisch. Eine halbe Million Krieger folgte seinem Rufe. Als Feldherr und Staatsmann war er rücksichtlos und kannte kein Erbarmen.

Nachdem er sich zuerst gegen Osten gewandt und Griechenland verwüstet hatte, aber durch ein unermeßliches Lösegeld zum Abzuge bewogen worden war, zog er im Jahre 451 durch Deutschland nach Gallien (dem heutigen Frankreich), in dessen südlichem Teile inzwischen die Westgoten nach gewaltigen Wanderungen ein geordnetes Reich gegründet hatten. Deutschland ward furchtbar verwüstet; wie ein Heuschreckenschwarm verheerten die Hunnen alles Land. Am Rheine warfen sich 10000 Burgunder dem Weltstürmer Attila vergeblich entgegen; in heldenmütigem Kampfe gingen sie unter. Nun aber vereinigten sich die Westgoten und die Römer, um durch gemeinsame Anstrengung das Christentum und die Bildung des Abendlandes zu schützen. Der römische Feldherr Aëtius und der Gotenkönig Theōdorich brachten ein gewaltiges Herr zusammen und trafen in den weiten Ebenen von Chalons[1]) an der Marne[2]), wohin Attila sich gezogen hatte, um für seine zahllose Reiterei Raum zu gewinnen, mit dem Feinde zusammen. Dort sammelten sich die Völker des Morgenlandes und die Völker des Abendlandes und standen sich gegenüber in heißer Erwartung des Kampfes, der das Schicksal Europas entscheiden sollte. Attila hatte die Übermacht der Masse, der Einheit und der Feldherrngabe; aber auf Seite der Abendländer stritt Begeisterung für alles Große der alten Welt, für das Christentum, für die Freiheit und den eigenen Herd. Deutsche aber fochten auf beiden Seiten, ja der Kern aller deutschen Völker stand hier, feindlich gespalten, sich gegenüber, und welches Heer auch den Sieg gewann, die Deutschen wurden immer geschlagen. Das mörderische Ringen begann; mit höchster Erbitterung kämpften beide Heere. Die Westgoten entschieden die Schlacht. Der tapfere Theōdörich kam ums Leben; aber sein Sohn Thorismund nahm

1) Sprich: schalons. 2) marn.

blutige Rache. Nachdem gegen 300000 Menschen gefallen waren, wich Attila zurück, und das Abendland war gerettet.

Im Jahre 452 zog er über die Alpen nach Italien. Drei Monate lang hielt Aquilēa die Hunnen auf; endlich wurde diese Stadt erobert und gänzlich zerstört. Dann zog Attila gegen Rom. Schon war man dort auf den Untergang bereitet, als plötzlich Rettung vom Himmel kam. Papst Leo, ein gottbegeisterter Greis, ging an der Spitze der römischen Geistlichkeit im priesterlichen Schmucke und mit feierlichem Gesange den mordgierigen Hunnen entgegen. Niemand wagte, die frommen Priester anzutasten. Sie kamen ungehindert vor Etzel selbst, und dieser ward durch den Anblick und die Worte Leos bewogen, Rom zu verschonen und sogleich den Rückweg einzuschlagen.

Nach der Rückkehr aus Italien starb Attila plötzlich. Er wurde mit großer Feierlichkeit zur Erde bestattet. Sein ganzes Heer ritt um die Leiche. Sie ward in einen goldenen Sarg gelegt, der wieder in einen silbernen und dieser in einen ehernen. Alle, die an seinem Grabe gearbeitet hatten, wurden umgebracht, damit niemand es entdecken könne.

242. Die Ausbreitung des Christentums in Bayern.

Nach Ludwig Solereders Lesebuch.

Mit den römischen Heeren waren auch die ersten Anfänge des Christentums nach dem heutigen Bayern gekommen. Die ersten Glaubensbekenner unserer Heimat, deren Namen uns überliefert wurden, sind Märtyrer. So nennt uns die Geschichte den hl. Florian, einen römischen Kriegsmann, die heilige Afra zu Augsburg und viele andere, die für die Lehre Jesu Christi den Bekenntnistod erlitten.

Als durch Kaiser Konstantin den Grofsen die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben war (323), breitete sich das Christentum auch in unserm Vaterlande immer mehr aus. Gottbegeisterte Männer kamen aus Frankreich und Britannien und verkündeten die Lehre des Heiles. Der erste derselben war Severinus, welcher um 453 östlich vom Inn, rings von den Stürmen der Völkerwanderung umtobt, gegen dreifsig Jahre unerschütterlich das Evangelium predigte.

Nach der Völkerwanderung liefsen sich in den verödeten römischen Provinzen die Bajuvaren nieder, und bald bekannte sich ein grofser Teil derselben zum christlichen Glauben. Besonders waren es die Herzoge aus dem agilolfingischen Hause (554—788), unter deren Schutz das Christentum immer mehr Verbreitung fand. An den Ufern des Bodensees lehrten Kolumban und Gallus; Eustasius und Agilus, Emmeram, Rupert und Korbinian wirkten zur Verbreitung des Christentums im übrigen Bayern; im Würzburgischen begründete der heilige Kilian den

christlichen Glauben. Dessenungeachtet aber erhielt sich lange noch der alte Götterglaube und heidnisches Wesen. Tausende von Menschen waren halb Christen, halb Heiden.

Da kam in den Tagen des frommen Herzogs Odilo (737—748) der Apostel der Deutschen, Bonifatius (Winfried), nach Bayern, predigte da die reine christliche Glaubensbotschaft und vertrieb die falschen Lehrer. Damit aber das Vollbrachte auch für die spätesten Zeiten erhalten werde, teilte er mit Zustimmung des Herzogs das Land in vier Kirchensprengel, Salzburg, Freising, Regensburg und Passau, und bestimmte Bischöfe für dieselben. Dazu kamen noch die neuerrichteten Bistümer Eichstätt und Würzburg, die aber damals Bayern noch nicht angehörten. Es entstanden die Klöster Benediktbeuern, Tegernsee, Isen, Ilmmünster, Polling, Schlehdorf, Kochelsee u. a. Allenthalben erwachte nun neues Leben. Die Klöster wurden die Pflanzstätten der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Von ihnen aus ging die Veredlung des Volkes und des Landes.

243. Karl der Grofse (768—814).

Nach Welter und Bredow.

1. Karl, der Sohn Pipins des Kurzen, wurde am 2. April 742 wahrscheinlich zu Aachen geboren. Im 26. Jahre bestieg er den Thron, und von dieser Zeit an führte er sein ganzes Leben lang fortgesetzt Krieg.

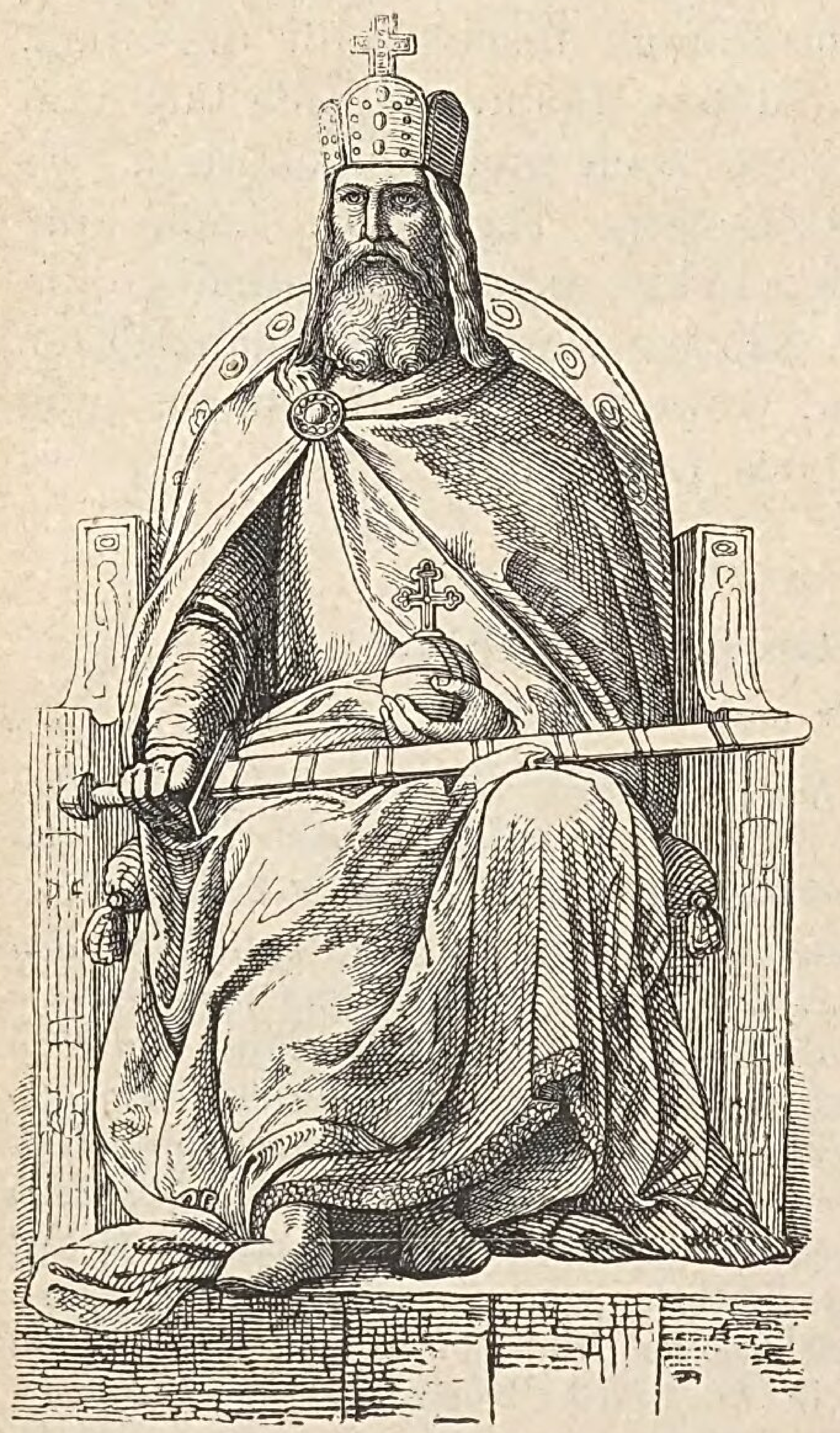
Am hartnäckigsten und langwierigsten waren seine Kämpfe mit den Sachsen, die oft den kaum geschlossenen Frieden brachen und neue Kriege veranlafsten. Dieses kriegerische Volk bewohnte die weite Ebene zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee. Geschützt durch unermefsliche Wälder und Sümpfe, mehr aber noch durch angestammte Tapferkeit, hielt es unter allen deutschen Stämmen allein noch an den alten heidnischen Sitten fest und fiel wiederholt raubend und mordend ins fränkische Gebiet ein. Erst nach 32jährigem, hartem Kampfe gelang es Karl, sich dieses kriegerische Volk für immer zu unterwerfen und somit dem Christentum bei ihnen Eingang zu verschaffen. Wittekind (Widukind) und Albion (Abbio), die Anführer der Sachsen, liefsen sich mit vielen ihrer Landsleute taufen. Bistümer, Kirchen und Klöster zu Osnabrück, Paderborn, Münster pflegten nun christliche Lehre und christliches Leben im Sachsenvolke.

Einen zweiten Feind fand Karl in dem Longobardenkönige Desidērius in Italien, der dem Papste das demselben von Karls Vater geschenkte Ländergebiet — die Umgegend von Rom und Ravenna — wieder entreifsen wollte. Karl ging über die Alpen, eroberte Oberitalien, setzte Desiderius ab und nannte sich nun König der Franken und Longobarden.

Auf die Bitte arabischer Statthalter in Spanien, die ihn gegen ihren Kalifen um Hilfe anflehten, brach er nach Spanien auf und eroberte alles Land bis an den Ebro. Er unterwarf sich Bayern, bezwang die räuberischen Avaren in Ungarn, die Slaven, die an der Havel und

Spree wohnten, und die Normannen, die von dem heutigen Dänemark und Norwegen aus verheerende Einfälle in den Norden Deutschlands gemacht hatten.

Der Ruf so vieler und so großer Siegesthaten verbreitete sich weit über die Grenzen Europas hinaus. Überall wurde Karls Name mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt. Fremde, weit entfernte Könige suchten seine Freundschaft, schickten Gesandte an ihn und ehrten ihn mit Geschenken. Das gröfste Aufsehen erregte die Gesandtschaft, welche der mächtige und weise Kalif Harun al Raschid an ihn schickte. Unter den vielen kostbaren Geschenken, welche die Morgenländer von ihrem Herrn mitbrachten, befand sich auch eine messingene Wasseruhr, wahrscheinlich die erste, welche nach Europa kam. Die Uhr zeigte die Stunden durch den Fall eherner Kugeln auf ein metallenes Becken an.



Im Jahre 800 zog Karl nach Rom, um dem Papst Leo III. gegen dessen Feinde beizustehen. Die Ruhe war bald hergestellt, und das Weihnachtsfest nahte. Es sollte diesmal für alle Zukunft bedeutungsvoll werden. Papst Leo III. setzte dem auf den Stufen des Altars knienden Karl die goldene Krone auf das Haupt und salbte ihn zum römischen Kaiser. Das Volk aber rief dreimal: »Leben und Sieg Karl dem Grofsen, dem von Gott gekrönten, frommen, grofsen und friedebringenden Kaiser!« Trompeten schmetterten; helle Musik ertönte mit tausendfachem Jubel des Volkes; ein zahlreicher Chor stimmte den Krönungsgesang an.

So war Karl zu einer kaum geahnten Macht emporgestiegen. Sein Reich erstreckte sich vom Ebro in Spanien bis zur Raab in Ungarn, von der Eider in Dänemark bis zum Tiber in Italien.

2. Er war indes nicht blofs im Kriege grofs, sondern hat auch als Friedensfürst bedeutende Verdienste. Seine Hand wufste diese gewaltige Masse von Ländern so gut zu lenken, wie sie das Schwert zu führen gewohnt war. Aus allen Ländern mufsten ihm regelmäfsige Berichte eingeschickt werden; nach allen Richtungen sandte er Befehle und verstand es, denselben Nachdruck zu geben.

Auf die Rechtspflege richtete er sein ganz besonderes Augenmerk. Er liebte auch die Baukunst und liefs zahlreiche und prächtige Bauten aufführen, wie zu Aachen, woselbst er sich am liebsten aufhielt. Die Erhaltung deutscher Art und Sitte lag ihm sehr am Herzen; nicht weniger war er für die Aufzeichnung alter Lieder in deutscher Sprache besorgt. Seine 128 Königshöfe oder Pfalzen liefs er so gut verwalten, dafs sie

Musteranstalten für die Landwirtschaft der damaligen Zeit wurden. Den Handel belebte und erleichterte er durch Einführung gleichen Masses und Gewichtes, durch Gründung von Handelsplätzen und Erbauung von Brücken und Kanälen. In allem bewies er sich als ein weiser und mächtiger Geist, der auf seine ganze Zeit umgestaltenden Einfluss übte, so dass er als Christ, Feldherr und Regent hoch über ihr stand.

Karl war von starkem Körperbau und erhabener Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und grosse, lebhafte Augen, die dem Freunde fröhlich, dem Feinde furchtbar leuchteten. Im Reiten, Fechten und Schwimmen war er sehr geschickt; auf der Jagd kämpfte er mit Bären, Wölfen und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er höchst mässig. Kleiderpracht liebte er nicht; am liebsten trug er Kleider, die seine Töchter gesponnen und gewebt hatten. Nur auf Reichstagen und an hohen Festen erschien er in voller Majestät, eine goldene, von Diamanten strahlende Krone auf dem Haupte, angethan mit einem langen, herabwallenden Mantel.

Am 28. Januar 814 schied Kaiser Karl aus dem Leben, indem er sterbend betete: »In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!« Sein Andenken lebt fort in Sagen und Liedern des Volkes.

244. Sitten und Einrichtungen unserer Vorfahren zur Zeit der Karolinger.

Egger.

Unsere Vorfahren wohnten vor tausend Jahren noch nicht, wie wir heute, in Städten und Dörfern. Städte gab es nur am Rhein und an der Donau, wo sie schon früher von den Römern angelegt worden waren. An allen übrigen Orten hatte jeder freie Deutsche ein einzeln stehendes Haus. Um dieses lagen, von einem Zaune umgeben, seine Äcker. So bildete jeder Haushalt ein für sich bestehendes Ganzes. Der Hausherr beschäftigte sich noch immer am liebsten mit dem Kriege oder mit der Jagd. Die Frauen bereiteten aus Flachs, Hanf oder Wolle die erforderlichen Kleidungsstücke. Den Ackerbau besorgten die Sklaven und Leibeigenen; auch die notwendigsten Acker- und Hausgeräte wurden von ihnen verfertigt, weil es noch keine Handwerker und Arbeitsleute gab. Da diese Sklaven, sie mochten ihre Arbeit noch so gut und schön verrichten, ihre Lage doch nicht verbessern konnten, sondern immer nur Sklaven blieben, so vervollkommneten sich weder Ackerbau, noch Gewerbe. Was hiefür geschah, wurde durch Karl den Großen und durch das Beispiel der Klöster bewirkt, welche allmählich an vielen Orten errichtet wurden. Nur in den Städten am Rhein und an der Donau beschäftigten sich die freien Deutschen mit Gold- und Silberarbeiten. Die Juden betrieben schon damals Handel.

Die einzelnen Häuser der Deutschen bildeten eine Gemeinde, mehrere Gemeinden, welche in einem größern Bezirke lagen, einen Gau. Über jeden Gau war vom Kaiser ein Beamter aufgestellt, den man den Grauen oder Grafen nannte. Er hatte die Steuern zu erheben;

diese bestanden aber noch nicht in Geld, sondern in Zehnten, d. i. im zehnten Teile der geernteten Feldfrüchte. Er mußte das Amt eines Richters verwalten und, wenn ein Krieg ausbrach, der Anführer der freien Bürger seiner Grafschaft sein. Damit diese Grafen ihr Amt recht ausübten, reisten höhere Beamte, die Sendgrafen, umher und überwachten die Verwaltung der Gaugrafen. Über mehrere Gaue, welche von einem Volksstamme bewohnt waren, wie über die Franken am Rheine und die Bayern an der Donau, war ein Herzog aufgestellt. Alle Herzoge waren gleichfalls dem Kaiser unterworfen. Dieser hatte wieder besondere Beamte an seinem Hofe, welche in seinem Namen in allen Streitigkeiten die letzte Entscheidung gaben und Palast- oder Pfalzgrafen hießen. Wenn ein Herzog sich zu viel anmaßte oder sich gar vom Kaiser unabhängig zu machen suchte, wurde ihm ein solcher Pfalzgraf ins Land gesetzt, welcher die Rechte des Kaisers verteidigen und in dessen Namen richten mußte. Als später alle Herzoge sich immer mehr Vorrechte und Freiheiten zu verschaffen suchten, wurde in das Gebiet eines jeden ein Pfalzgraf gesetzt, so daß immer da, wo sich ein Herzog befand, auch ein Pfalzgraf aufgestellt war.

245. Herzog Luitpold der Schyre.

Friedrich Beck.

1. Es dringen die Völker von Osten heran,
sie zeichnen mit Flammen und Blut die Bahn,
sie brausen einher wie Sturmeswind.
Weh, Deutschland, dir! Dich leitet ein Kind!

2. Und Ludwig bebt: »Wer schützt mir die Mark?
Auf, Bayerns Herzog, so kühn und stark!«
Der spricht: »Ich wahre dir treuen Sinn,
und willst du mein Leben, ich geb' es hin.«

3. Sie rüsten die Waffen, die spiegelnde Wehr,
an der Ennsburg schart sich der Deutschen Heer;
wo die Donau strömt vorbei mit Macht,
da lagern im Feld sie bei dunkler Nacht.

4. Ermattet vom Zuge, wie schlafen sie tief!
Doch warnend die Stimme des Wächters rief:
»Die Feinde stürmen!« Er rief es in Eil',
schon stürzt er, getroffen vom Todespfeil.

5. Und im Flusse da rauscht es so schaurig und schäumt
»Erwacht, ihr Getreuen! nicht länger gesäumt!
Dort schwimmt und klimmt es am Uferrand;
ha, greifet zum Schwerte, zum Eisengewand!«

6. Unholden vergleichbar im nächtlichen Traum,
umschwammen die Heiden des Lagers Raum;
mit funkelndem Blick in die Christenschar
stürzt gierig des Mordes der Magyar.[1])

[1]) Sprich: madjar.

7. Rings schallt es von Hieben, Geschrei und Stoſs;
aus tiefen Wunden das Blut entfloſs;
und wie sich die Eb'ne vom Morgen erhellt,
deckt manche Leiche das Würgefeld.

8. Und als sich nun Freund und Feind erkannt,
ist heller am Tage der Zorn entbrannt;
sie ringen in grauser Vertilgungsschlacht,
da dunkelt aufs neue hernieder die Nacht.

9. Doch stündlich mehrt sich des Feindes Wut,
und Hord' um Horde, sie lechzt nach Blut;
nicht wanken die Deutschen am zweiten Tag, —
bis endlich am dritten die Kraft erlag.

10. Da stürzt entseelt manch tapfrer Abt,
manch Bischof, edel und mutbegabt.
Der Markgraf teilte der Seinen Not
und sank mit ihnen im Heldentod.

11. Herr Luitpold war es, der Schyren Ahn,
der erste auf Wittelsbachs Ehrenbahn:
Er gab sein Leben dem Vaterland;
drum bleibe sein Name mit Preis genannt.

246. Heinrich der Finkler.

Johann Nepomuk Vogl.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd recht froh und wohlgemut;
aus tausend Perlen blinkt und blitzt der Morgenröte Glut.

2. In Wies' und Feld und Wald und Au, horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtelschlag, die süße Nachtigall!

3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein: „Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? Heut gibt's 'nen guten Fang!“ Er lugt zum Himmelszelt.

4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn das blondgelockte Haar.
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschar?“

5. Der Staub wallt auf; der Hufschlag dröhnt; es naht der Waffenklang.
„Daß Gott! die Herrn verderben mir den ganzen Vogelfang!

6. Ei nun! was gibt's?“ — Es hält der Troß vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht: „Wen sucht ihr da, sagt an?“

7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch des Sachsenlandes Stern!“

8. Dies rufend, knien sie vor ihn hin und huldigen ihm still
und rufen, als er staunend fragt: „'s ist deutschen Reiches Will'.“

9. Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang! Herr, Gott, wie dir's gefällt!“

247. Der Einfluß der Klöster auf die Kultur.

Nach Emil Michael u. a.

1. Die Klöster des Mittelalters waren Pflanz- und Pflegestätten der Kultur. Sowohl in der Bearbeitung des Bodens, in Ackerbau und Landwirtschaft, als in Schulwesen, Wissenschaft, Kunst und Handwerk haben sie Erstaunliches geleistet. Von ihrem Wirken nach den beiden Seiten der Kultur bieten uns zwei altberühmte bayerische Klöster ein anschauliches Bild.

Im Jahre 1185 schickte der Abt des damals schon vierhundert Jahre alten Klosters Benediktbeuern eine Schar Dienstleute in die Vorberge im Süden und ließ ein östlich vom Walchensee gelegenes Waldgebirgsthal durch sie roden und urbar machen. Die Mönche nannten das Thal Nazareth wegen dessen Ähnlichkeit mit dem Thale, in dem Christus seine Jugend verbrachte; später hieß es von dem durcheilenden Flüßchen Jachen die Jachenau. Die Klosterarbeiter machten sich frisch ans Werk. Erst bauten sie sich im Thale Wohnhütten; dann säuberten sie den die Höhen bedeckenden Urwald von Dickicht und Gestrüppe und schufen aus der Wildnis nutzbringenden Forst und Wiesen. Nach Beendigung der Arbeit auf den Bergen räumten sie den Platz rings um die Hütten ab und legten Gärten an. Wenn sie an Sonn- und Feiertagen nach Benediktbeuern zum Gottesdienste gingen, schmückten sie die Hüte mit den Blumen ihrer Gärtchen. Sie bauten auch Gemüse, wozu sie Pflanzen und Samen aus dem Klostergarten bezogen. Dem Abt gefiel der Eifer seiner Leute, und er schenkte ihnen einige Rinder und Schafe. So hatten sie Wolle für die Kleider, Leder für Schuhwerk, Fleisch, Milch und Butter zur Nahrung. Es ging immer mehr vorwärts. Die versumpften Fluren im Thale kultivierten sie zu Wiesen, die ihnen Futter für das sich mehrende Vieh gaben, und brachen die Ödung zu Ackerboden um, auf dem sie das vom Kloster erhaltene Saatkorn bauten. In herzlicher Dankbarkeit brachten sie einen Teil der gut gediehenen Erstlingsfrucht nach Benediktbeuern und feierten dort ihr erstes Erntefest. Um ihr Fortkommen zu sichern und die Freude an der Arbeit zu erhöhen, überließ das Kloster den fleißigen Holzern zu den Gründen im Thale auch Bergteile mit Wiese und Wald gegen geringe Abgaben und Dienstleistungen als eigenen, unter der Grundherrschaft des Klosters stehenden Besitz. Damit ja an Holz kein Mangel sei, wurde der Gesamtheit der Ansiedler ein größeres Waldgebiet als Gemeindewald angewiesen, in dem der einzelne schlagen durfte, was er für sich brauchte. Straßen und Wege wurden angelegt. Auf einer Anhöhe inmitten des Thales erbaute der Abt eine Kirche. Auch eine Mahlmühle, eine Sägemühle und ein Wirtshaus wurden durch das Kloster beschafft. So war für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse gesorgt. In den schmucken Häusern wohnten kerngesunde, brave, fleißige und zufriedene Menschen. Sie bildeten eine Gemeinde unter klösterlichem Schutze. Noch heute herrscht

Wohlhabenheit und gute Sitte in dem von der großen Welt abgelegenen Thale. Das verdankt die Jachenau den Mönchen des hl. Benedikt.

2. Das in die Zeit der Karolinger zurückreichende Kloster und Hochstift Tegernsee that sich besonders in Handwerk und Kunst hervor. Da wurde genäht und geschustert, gehobelt und geleimt, gezimmert und gefeilt; da wurden aber auch feine Arbeiten in Gold, Silber und Kupfer, Eisen, Holz und Stein hergestellt; die Kenntnis von allerlei Farben und Farbenmischungen, von Emailen, die Kunst im Treiben, Gießen und Ziselieren der Metalle, die Gefäßbildnerei, der Elfenbeinschnitt wurden gelehrt und geübt. Dabei wurde mit bewunderungswürdiger Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit, mit mühseliger Genauigkeit und Zierlichkeit gearbeitet.



Eine der Hauptbeschäftigungen in den Klosterzellen war das Bücherschreiben. Sollte ein Buch abgeschrieben werden, so richtete man zunächst aus den Häuten von Tieren das Pergament zu und zwar mit den einfachsten Mitteln, oft so weiß und dünn, wie jetzt unser feinstes Postpapier. Die Anfangsbuchstaben wurden gewöhnlich künstlerisch verziert, oft auch mit Bildern in Farben und Gold geschmückt (Miniaturmalerei), ja, hie und da wurde das Pergament selbst mit Purpurfarbe gefärbt und mit silberner oder goldener Tinte beschrieben.

Dies alles geschah mit so vieler Kunst, daß sich der Glanz des Goldes, des Silbers und der Farben bis jetzt, also neunhundert oder tausend Jahre lang, so schön erhalten hat, als wären diese Bücher erst vor einigen Tagen geschrieben worden. Die beschriebenen Pergamentblätter band man dann in dicke Bretter, überzog diese mit Leder und verzierte sie künstlerisch mit

Elfenbein oder Metall. So sind uns durch die emsige, kunstverständige Thätigkeit der Klosterbrüder viele Werke von unschätzbarem Werte erhalten worden.

Manche Mönche übten auch die Wandmalerei und die Ölmalerei; andere bemalten kunstvoll Sättel, Stühle und hölzerne Möbel. Bald befriedigte aber die Malerei auf Pergament, Holz oder Mörtel nicht mehr; man versuchte sich in Glas-, Email- und Mosaikmalerei und auch hier in staunenswert künstlerischer Weise. Dabei wurde dem Künstler in keiner Weise vorgearbeitet; er selbst mußte den Schmelz- und Kühlofen bauen, die Asche aus Buchenholz brennen und mit Sand mischen, die Glashafen formen und brennen und endlich selbst das Glas blasen.

Ebenso mußten die Künstler in Metallarbeit ihre Werkzeuge selbst machen und härten und die Arbeitsplätze und Öfen einrichten. Ihre Thätigkeit war eine weit ausgedehnte; sie erstreckte sich auf das Gießen, Treiben und Formen verschiedener Kelche und anderer Metallgefäße, das Gießen der großen Glocken, der Handglocken und Glockenspiele, die Herstellung zierlicher Kunstwerke aus Kupfer, Zinn und Eisen

Die Klöster gaben die Handwerker an die immer mehr sich entwickelnden Städte ab. Als diese ebenfalls den Gewerben Schutz gewährten, nahm das bürgerliche Gewerbe den Wettbewerb mit der Klosterwerkstatt mit wachsendem Erfolge auf.

248. Kaiser Otto der Große und die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. (955.)

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

1. Otto der Große, der älteste Sohn Heinrichs des Städtegründers, beherrschte Deutschland von 936 bis 973. Er wurde zu Aachen auf sehr feierliche Weise zum Könige von Deutschland gekrönt. Nachdem er am Grabe Kaiser Karls des Großen den Eid der Treue geschworen hatte, seine Regentenpflicht gewissenhaft auszuüben, stellte ihn der Erzbischof von Mainz dem Volke, dem Adel und der Geistlichkeit mit den Worten vor: „Sehet hier den von Gott erwählten, von Heinrich ernannten und von allen Fürsten zum Könige erhobenen Otto! Wenn euch die Wahl gefällt, so hebet die Hände in die Höhe!“ Alle Anwesenden erhoben die Hände, und lauter Jubel erfüllte die Kirche. Hierauf setzten die Erzbischöfe von Köln und Trier die Krone Karls des Großen auf das Haupt Ottos und führten ihn auf den Thron in der Nähe des Altars, wo er von dem ganzen Volke gesehen werden konnte.

Otto war in jeder Hinsicht seines großen Vaters würdig. Seine Regierung war sehr unruhig; er mußte viele blutige Kriege führen. In Italien hatte Herzog Berengar die Witwe des letzten italienischen Königs Lothar vom Throne gestoßen. Sie bat Otto um Hilfe. Otto zog sogleich mit einem Heere über die Alpen, verjagte den Berengar und setzte die unterdrückte Witwe wieder in ihre Rechte ein. Wie einst Karl der Große, so wurde auch Otto vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt.

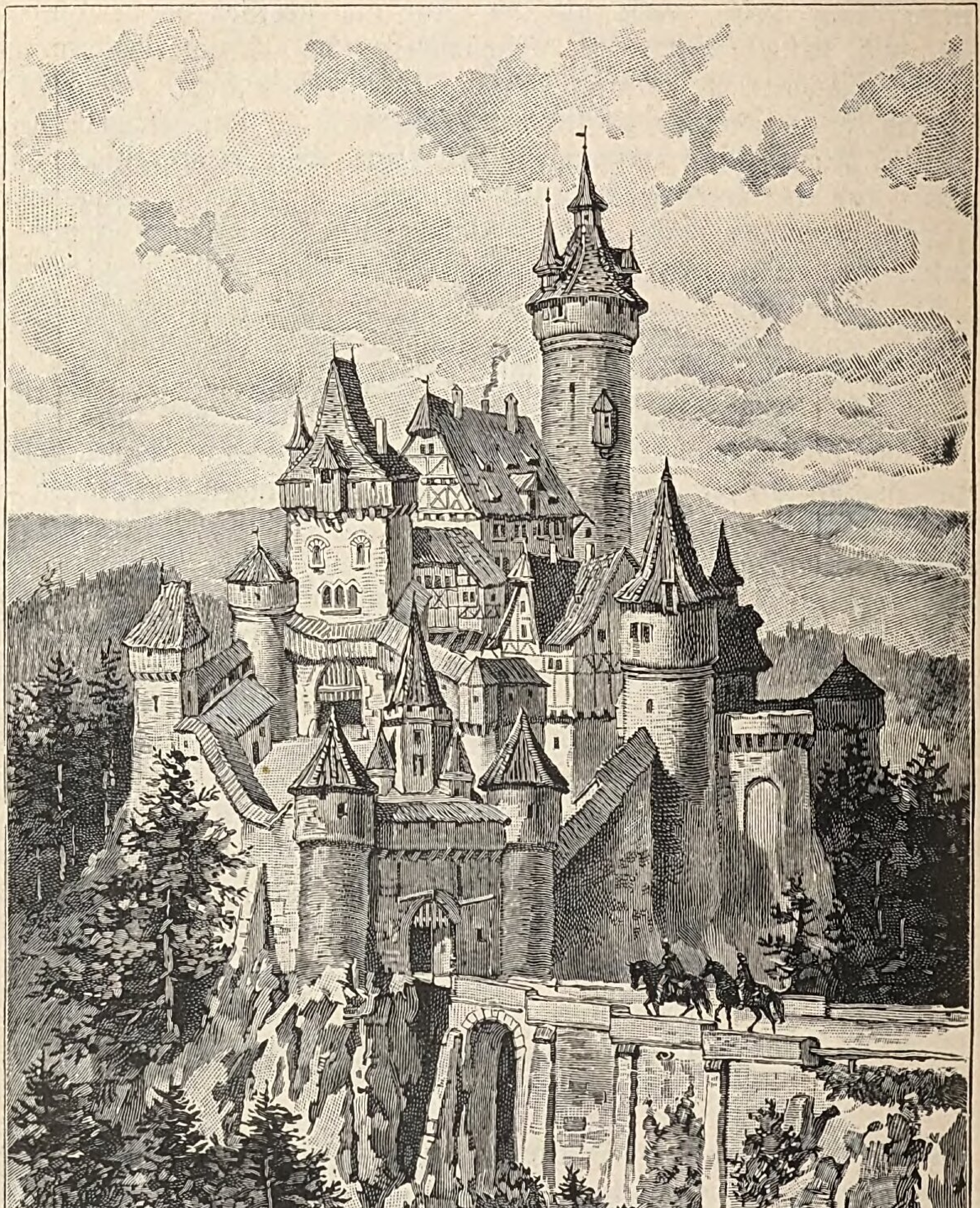
2. Bald gab es neuen Kampf; denn die Ungarn, damals ein wildes, kriegerisches Volk, waren wieder einmal plündernd, sengend und mordend in Deutschland eingefallen. Schon hatten sie den Lech überschritten und belagerten Augsburg. Große Bestürzung herrschte in der Stadt. Doch der fromme Bischof Ulrich ermunterte die Bürger zu tapferer Gegenwehr; Weiber und Kinder schickte er zum Gebet in die Kirchen. Und siehe, eben als die Not am größten war, kam der Kaiser mit seinem Heere in Eilmärschen zum Entsatz herangerückt. Obwohl die Ungarn weit stärker waren, beschloß Otto doch, eine Schlacht zu wagen, zu siegen oder zu sterben. Nachdem er samt seinem Heere die heilige Kommunion empfangen und seine Krieger ermuntert hatte, auf Gott und ihre gerechte Sache zu vertrauen, griff er die Ungarn auf dem Lechfelde in der Nähe von Augsburg an. Ein heftiger Kampf entbrannte. Der Sieg schwankte. Schon fingen die Deutschen zu weichen an. Da stellte sich Otto selbst, die königliche Lanze in der Hand, an die Spitze seines Heeres und stürzte sich mit Todesverachtung dem andringenden Feinde entgegen. Seine Krieger faßten neuen Mut und drangen mit solchem Ungestüm auf die Feinde ein, daß diese in die Reihen der anstürmenden Deutschen gerieten. Mann kämpfte gegen Mann; das Blut floß in Strömen. Die Ungarn fingen zu weichen an. Diesen Augenblick benützte Bischof Ulrich. Zu Pferd fiel er mit den waffenfähigen Bürgern Augsburgs den Ungarn in den Rücken. Diese gerieten, auf zwei Seiten bedrängt, in Verwirrung und flohen dem Lech zu. Wer konnte, schwamm hinüber; die meisten ertranken; ein großer Teil wurde zusammengehauen. Das Wasser des Flusses färbte sich mit dem Blute der Erschlagenen, und seine Fluten wälzten Tausende von Leichen mit sich fort. Der Sieg der Deutschen war glänzend; das ganze ungarische Lager und drei Heerführer fielen in die Hände der Sieger. Otto zog an der Seite des Bischofs Ulrich in die befreite Stadt ein. Jubelnd nannte ihn das Volk den Retter der Stadt und des Vaterlandes; er aber schrieb der Hilfe Gottes den Sieg zu. Nach dieser blutigen Schlacht auf dem Lechfelde (955) wagten die Ungarn nie wieder, den deutschen Boden zu betreten.

249. Die alten Ritterburgen.

Th. B. Welter.

Auf den Spitzen der Berge, an den Ufern grofser Flüsse und in der Nähe belebter Heerstrafsen haben in Deutschland vor alten Zeiten hohe und starke Burgen gestanden, die kühn und stolz in die weite Gegend hinaussahen. Manche solche Burg kann man noch jetzt mit ihren Fenstern und Dächern im Sonnenscheine blinken sehen; aber die meisten stehen trüb und traurig als Ruinen da; ihre Gemächer sind verödet, die Thore mit Schutt und Gesträuch versperrt, die Fensterhöhlen offen, die hohen Türme verfallen. Manche Burg ist auch ganz von der Erde verschwunden, und Tannen wurzeln auf ihrem Grunde.

Da wohnten einst mächtige Ritter; da tönte Sang und Klang in den hohen Sälen. In den Ställen scharrten die Rosse; Wasser floſs in den Burggräben; Thore und Zugbrücken öffneten und schlossen sich.



Welch Leben war, wenn der Wärter auf dem Turme ins Horn stieſs! »Feinde kommen!« schreit es in der Burg. Da schmettert die Trompete; die Knappen reiſsen die Gäule aus dem Stalle; auf dem Burghofe stampft's und wiehert's; die Ritter

klirren mit Sporen daher, mit mächtigem Schwert, schwer in Eisen gekleidet vom Kopfe bis zum Fuſse. »Zu Roſs!« ruft der Burgherr, und Ritter und Knappen springen rasselnd in die Sättel; Speer und Schild blitzen im Sonnenscheine; Helmbüsche und Fahnen flattern in der Luft; die Zugbrücke sinkt; schnaubend und stampfend donnert die Schar hinüber, den Schloſsberg hinab, dem Feinde entgegen. — Wie da die Schwerter hauen, Speere zersplittern, Schilde springen! Blut flieſst, die Rosse bäumen sich, und mancher Reiter sinkt in den Sand. Und abends, wenn die siegreiche Schar heimkehrt mit gefangenen Feinden, erbeuteten Rossen — wie ist da Jubel in der Burg! Bei dem Mahle werden dann schaurige Geschichten erzählt von dem Kampfe; der Wein perlt in groſsen Bechern, und die Knaben lauschen aufmerksam hinter den Sitzen der Ritter.

250. Der erste Kreuzzug.

W. Roth.

Seit den frühesten Zeiten des Christentums unternahmen fromme Gläubige Wallfahrten nach dem Lande, wo der Heiland geboren war, lehrte und starb. Über dem Grabe des Erlösers hatte schon Helena, die Mutter Konstantins des Großen, eine Kirche erbaut. Als die Araber das heilige Land erobert hatten, hörten die Pilgerfahrten nicht auf; denn auch jenen war Jerusalem eine heilige Stadt. Anders aber ward die Sache, als die Seldschucken, ein türkischer Nomadenstamm, sich des Landes bemächtigten. Diese waren ein wildes, räuberisches Volk, welches die Christen mißhandelte und den Besuch der heiligen Orte erschwerte.

Zu dieser Zeit machte ein Einsiedler, Peter von Amiens,[1]) eine Reise nach Jerusalem. Als er hier die Not und das Elend der Christen sah, stieg in ihm der Entschluß auf, das Abendland zu Hilfe für seine Glaubensgenossen im Morgenland aufzurufen. Er wandte sich an den Patriarchen von Jerusalem, der ihm Briefe an den Papst und die Fürsten des Abendlandes mitgab. Nach seiner Rückkehr durchzog Peter im Auftrage des Papstes Italien und Frankreich. Überall schilderte er mit hinreißender Beredsamkeit die Bedrängnisse der Christen in Jerusalem und rief Fürsten und Völker zu einem Kriegszug nach Palästina auf. Im ganzen Abendlande galt sein Aufruf als göttlicher Befehl.

Bald darauf, im Herbste des Jahres 1095, hielt Papst Urban II. eine Kirchenversammlung zu Clermont.[2]) Die Zahl der Menschen, die hier zusammenströmten, war so groß, daß der Papst unter freiem Himmel seine Anrede an sie richtete. Er schilderte die Leiden der morgenländischen Christen und forderte Fürsten und Ritter auf, ihre Waffen

[1]) Sprich: amiang. [2]) klermong.

gegen die Feinde des Christentums zu richten; denn also wolle es Gott. Als er seine Rede geendet hatte, rief alles Volk begeistert: „Gott will es!“ und Tausende knieten nieder und thaten das Gelübde, ins gelobte Land zu ziehen zum Krieg gegen die Türken. Alle hefteten sich ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter als Zeichen ihres gemeinsamen frommen Unternehmens, welches davon den Namen „Kreuzzug“ erhielt.

Das Heer der Kreuzfahrer, geführt durch Gottfried von Bouillon,[3]) Herzog von Niederlothringen, kam im Herbst 1096 in Konstantinopel an. Unter unsäglichen Mühseligkeiten und harten Kämpfen zog es dann durch Kleinasien. Erst im Jahre 1099 erreichten die Kreuzfahrer Jerusalem. Als sie die Stadt erblickten, fielen sie auf die Knie und weinten Thränen des Dankes und der Freude. Sie bestürmten sogleich die Stadt, obwohl das Heer von 300 000 Mann auf 30 000 herabgesunken war, und eroberten sie nach 39 tägiger Belagerung unter dem Rufe: „Gott will es!“

Gottfried von Bouillon wurde nun zum Könige von Jerusalem gewählt. Er weigerte sich jedoch, eine Königskrone da zu tragen, wo der Erlöser die Dornenkrone trug und nannte sich nur „Schutzherr des heiligen Grabes.“

251. Friedrich I. Barbarossa (1152—1190) und Heinrich der Löwe.

Lesebuch von Keck und Johannsen.

1. Kaiser Konrad III. war der erste aus dem Hause der Hohenstaufen, der die Kaiserkrone trug. Nach seinem Tode wählten die deutschen Fürsten einstimmig unter lautem Zurufe des Volkes den Herzog Friedrich von Schwaben aus demselben Geschlechte. Fünf Tage nach der Wahl krönte ihn der Erzbischof von Köln zu Aachen.

Friedrich stand im einunddreißigsten Jahre, als er den Thron bestieg (1152). Er war von mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt, seine Haut weiß, die Wangen rot und der Bart rötlich, weshalb die Italiener ihn Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heitern, aber durchdringenden und innere Kraft spiegelnden Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, die Haltung männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit nicht umfassend sein; doch verstand er lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalents sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höhern Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten betrog ihn sein Urteil, fast nie sein Gedächtnis. Gern hörte er Rat; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Rücksichtslos die Gesetze zu vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen

[3]) Sprich: buijong.

unbedingt zu gehorchen, für die erste des Unterthanen. Überall unternahm er nur das, was nach seiner Überzeugung dem Recht und den Gesetzen gemäß war; gern blickte er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Namentlich hatte er sich Karl den Großen zum Muster genommen.

Das Hauptstreben seiner Regierung ging dahin, das unter seinen Vorgängern gesunkene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, auch in Italien, wo die lombardischen Städte dem Kaiser verweigerten, was ihm gehörte. Er unternahm deshalb fünf Feldzüge nach jenem Lande; auf dem fünften aber versagte ihm sein mächtiger Vetter, Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, den fernern Beistand, und obwohl Friedrich die Knie des stolzen Herzogs flehend umfaßt haben soll, zog dieser dennoch mit seinen Truppen ab. Die Folge davon war, daß der Kaiser bei Legnano[1]) im Jahre 1176 von den lombardischen Städten völlig geschlagen wurde und ihnen bedeutende Rechte einräumen mußte.


Friedrich I. Barbarossa.

2. Heinrich der Löwe war unzweifelhaft nächst dem Kaiser der größte Fürst seiner Zeit. Er hatte einen festen, durch ritterliche Übungen aller Art gekräftigten Körper, ein offenes Gesicht, große, schwarze Augen, dunkles Haar und einen starken, schwarzen Bart. Er war ein Feind aller Trägheit und Üppigkeit, tapfer, streng, ausdauernd, überhaupt in vieler Beziehung seinem Vetter, dem Kaiser, ähnlich. Heinrich suchte sich im Norden von Deutschland in unablässigem Kampfe mit Friesen und Slaven ein großes und unabhängiges Reich zu gründen. Er grollte daher dem Kaiser, der ihm in Italien nutzlos deutsches Blut zu vergeuden schien, und schon während eines frühern Römerzuges desselben hatte er, nur um ihm nicht Beistand leisten zu müssen, einen Kreuzzug unternommen. Von diesem zurückgekehrt, ließ er auf dem Markte zu Braunschweig einen steinernen Löwen als Sinnbild seiner Macht errichten. Als er aber mit dem Kaiser offen gebrochen, und der Bruch die Niederlage bei Legnano verursacht hatte, erfolgte bald sein Sturz. Nachdem Friedrich aus Italien heimgekehrt war, forderte er den Treulosen vor das Reichsgericht und erklärte ihn, da er auf dreimalige Ladung nicht erschien, in die Acht. Alle alten Feinde Heinrichs, alle, die durch seinen Fall zu gewinnen hofften, brachen nun auf gegen den Welfen; nur Sachsen blieb auf seiner Seite. Seines Namens würdig, schlug der Löwe grimmig um sich und tilgte zum Teil den Schandfleck des Verrates durch den Ruhm ungemeiner Tapferkeit. Bis ins dritte Jahr

[1]) Spr.: lenjano.

blieb er unbesiegt, obwohl Friedrich selbst gegen ihn ausgezogen war. Den Landgrafen von Thüringen nahm er sogar gefangen. Als aber der Kaiser einen neuen großen Zug gegen ihn aufbrachte, ward der Herzog in Stade eingeschlossen. Nun blieb ihm niemand mehr treu, als die Stadt Lübeck; diese ergab sich nicht eher, als bis sie sich von dem Löwen, dem sie die schönsten Freiheiten verdankte, die Erlaubnis eingeholt hatte.

Da Heinrich nunmehr alles verloren sah, ließ er durch den freigelassenen Landgrafen Ludwig von Thüringen um Frieden bitten und fügte sich in die Gewalt des Kaisers, um von dessen Großmut wenigstens seine Erblande zurückzuerhalten. Zu Erfurt bat er ihn fußfällig um Gnade. Da regte sich die alte Milde wieder in des Kaisers Herzen; er hob den gedemütigten Heinrich gütig auf und schloß ihn weinend in seine Arme, alter Zeit der Freundschaft und der Waffenbrüderschaft eingedenk. Doch bestand er unerbittlich auf Zertrümmerung der Welfenmacht, und weil er die Gefahr großer Herzogtümer eingesehen, beschloß er, Bayern und Sachsen zu zerstückeln, wie schon früher Franken und Lothringen geteilt worden waren. Otto von Wittelsbach, der langjährige Freund und Berater des Kaisers, wurde mit dem Herzogtum Bayern belehnt. Heinrich behielt nur Braunschweig und Lüneburg. Damit er die Befestigung dieses neuen Zustandes nicht gefährden konnte, mußte Heinrich der Löwe drei Jahre das Land meiden.

3. Im hohen Alter unternahm der Kaiser, da Jerusalem durch Saladin wieder erobert worden war, noch einen Kreuzzug. Siegreich durchzog er Kleinasien; aber er erreichte nicht das heilige Land. Als er am Kalykadnos oder Seleph, einem Flusse im südöstlichen Kleinasien, angekommen war, führte sein Sohn den Vortrab. Das Gepäck folgte; er selbst befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über den Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts. Der Kaiser, der schnell zu seinem Sohne zu kommen wünschte, beschloß, den Fluß zu durchschwimmen. Zwar warnten ihn die Seinen, er möge sich nicht dem ihm unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Er hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft als jugendlichen Mut; die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hilfe kam und ihn ans Land brachte, war er bereits entseelt. Das war am 10. Juni 1190. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung über seinen Tod überstieg jedes Maß, und die Trauer um ihn ist wohl zum Anlaß geworden, daß sein Andenken im Volke in vielen Sagen fortlebt.

252. Schwäbische Kunde.

Ludwig Uhland.

Als Kaiser Rotbart lobesam zum heil'gen Land gezogen kam, da mufst er mit dem frommen Heer durch ein Gebirge wüst und leer. Daselbst erhub sich grofse Not: viel Steine gab's und wenig Brot, und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan. Den Pferden war's so schwach im Magen, fast mufst' der Reiter die Mähre tragen. Nun war ein Herr aus Schwabenland, von hohem Wuchs und starker Hand; des Röfslein war so krank und schwach, er zog es nur am Zaume nach; er hätt' es nimmer aufgegeben, und kostet's ihn das eigne Leben. So blieb er bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück.

Da sprengten plötzlich in die Quer' fünfzig türkische Reiter daher; die huben an, auf ihn zu schiefsen, nach ihm zu werfen mit den Spiefsen. Der wackre Schwabe forcht sich nit, ging seines Weges Schritt vor Schritt,

liefs sich den Schild mit Pfeilen spicken und thät nur spöttlich um sich blicken, bis einer, dem die Zeit zu lang, auf ihn den krummen Säbel schwang. Da wallt dem Deutschen auch sein Blut, er trifft des Türken Pferd so gut; er haut ihm ab mit einem Streich die beiden Vorderfüſs' zugleich. Als er das Tier zu Fall gebracht, da faſst er erst sein Schwert mit Macht; er schwingt es auf des Reiters Kopf, haut durch bis auf den Sattelknopf, haut auch den Sattel noch zu Stücken und tief noch in des Pferdes Rücken. Zur Rechten sieht man, wie zur Linken, einen halben Türken herunter sinken. Da packt die andern kalter Graus; sie fliehen in alle Welt hinaus, und jedem ist's, als würd' ihm mitten durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.

Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar, die auch zurückgeblieben war. Die sahen nun mit gutem Bedacht, was Arbeit unser Held gemacht. Von denen hat's der Kaiser vernommen. Der liefs den Schwaben vor sich kommen. Er sprach: »Sag an, mein Ritter wert! Wer hat dich solche Streich' gelehrt?» Der Held bedacht' sich nicht zu lang: »Die Streiche sind bei uns im Schwang; sie sind bekannt im ganzen Reiche; man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.»

253. Der Graf von Habsburg.

Friedrich von Schiller.



1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
im altertümlichen Saale,
saß König Rudolfs heilige Macht
beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
und alle die Wähler, die sieben,
wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk in freud'gem Gedränge;
laut mischte sich in der Posaunen Ton
das jauchzende Rufen der Menge;
denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den gold'nen Pokal
und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
mein königlich Herz zu entzücken;
doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
der mit süßem Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
trat der Sänger im langen Talare;
ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das Höchste, das Beste,
was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
doch sage, was ist des Kaisers wert
an seinem herrlichsten Feste?“ —

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größern Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
so des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen.“

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
und als er auf seinem stattlichen Roß
in eine Au kommt geritten,
ein Glöcklein hört er erklingen fern
ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
voran kam der Mesner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
das Haupt mit Demut entblößet,
zu verehren mit gläubigem Christensinn,
was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
das hemmte der Wanderer Tritte;
und beiseit legt jener das Sakrament,
von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
damit er das Bächlein durchschritte.“

8. ‚Was schaffst du?‘ redet der Graf ihn an,
der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
da hat ihn der strömende Gießbach hinweg

im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
so will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
durchwaten mit nackenden Füßen.'

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
und reicht ihm die prächtigen Zäume,
daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
bescheiden am Zügel geführet.

10. ‚Nicht wolle das Gott,' rief mit Demutsinn
der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
das Roß ich beschritte fürderhin,
das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
so bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
von dem ich Ehre und irdisches Gut
zu Lehen trage und Leib und Blut
und Seele und Atem und Leben.'

11. ‚So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
der das Flehen der Schwachen erhöret,
zu Ehren euch bringen hier und dort,
so wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
durch ritterlich Walten im Schweizerland,
euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie', rief er begeistert aus,
‚sechs Kronen euch bringen in euer Haus
und glänzen die spätsten Geschlechter!" —

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
als dächt' er vergangener Zeiten;
jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
in des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
und erkannte den Grafen, der das gethan,
und verehrte das göttliche Walten.

254. Ein Bild der Städte aus dem Mittelalter.

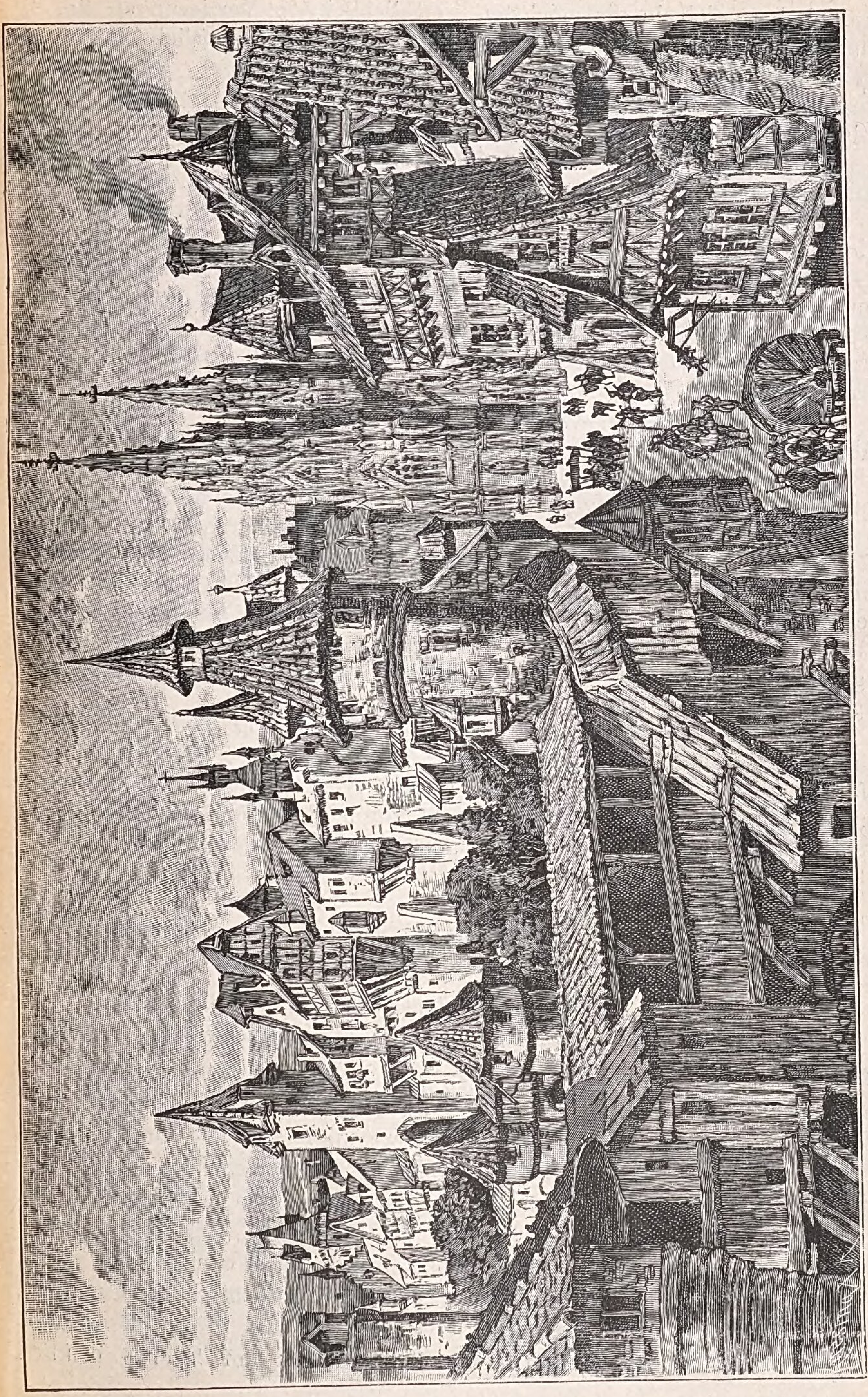
Nach Fr. W. Barthold und Gustav Freytag.

Hohe, oft doppelte Mauern, Graben und Wall umgürteten das streitbare Geschlecht in den Städten, das immer des Angriffes gewärtig sein mufste. Wehrtürme krönten die Mauern. Sie ragten in gemessenem Abstande empor und waren von mannigfacher Bauart, rund, eckig, spitz, flach. Das ganze Weichbild der Städte war mit einem Graben, einer Landwehr, umzogen, deren Zugänge feste Warten bezeichneten. Wächter lugten aus ihnen nach den Landstrafsen aus, meldeten durch Zeichen jede Gefahr oder das Herannahen reisender Kaufmannszüge, denen in unsicherer Zeit bewaffnetes Geleit entgegenging.

In den meisten Städten wandten sich die Strafsen gekrümmt, oft im Sacke endend, hin und her. Nur selten waren sie gepflastert, und auf abgelegenen Plätzen fanden sich grofse Düngerhaufen; denn der Bürger trieb auch Landbau, und selbst vornehme Häuser hatten in engem Hofraume Viehställe. Auf den Strafsen fand man häufig Brunnen mit Rolle, Kette und Eimer; die Bäche leitete man gern längs der hintern Seite der Höfe. Die Bürgerhäuser bestanden aus Fachwerk und ragten mit dem Giebel nach der Strafse. Die obern Stockwerke traten über die untern hervor und verengten die schmalen Gassen so sehr, dafs sie kaum den Himmel blicken liefsen. So leichte, beengte Bauart begünstigte die ungeheuern Feuersbrünste, welche alle unsere Städte in schrecklicher Wiederkehr heimsuchten, aus denen sie aber auch ebenso schnell sich wieder erhoben.

Die häusliche Einrichtung entsprach der Einfalt des Zeitalters. Der Hausrat, ohne Putz, war dem einfachsten Bedürfnisse gemäfs und roh gearbeitet. Beim Mahle afsen Mann und Frau aus einem Teller; ein oder zwei Becher dienten der ganzen Familie. Fackeln und Laternen leuchteten bei Nacht den Schmausenden; Kerzen gab es nicht. Selbst in vermöglichen Häusern wohnte der Sohn des Hauses mit seiner Frau bei den Eltern; ohne eigene Wirtschaft ging er bei ihnen zur Kost. Dennoch aber fand selbst schon jene Zeit gesetzliche Beschränkung der Prunkliebe und Schwelgerei nötig, die besonders bei Festen geübt wurde.

Unter den Künsten blühte besonders die Baukunst. Zwischen Hütten und Strohdächern erhoben sich kunstvolle, riesige Bauten, die Gemeindezwecken dienten, Rathäuser und Kirchen Je mehr sich der Wohlstand und das Behagen der Städte steigerte, desto mehr wetteiferten sie, mit Stolz zu zeigen, was Geld und Arbeit vermögen. Insbesondere wollte jede gröfsere Stadt ihren Dom haben. Da schien die schwere Masse leicht und frei emporzusteigen; da wuchsen die Pfeiler wie Bäume hervor und schlossen sich oben in spitzen Bogen ab; über dem Dache aber wurden sie durch spitze, in die Wolken ragende Türme fortgesetzt. Die Fenster waren von ungeheurer Gröfse, aber das hereinbrechende Licht ward gemildert durch kunstreiche Glasgemälde; die Erhabenheit des Ganzen



Städtebild aus dem Mittelalter.

endlich barg sich in die reichsten und lieblichsten Verzierungen der Steinhauerarbeit, so daſs die Masse sich aus unermeſslich vielen, gleichsam lebenden Steingewächsen aufzubauen schien. Es waren riesige Werke, berechnet auf die frommen Beiträge vieler nacheinander folgender Geschlechter.

Hinter den düstern Mauern der Städte wurde Gesang und Saitenspiel gepflegt. Auch diese Kunst bildete sich nach der Sitte der Zeit in Zunft und Schule aus und erheiterte das ernste Leben der Bürger. Manche Städte unseres Vaterlandes waren erfüllt mit einer Anzahl von Spielleuten. Fiedel, Harfe, Pfeife und Zinke waren ihre Instrumente. Alte Sagen lieſs man in Liedern erklingen. Auch die Lust an der Natur war in den dumpfen Gassen nicht erstorben. Überall sehen wir in deutschen Städten das Frühlingsfest mit Jubel und Tanz im Freien begehen.

Die Bürger waren zum Kriegsdienst verpflichtet. Jeder zünftige Meister muſste mit Waffen versehen sein. Diese waren von der verschiedensten Art und den wunderlichsten Namen. Im gewöhnlichen Leben, auf Markt und Gasse, zumal vor Gericht war das Tragen derselben verboten. Auf Reise und Fahrt ging dagegen jedermann bewehrt. Jede Zunft war im Besitze eigener Banner und Zeughäuser. Die Zunftmeister waren die Führer gegen den Feind. Die Waffe, die am geeignetsten sich der Faust des Zünftlers bot, war die Armbrust, deren Erfindung dem Morgenlande gehört. Die Bürger gebrauchten sie mit gutem Erfolg von den Zinnen ihrer Städte. Es entstanden die Schützengilden der Kaufleute und Handwerker.

Bei all dem heitern und fröhlichen Leben war aber jene Zeit nicht frei von Roheit und Grausamkeit und allerlei Völkerschrecken. Judenverfolgungen, Räubereien, blutige Hinrichtungen, oft wiederkehrende Hungersnot, Verheerungen durch Seuchen und manches andere lassen dieselbe in weniger günstigem Lichte erscheinen.

255. Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich.

(Ludwig 1314—1347; Friedrich 1314—1330.)

Lesebuch in Lebensbildern.

Ums Jahr 1313 war viel Streit im deutschen Reiche. Kaiser Heinrich VII. starb auf einem Zuge nach Italien. Zwei Kaiser waren nun von den uneinigen Fürsten zu gleicher Zeit gewählt worden und stritten miteinander, Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich. Bei Ampfing, unweit Mühldorf am Inn, kam es zur entscheidenden Schlacht. Friedrich, ein stattlicher Held, allgemein der Schöne genannt, verrichtete Wunder der Tapferkeit. Fünfzig Feinde fielen von seiner Hand, und furchtbar strahlte im Kampfgewühle seine goldene Rüstung und sein blitzendes Schwert. Dennoch erfocht Ludwigs kluger Feldherr, Schweppermann, einen vollständigen Sieg. Friedrichs Pferd wurde durchbohrt und er selbst gefangen vor Ludwig geführt.

Dieser behandelte ihn edel; er ließ ihn auf die Burg Trausnitz in der Oberpfalz in ritterliche Haft abführen. Doch war damit die Einigkeit des Reiches nicht hergestellt. Friedrichs tapferer Bruder, Leopold, die „Blüte der Ritterschaft" genannt, führte mit seinen Freunden den Krieg fort; Ludwig kam in große Not. Da ging er zu seinem Gegner auf die Trausnitz und versprach ihm die Freiheit, wenn er der Kaiserwürde entsagen und seinen Bruder zum Frieden bewegen werde. Friedrich, schon zwei ein halb Jahre lang von Weib und Kind getrennt, in der Einsamkeit sein Leben vertrauernd, nahm gerne den Vorschlag an. Er schwur einen Eid, den Frieden zu stande zu bringen, könne er es aber nicht, in die Haft zurückzukehren. Es war ein großer Jammer, als der edle Fürst in Wien einzog. Ach, kaum erkannte man ihn wieder; Gram und Leid hatten dem einst so schönen, ritterlichen Helden ihr Gepräge aufgedrückt. Als er die Stufen der Burg hinaufeilte, um Elisabeth, seine treue Gemahlin, nach so langer, schmerzlicher Trennung zu umarmen, da fand er sie vom vielen Weinen blind geworden.

Ein noch größerer Schmerz stand ihm bevor. Leopold wies alle Friedensvorschläge beharrlich ab. Was sollte nun Friedrich thun? Zurückkehren in die Gefangenschaft? Das treue, blinde Weib abermals verlassen, um in trauriger Einsamkeit seine Lebenstage dahin schwinden zu sehen? Einen deutschen Mann darf nichts von Pflicht und Treue abwenden. „Ein Mann, ein Wort!" Und aus den Umarmungen der Seinen mit Gewalt sich losreißend, kehrte der Held nach München zurück.

Ludwig war eines solchen Gegners nicht unwürdig. Rührung ergriff sein Herz. Solche Treue, solchen Glauben mußte er schätzen. Er umarmte seinen Feind und hielt ihn von jetzt an nicht mehr als Gefangenen, sondern als Freund. Sie speisten fortan an einer Tafel, und zog Ludwig in den Krieg, so verwaltete Friedrich unterdes das Land. Zuletzt einigten sie sich dahin, gemeinschaftlich das Land zu regieren. Doch starb Friedrich bald nach diesem Vertrage (1330). Beide strahlen in Eintracht als ein Bild deutscher Treue für alle Geschlechter und Zeiten hell in der Geschichte.

256. Kaiser Ludwigs Tod bei Fürstenfeld.

Franz Graf von Pocci.

1. Zu Fürstenfeld im Bayerland
das Hifthorn froh erschallt;
es weilet Kaiser Ludwig dort
im grünen Tannenwald.

2. Hallo! hallo! ein wilder Bär
trabt über jenen Plan;
der edle Held verfolget ihn
auf seiner Fährte Bahn.

3. Der Rüden Meute jagt und bellt,
es stürmt der Reiter Troß
zu froher Jagdlust jubelnd nach
dem Kaiser hoch zu Roß.

4. Wie plötzlich aber ist die Lust
in Trauer umgestimmt!
Es jammert eines Hornes Schall,
den weithin man vernimmt.

5. Der Bayer-Kaiser stürzt vom Roß,
ihn hat der Tod erjagt;
den Sterbenden umsteht Gefolg',
das weinend um ihn klagt.

6. „Was ich gefehlt, vergib, o Herr!
Bin ich von Schuld nicht rein,
war treu mein Glaube, treu das Herz;
nimm auf die Seele mein!"

7. So endigte des jähen Tod's
Ludwig elendiglich;
die Kaiserwiese heißt der Ort,
wo er so schnell verblich.

8. Sein Prunkbett war ein Wiesenfleck,
das Laub sein Baldachin,
der Krone Gold ein Sonnenstrahl,
der ihm das Haupt beschien.

9. Sein Leichenstein wird in dem Dom
zur lieben Frau geschaut,
den Herzog Sigismundis hat
zu München auferbaut.

257. Die Erfindung des Schiefspulvers (1340).

Gregor Fischer.

Die Chinesen sollen das Pulver schon vor 1600 Jahren gekannt haben. Von ihnen soll es zu den Arabern gekommen und durch diese nach Europa gebracht worden sein. Allein man verstand wohl schöne Feuerwerke damit abzubrennen, wufste es aber noch nicht für den Krieg zu benutzen. Diesen Gebrauch soll um 1340 der deutsche Mönch Berthold Schwarz entdeckt haben, der daher häufig als Erfinder des Schiefspulvers bezeichnet wird.

Er beschäftigte sich, heifst es, in seinem Kloster zu Freiburg in Baden gern damit, allerlei Stoffe miteinander zu mischen, um dadurch auf neue Entdeckungen geleitet zu werden. Einst stampfte er Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser und legte einen Stein darauf. Indes hatte sich der Tag geneigt, und der Mönch wollte sich mit Stahl und Feuerstein ein Licht anschlagen, um besser sehen zu können. Mit einem Male blitzte und knallte es ihm heftig um die Ohren, und der Stein schlug gegen die Decke; denn ein Funke war in den Mörser gefallen. Erschrocken stand Berthold da und staunte über das wunderbare Ereignis. Er wiederholte seine Versuche, und die Wirkung war immer dieselbe. Jetzt machte er die Erfindung bekannt und zeigte, wie man das Pulver im Kriege zur Zerstörung der Festungsmauern gebrauchen könne. Man fertigte mörserähnliche Röhren an, die daher auch Mörser genannt wurden, bohrte hinten in ihren Boden ein kleines Loch, schüttete in die Mündung Pulver, schob Steine davor und zündete das Pulver an. Noch jetzt schiefst man aus weiten Mörsern die schweren Bomben. Allmählich verlängerte man die Mörser zu Kanonen, und in diese Donnerbüchsen, wie sie genannt wurden, lud man erst Steine, dann auch eiserne Kugeln von gewaltiger Schwere. Später entstanden die Handbüchsen und Flinten.

258. Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst (1450).

Nach Biernatzky.

Es gab schon im fünfzehnten Jahrhundert in Holland zünftige Buchdrucker. Sie schnitzten kürzere Schriften in Holztafeln und bestrichen diese mit Farbe oder Lampenrufs. Dann legten sie einen Bogen Papier darauf, überfuhren diesen mit Reiber oder Bürste und erhielten so Abdrücke. Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, ein vornehmer Mann aus Mainz, der wegen Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgern aus dieser Stadt vertrieben worden, führte diese Kunst weiter. Im Kloster St. Arbogast in Strafsburg mietete er sich ein. Er hatte von Jugend auf Neigung gehabt zu gewerblicher Beschäftigung, und was er bisher nur aus Liebhaberei betrieben, das mufste ihn nunmehr ernähren. Er lehrte andere, Steine und Spiegel zu schleifen, und bildete eine kleine Gesellschaft, deren Mitglieder er auch in der Kunst unterwies, Buchstaben zu formen. Anfangs zwar hielt Gutenberg diese Kunst geheim; nach und nach aber teilte er sie seinen Genossen mit. Statt des Reibers wendete er eine Presse an, um die Bogen auf die Schrifttafeln zu drucken. Diese Druckpresse war ganz ähnlich der, mit welcher die Winzer den Wein aus den Trauben gewinnen; aber zum Drucken hat sie Gutenberg zuerst eingerichtet und gebraucht (um 1450).

Nach langer Abwesenheit kehrte er nach Mainz zurück. Auch dort setzte er das Schnitzen von Schrifttafeln fort, hatte aber unablässig mit Mangel an Geld zu kämpfen, so dafs er nicht im stande war, seine Kunst zur Vollendung zu bringen Schon wollte er sie ganz aufgeben, als ein wohlhabender Bürger in Mainz, Johann Fust (Faust), sich erbot, ihm 800 Gulden vorzuschiefsen. Wahrscheinlich geschah dies erst, als Gutenberg schon weiter in seiner Erfindung fortgeschritten war.

Er hatte nämlich die Holztafeln in Linien, Wörter und Buchstaben zerschnitten und dadurch die ersten beweglichen Lettern zu stande gebracht. Die einzelnen Buchstaben wurden durchlöchert, auf einen Faden gezogen und so je nach Bedarf aneinander gereiht. Endlich veränderte Gutenberg noch das Material der Buchstaben, indem er kleinere Buchstabenformen vertieft anfertigte und in diese Formen neue Buchstaben von Blei oder Zinn gofs.

Von den ersten Druckschriften Gutenbergs sind nur noch einige Bruchstücke erhalten; blofs von einer lateinischen Sprachlehre befindet sich ein vollständiges Exemplar zu Paris.

Bald machte sich Gutenberg daran, die Bibel auf 640 Pergamentblätter zu drucken, wozu ihm Fust abermals 800 Gulden vorstreckte. In drei Jahren vollendete er das Werk. Er hatte gehofft, durch diese Arbeit aus seinen Schulden herauszukommen. Darin täuschte er sich aber; denn Fust handelte nicht ehrlich und uneigennützig gegen ihn. Fust nahm nämlich einen geschickten Goldschmied, Peter Schöffer, in seine Dienste. Dieser kam darauf, Buchstabenstempel aus Stahl zu schneiden, sie in Kupfer einzuschlagen und so Matrizen herzustellen, in die man metallene Lettern giefsen konnte. Fust machte Schöffer alsbald zu seinem Schwiegersohn und beschlofs, sich ganz von Gutenberg zu trennen. Kaum hatte dieser den Druck der Bibel vollendet, so forderte Fust von ihm das Kapital, das er ihm geliehen, samt den Zinsen. Die Sache kam zum Prozefs; das Gericht entschied gegen Gutenberg, und Fust machte sich aus Gutenbergs Druckgerätschaften und Bibelvorrat bezahlt. Gutenberg verlor alles, auch seine letzte Hoffnung auf Lohn für seine mühsame Arbeit. Fust und Schöffer setzten nun den Druck mit ihren neuen Lettern fort.

Verstimmt begab sich Gutenberg wieder nach Strafsburg zurück und gründete von neuem eine Werkstatt. Er konnte aber mit seinen geringen Mitteln nicht gleichen Schritt mit den Arbeiten seiner Gegner halten.

Der Kurfürst Adolf von Nassau, der damals Mainz inne hatte, suchte die Verbreitung der neuen Kunst zu verhindern und wollte den Vorteil von derselben allein der Stadt Mainz erhalten. Dasselbe thaten auch Fust und Schöffer. Als aber bei einem Gefechte das Haus des Fust in Brand geriet, entflohen mehrere seiner Gesellen und verbreiteten die »schwarze« Kunst, wie die Mönche sie nannten, weiter. Bald gab es auch in Bamberg, Nürnberg, Augsburg und andern Städten Leute, die das Geheimnis kannten.

Der Kurfürst von Mainz nahm Gutenberg 1464 unter die Ritter seines Hofes auf, und somit war wenigstens für den Unterhalt des viel Verfolgten gesorgt. Gutenberg starb arm und kinderlos wahrscheinlich 1467. In der Kirche der Franziskaner zu Mainz soll er begraben sein. Seit 1837 erinnert ein Denkmal in Mainz an diesen tiefsinnigen, uneigennützigen Mann, dem die Welt eine der grofsartigsten Erfindungen verdankt.

Die ersten Druckschriften aus den Offizinen Gutenbergs und Fusts werden Inkunabeln genannt. Zwei solch kostbarer Kleinode befinden sich in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Es sind zwei Bibeln aus den ehemaligen Klosterbibliotheken Andechs und Rothenbuch.

259. Columbus, der Entdecker Amerikas. (1492.)

J. C. Andrä.

1. Christoph Columbus stammt aus der italienischen Stadt Genua und hatte sich von früher Jugend an dem Seewesen gewidmet. Mit Eifer bestrebt, seinen Geist auszubilden, hatte er sich alle Kenntnisse, welche zu diesem Berufe gehören, in vorzüglichem Grade angeeignet. Was er von der großen Entdeckung der Südspitze Afrikas durch die Portugiesen hörte, erfüllte ihn mit Begeisterung. Um sich genauer mit derselben bekannt zu machen, begab er sich nach Portugal. Hier kam er auf den Gedanken, daß man doch, da die Erde eine Kugel sei, wenn man gegen Westen durch das atlantische Meer schiffe, wiederum Land treffen müsse, und daß dieses Land vielleicht das im fernen Osten gelegene Indien sein könne. Wer weiß, dachte er, ob dieser Weg nicht kürzer ist, als der um Afrika herum. Auch manche Erzählungen portugiesischer Seeleute schienen darauf hinzuweisen, daß im Westen Land zu finden sei. Man habe, hieß es, zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja, einmal sogar zwei Leichname von ganz eigentümlicher Körperbildung von Westen her übers Meer schwimmen und ans Land treiben sehen. Es wurde daher der feurigste Wunsch des Columbus, eine Entdeckungsfahrt nach Westen hin zu unternehmen. Zuerst machte er seiner Vaterstadt Genua das Anerbieten und verlangte einige Schiffe. Allein man erwiderte ihm: „Du bist ein Träumer,“ und wies ihn ab. Hierauf wandte er sich an den König von Portugal; doch ebenfalls umsonst. Nun ging er nach Spanien; aber auch hier dauerte es acht lange Jahre, bis der beharrliche Mann mit seinem Vorhaben durchdrang. Endlich gab ihm die Regierung im Jahre 1492 drei kleine, ärmliche Schiffe und 90 Mann zum Antritt der großen Reise.

2. Voll kühnen Mutes fuhr nun Columbus ins wilde, unbekannte Meer hinaus. Der Wind blies günstig, und pfeilschnell flogen die Schiffe dahin. Aber wo fand sich das gesuchte Land? Sechzig Tage hatte die Fahrt schon

gedauert, und noch immer sah man nichts als eine unendliche Wasserwüste ringsum und darüber die weite Himmelsdecke. Da ergriff Angst auch die Beherztesten unter den Schiffsleuten. Sie fürchteten, nicht mehr umkehren zu können und im fernen Ozean einem sichern Untergange entgegensehen zu müssen. Nur der Geistesgegenwart und Ruhe eines überlegenen Mannes wie Columbus gelang es, den Unmut des Schiffsvolkes zu bezwingen. Da, als der Admiral kaum mehr im stande war, seine Leute im Gehorsam zu erhalten, erschien die Rettung. Das Senkblei erreichte den Meeresgrund; Rohr und ein Baumast mit roten Beeren schwammen auf das Schiff zu, und Landvögel flogen auf die Masten. Die Sonne ging unter; noch sah man nichts. Doch ließ Columbus die Segel einreffen, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Gegen Mitternacht erblickte man ein Licht in



der Ferne. „Land, Land!“ erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, alle weinten vor Freude und baten kniend Columbus um Verzeihung. Als der Morgen anbrach — es war am 70. Tage nach der Abfahrt, am 12. Oktober 1492 — sahen sie eine schöne, grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang ruderten sie nun unter kriegerischer Musik ans Land. Columbus, eine Fahne in der einen Hand, einen Degen in der andern, war der erste, der die neue Welt betrat. Nachdem er mit der ganzen Mannschaft Gott auf den Knien gedankt hatte, nahm er die Insel feierlich für den König von Spanien in Besitz. Die Inselbewohner, welche von allen Seiten am Ufer zusammengeströmt waren, betrachteten mit Erstaunen die weißen Männer, ihre Kleidung, Schiffe und Waffen. Niemals hatten sie solcherlei gesehen. Sie selbst waren nackt, von kupferroter Hautfarbe; viele trugen als Zierat Goldbleche in Nase und Ohren. Ihre Insel nannten sie Guanahani[1]); Columbus aber gab ihr den Namen San Salvador, d. i.

1) Spr.: gwanahani.

heiliger Erlöser. Nach kurzem Verweilen setzte er dann seine Entdeckungsfahrt weiter fort und fand die großen Inseln Cuba und Hayti (San Domingo). Sie waren mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt; aber von Anbau zeigte sich keine Spur; Herden nackter Wilder rannten umher und flohen beim Anblicke der fremden Menschen wie schüchterne Rehe. Allmählich jedoch wurden sie zutraulicher und brachten Wurzeln, Früchte, Papageien und Fische herbei. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie den gierigen Spaniern für gefärbte Scherben und blinkendes Glas gern hin. Columbus ließ auf Hayti eine kleine Festung erbauen, in welcher 38 Spanier zurückblieben; mit seinen übrigen Gefährten trat er dann die Heimreise an, um die wichtige Entdeckung in Europa zu verkünden.

3. Ungeheurer Jubel begrüßte den Helden, als er in Spanien landete; der König und die Königin überhäuften ihn mit Ehren; das ganze Land war in Bewegung gesetzt durch die Nachricht von einer neuentdeckten Welt. In kurzer Zeit hatten sich gegen 1500 Menschen zusammengefunden, die an einem neuen Zuge teilnehmen wollten, und schon sechs Monate nach seiner Rückkehr trat Columbus mit 17 Schiffen die zweite Reise an. Er entdeckte abermals mehrere Inseln, hatte aber auch manche Widerwärtigkeiten und Drangsale zu erdulden. Welch ein Schrecken, als er, in Hayti angekommen, die dort erbaute Festung zerstört und von seinen zurückgelassenen Gefährten keinen mehr übrig fand! Das grausame Betragen der Spanier gegen die armen Inselbewohner hatte diese zu gerechter Notwehr gereizt; sie hatten alle ihre Peiniger erschlagen, die Feste zertrümmert und sich in das Innere der Insel geflüchtet. Columbus gründete eine neue Niederlassung; allein seine neuen Gefährten, die gemeint hatten, Gold wie Sand auflesen zu können, verwünschten ihn, als sie nun Wildnisse urbar machen und Felder bebauen sollten. Viele von ihnen kehrten nach Spanien zurück, und auf ihre Anklagen erschien endlich ein Abgesandter des Königs, der über das Verhalten des Columbus eine Untersuchung anstellen sollte. Das war dem edeln Helden zu viel; mißmutig verließ er die Insel und eilte nach Spanien. Dort erkannte man auch seine Unschuld; doch vergingen zwei Jahre, ehe er die nötigen Schiffe zu einer neuen Fahrt erhalten konnte.

Auf dieser dritten Reise entdeckte Columbus zuerst das feste Land des neuen Erdteils. Er kam an die Küste von Südamerika, wo der Orinoko sich in das Meer ergießt. Aus der Größe dieses Stromes merkte er, daß dieser aus keiner Insel kommen könne. Er fuhr eine Strecke am Ufer entlang und wandte sich dann nach seiner Lieblingsinsel Hayti. Aber hier standen die Dinge wieder höchst traurig. Wüste Unordnung und Zwietracht zerrüttete die spanische Niederlassung; frecher als je zuvor erhoben die Feinde des Columbus das Haupt. Und als er nun mit Kraft gegen die Friedensstörer einschritt, da wandten sich diese von neuem an den König und erhoben wider ihn die ärgsten Beschuldigungen. Abermals kam ein Gesandter aus Spanien, ein hochmütiger, gewaltthätiger Mensch. Der mißbrauchte seine Macht so sehr, daß er ohne nähere Untersuchung Columbus gefangen nehmen, wie einen Verbrecher in Ketten legen und nach Europa abführen ließ. So sah Spanien den großen Weltentdecker in Fesseln! Freilich gab man ihn sogleich wieder frei; allein die Belohnungen, welche man ihm früher zugesagt hatte, wurden ihm nicht zu Teil. Dennoch unternahm der kühne Mann noch eine vierte Reise. Auf dieser hatte er furchtbare Gefahren zu bestehen. Nachdem alle seine Schiffe zu Grunde gegangen waren, schmachtete er mit seiner Mannschaft acht Monate lang auf einer Insel mitten unter Wilden in äußerster Not, bis endlich ein Schiff erschien und ihn nach Spanien zurückführte. Columbus starb, 59 Jahre alt, in der spanischen Stadt Valla-

dolid[1]). Sein Leichnam wurde nach Hayti und später nach Cuba gebracht; die Kette, mit welcher der kühne Forscher einst gefesselt war, wurde ihm, wie er verordnet hatte, mit ins Grab gelegt. Der von ihm entdeckte Erdteil erhielt nicht nach ihm, sondern nach dem Italiener Amerigo, der ihn zuerst beschrieb, den Namen Amerika.

C. Neue Zeit.

260. Der Geldwert im 16. Jahrhundert.

Nach »Bayerland« u. a.

Es wird oft bitter darüber geklagt, dafs Brot, Fleisch, Bier und andere Lebensmittel mit jedem Jahre teurer werden. Vor einigen hundert Jahren waren allerdings die Preise ganz anderer Art als jetzt. Ein Arbeiter war damals sehr froh, wenn er täglich wenige Kreuzer verdiente. Damit konnte er jedoch mehr anfangen, als man es jetzt mit einer Mark kann. Im Jahre 1539 bezahlte man in München die Mafs österreichischen Weines mit 3 Pfennigen, eine Elle feinster Leinwand mit 22 Pfennigen. Ein Pfund Kalbfleisch kostete 1543 3 Pfennige, ein Pfund Schaffleisch einen Kreuzer, ein Pfund Rindfleisch 6 Pfennige, ein Paar Ochsen 26 bis 30 Gulden, ein Paar Schweine 5¼ Gulden.[2]) Ein vollständiges Sommer- oder Winterkleid für einen adeligen Herrn kaufte man 1573 für 7 Gulden 40 Kreuzer. Ein Paar Prachtstiefel für des Herzogs Sohn kostete 1576 2 Gulden 16 Kreuzer. Ein Haus nebst Garten in den kleinern Städten des Herzogtums Bayern bezahlte man damals mit 40 Gulden. Solche Preise muten uns in unsern teuern Tagen an wie Zahlen aus dem Schlaraffenland; wir dürfen aber nicht vergessen, dafs mit dem Sinken des Geldwertes die Löhne stiegen und die Lebenshaltung des Volkes eine andere wurde.

261. Der dreißigjährige Krieg.

(1618—1648.)

Dr. Wilhelm Preger.

Die Böhmen kündeten dem Kaiser den Gehorsam auf und wählten im Jahre 1619 den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Vergebens hatte Herzog Maximilian von Bayern seinen wittelsbachischen Verwandten vor der Annahme der böhmischen Krone gewarnt. Nun war er entschlossen, mit Waffengewalt gegen Friedrich vorzugehen. Maximilian zog in das empörte Oberösterreich, brachte dieses zur Unterwerfung und drang dann in Böhmen ein. Auf dem weißen Berge bei

1) Valladolid. 2) 1 Gulden = rund 4 Mark heutiger Münze.

Prag, wo Christian von Anhalt das Heer Friedrichs aufgestellt hatte, kam es im November 1620 zur Schlacht. Eine Stunde reichte hin, Friedrich, den Besitzer zweier Kurländer, zum länderlosen Flüchtling zu machen. Bald folgte ihm die Acht, welche Kaiser Ferdinand über ihn verhängte. Im Laufe der nächsten zwei Jahre bemächtigte sich Maximilian mit Hilfe seines geschickten Feldherrn Tilly der obern und der Rheinpfalz und führte die Sache Österreichs und der Liga zum vollständigen Siege. Dafür wurde ihm die bisher mit der Pfalz verbundene Kur übertragen. Auf dem Fürstentage zu Regensburg im Jahre 1623 erfolgte die Belehnung.

Kaum hatte je ein Kurfürst eine mächtigere Stellung gehabt, als sie damals Maximilian einnahm. Zu dem Ansehen, welches sein staatsmännisches Talent, sein kräftiger Charakter, sowie nun auch sein Rang ihm verlieh, kamen die bedeutenden Mittel, über welche er als Haupt der Liga und als Herr eines ansehnlichen Ländergebietes verfügte. Denn ihm gehorchten außer seinem Erblande auch noch Oberösterreich, welches er als Pfand behalten hatte, sowie die Ober- und Rheinpfalz, welche er als kaiserlicher Kommissär verwaltete.

Ohne es hindern zu können, hatte man in Wien zusehen müssen, wie der wachsende Einfluß des Kurfürsten das Ansehen des Kaisers allmählich ganz in Schatten stellte. Eben hatte Maximilian angefangen, im Kriege mit dem niedersächsischen Kreise und Dänemark seine Macht auch über Niederdeutschland auszubreiten. Da wandte sich Ferdinand an Albrecht von Wallenstein, und in kurzer Zeit hatte dieser Feldherr ein eigenes Heer für den Kaiser aufgestellt und führte es siegreich bis an die Ostsee und nach Jütland. Bald überbot er Tilly wie durch die Größe seines Heeres, so durch die Willkür, mit der er gegen die Fürsten des Reiches schaltete, so daß es schien, als strebe der Kaiser danach, sein Haus übermächtig zu machen und die Gewalt der Reichsfürsten zu vernichten. Und in der That gab die Vertreibung der Herzoge von Mecklenburg, sowie die Art, wie das Restitutionsedikt vollzogen wurde, zu solcher Befürchtung Anlaß. Vergebens versuchte der Kaiser den wachsenden Argwohn Maximilians dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm 1628 gegen die Herausgabe Oberösterreichs die Oberpfalz und von der Rheinpfalz das rechte Rheinufer als erbliches Lehen übertrug. Auf dem Fürstentage zu Regensburg im Jahre 1630 setzte es der bayerische Kurfürst durch, daß Wallenstein entlassen, sein Heer verringert und Tilly zum Oberbefehlshaber beider Armeen ernannt wurde.

Doch bald sollte Maximilian in noch ganz anderer Weise als früher seine Stellung in Deutschland bedroht sehen. Gustav Adolf von Schweden war an der pommerschen Küste gelandet, bemächtigte sich Norddeutschlands, vernichtete das kaiserlich-ligistische Heer unter Tilly bei Leipzig, setzte in Franken eine schwedische Landesregierung ein, eroberte die Pfalz, zwang den bei Rain am Lech tödlich verwundeten Tilly, ihm Bayern zu überlassen, und zog am 17. Mai 1632 in München ein. Nun mußte Maximilian bei Ferdinand Hilfe suchen, wie dieser früher bei ihm. Von neuem hatte Wallenstein dem Kaiser ein Heer geschaffen, und dem Kurfürsten blieb nichts übrig, als die

Trümmer des seinigen unter den Oberbefehl jenes stolzen und von ihm gekränkten Feldherrn zu stellen. Wallenstein lenkte den Krieg nach Franken, von da nach Sachsen. Zwar verhinderte seine Niederlage bei Lützen die Wiederherstellung einer Militärherrschaft, wie er sie früher geübt hatte; aber die glänzende Stellung, welche Maximilian am Anfang des Krieges inne gehabt, kehrte für ihn nicht mehr wieder. Bis gegen das Ende des furchtbaren Krieges kämpften seine Truppen, bald unter dem Oberbefehl der kaiserlichen Feldherren, bald selbständig, und noch manche siegreiche Schlacht wurde unter seinen kühnen Heerführern, dem Lothringer Franz Mercy und dem Niederländer Johann von Wert, geschlagen. Aber Mercy fiel 1645, und Johann von Wert ging, nachdem Maximilian durch den Waffenstillstand bei Ulm 1647 sich von des Kaisers Sache getrennt hatte, treulos und geächtet, zu den Österreichern über.

Zwar erhob sich Bayern noch einmal, kündete den Waffenstillstand und hemmte dadurch den Siegeslauf der feindlichen Heere; aber damit trat im Lande nach der Niederlage bei Zusmarshausen eine letzte und schreckliche Verheerung ein. Endlich gab der Friede von Osnabrück und Münster dem aufs äußerste erschöpften Deutschland Ruhe.

Im Frieden behielt Maximilian von den pfälzischen Ländern nur die Oberpfalz; dagegen wurde ihm die Kurwürde mit dem Amte des Erztruchsessen, welche er nur auf Lebenszeit gehabt, als erbliches Lehen übergeben. Für die Rheinpfalz wurde eine achte Kur errichtet.

262. Soldatenleben im dreißigjährigen Kriege.

Gustav Freytag.

Fast alle Völker Europas sandten ihre schlechtesten Söhne in den langen Krieg. Nicht nur einzeln zogen fremde Söldner der Werbetrommel zu, wie Krähen einer Walstatt; das ganze christliche Europa wurde in den Kampf hineingerissen. In Kompagnien und Regimentern zertraten die Fremden den deutschen Acker. Engländer und Schotten, Dänen, Schweden, Finnen und Niederländer fochten mit; romanische Wallonen, irische Abenteurer, Spanier, Italiener, fast jeder slavische Stamm brach in das Land, am greulichsten die leichte Reiterei der Kosaken und am meisten verhaßt die Kroaten. Fast jedes Heer war eine Musterkarte verschiedener Nationalitäten, fast in jedem ein Durcheinander vieler Sprachen und Mundarten. Und der Haß der Nationen ruhte selten, während die Fahne flatterte. Zumal im Lager mußten die Regimenter sorgfältig nach Beschaffenheit ihrer kameradschaftlichen Gefühle zusammengelegt werden, Deutsche und Welsche immer auseinander. Der Feldmarschall oder Quartiermeister wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die der Verteidigung günstig war. Zunächst wurde der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erhoben sich die großen, verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der durch eingesteckte Spieße, oft durch Befestigungen von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, so wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt. Die Offiziere wohnen in Zelten, welche oft Kegelform haben und mit Stricken am Erdboden befestigt sind. Die Gemeinen

bauen sich auf dem angewiesenen engen Raume ihre kleinen Hütten von Stroh und Brettern. Hier hausen sie häufig zu zweien oder vieren mit ihren Weibern, Buben und Hunden. So lagert Fähnlein an Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder Kreise. Das ganze Lager ist von einem breiten Raum umgeben, der zum Lärmplatz dient. Es wird durch Graben, Wall und die Feldgeschütze gedeckt. An den Ausgängen sind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reiter oder eine Postenkette von Schützen aufgestellt. Vor dem Zelte jedes Fähnrichs steckt die flatternde Fahne im Boden. Daneben liegt eine Trommel der Kompagnie. Ein Mus-



ketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die Gabel gestützt.

In solchem Lager hauste das wilde Volk in zügellosem Haushalt, auch in Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landschaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeischaffen. Auf allen Wegen rollten die Lastwagen herzu, wurden Herden Schlachtvieh angetrieben. Schnell verschwanden die nächsten Dörfer vom Erdboden. Alles Holzwerk und Dachstroh wurde von den Soldaten abgerissen und zum Bau der Hütten verwendet; nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten und ihre Buben strichen stehlend und plündernd in der Umgegend umher. Die Marketender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten sich die Kriegsleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zusammen. Unterdessen kochten die Weiber, wuschen, besserten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig waren Tumult und Auflauf, Kampf mit blanken Waffen, blutige Unthaten, Schlägereien zwischen den verschiedenen Waffen und Nationen.

War gute Zeit gewesen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landschaft in Brandschatzung gesetzt, dann war

alles vollauf; Speisen und Getränke waren billig. Es kam ausnahmsweise noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im bayerischen Heere einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte. Dann saß in den Marketenderbuden eine Kopf an Kopf gedrängte Schar singender, prahlender, schwatzender Helden; dann hatten die Handelsleute gute Zeit. Der Soldat staffierte sich neu aus, — er kaufte teure Federn auf seinen Hut, Scharlachhosen mit goldenen Gallonen; dann prangte er in Zobel und Marder; Stallknechte ritten ganz in Sammet gekleidet. Aber je länger der Krieg dauerte, desto seltener wurde solche goldene Zeit. Häufiger als Überfluß war Mangel und Armseligkeit. Die Verwüstung der Landschaft rächte sich furchtbar an dem Heere selbst. Das bleiche Gespenst des Hungers, Vorbote der Pest, schlich durch die Lagergassen und hob die knöcherne Hand gegen die Strohhütten. Dann hörte die Zufuhr aus der Umgegend auf. Die Preise der Lebensmittel wurden unerschwinglich. Der Laib Brot wurde z. B. 1640 bei der schwedischen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Dukaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Überall hohläugige, bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung des Lagers verpestet. Dann war rings eine Wüste von unbebauten Äckern und geschwärzten Dorftrümmern und das Lager selbst eine große Totenstatt.

263. Kurfürst Maximilians I. väterliche Ermahnungen an seinen Sohn.

Michael Becker nach J. M. Söltl.

Als Maximilians Tage zu Ende gingen, befand sich sein Sohn Ferdinand Maria noch in den Jünglingsjahren. Der gute Vater hatte für eine treffliche Erziehung gesorgt und ihn sogar selbst in die Regierungsgeschäfte eingeweiht; allein der Prinz war noch zu jugendlich, als daß er des Vaters Unterweisung hätte auffassen können. Da schrieb der gute Fürst ein Buch in lateinischer und deutscher Sprache, in welchem er seinem Sohne die Pflichten an das Herz legte, die er gegen Gott, gegen sich selbst und gegen seine Unterthanen zu erfüllen habe. Einige Stellen daraus sollen hier Platz finden.

„Wenn du einst die Herrscherbürde übernimmst, wirst du eines Führers bedürfen. Da du dann meinen Rat nicht mehr genießen kannst, so hinterlasse ich dir diese kurzen Ermahnungen; sie sollen meine Stelle bei dir vertreten.

Der einzige Herr und Herrscher über alles ist Gott, aus dessen Hand alle Gewalt und Macht, aller Ruhm und Sieg herkommt.

Nie hat ein Regent ohne Gott glücklich über ein Volk geherrscht, und wohl keiner beglücket seine Unterthanen, der sich nicht erst mit demütigem Herzen Gott unterworfen hat.

Alle Tage deines Lebens sollst du mit andächtigem Gebet anfangen und enden.

Alle deine Geschäfte beginne, indem du Gott durch eifriges Gebet um seinen Beistand bittest!

Dem Leibe sollst du nicht zu viel nachgeben, damit er nicht durch Müßiggang und unordentliche Lustbarkeit Schaden leide.

Sei wahrhaft! Deine Worte sollen einem Eidschwur gleich gehalten werden. Unternimm nichts, was nicht recht und erlaubt ist!

Das unverrückbare Ziel aller deiner Sorgen sei dir das Heil, der Wohlstand, die Sicherheit deines Volkes! Die mächtigste Stütze des Thrones ist die Liebe und das Wohlwollen der Unterthanen.“

264. Deutschland nach dem dreifsigjährigen Kriege.

Vehse.

Als im Jahre 1648 die Friedensbotschaft durch Deutschland flog und das Ende eines schrecklichen Krieges verkündigte, da sah es traurig in unserm Vaterlande aus. Fremde Herrschaft hatte die deutschen Lande verwüstet, Spanier, Wallonen, Italiener, Franzosen, Schweden und Slaven sich in einem dreifsigjährigen Kampfe auf deutschem Boden herumgetummelt. Zwei Dritteile der Bevölkerung waren umgekommen. Zertretene Felder, in Asche gelegte Dörfer und Städte, zerstörte Werkstätten, durch den Krieg verwilderte Menschen — das waren Bilder des Jammers, die unser Vaterland überall darbot.

Dazu kam noch, dafs wichtige, unersetzliche Landesteile von demselben losgesprengt und fremden Ländern einverleibt wurden. Und der Kaiser, einst der erste der Christenheit, stand jetzt machtlos da. Der einzige Gewinn aus dem Kriege war für Deutschland der nun festgestellte Friede zwischen Katholiken und Protestanten. Dennoch erholte sich Deutschland wieder, und dafs es sich aus einem dreifsigjährigen Kriege hat wieder aufrichten können, das ist ein Zeichen seiner unverwüstlichen Kraft, seiner gesunden Natur. Unmittelbar nach dem Kriege dämmerte kaum eine solche Hoffnung. Die Fremden, namentlich Frankreich, gingen mit dem armen Deutschland nach Selbstsucht und Willkür um. Ludwig XIV. wollte nicht nur im Innern Frankreichs Herr sein, er wollte auch herrschen über Europa. In seinem Übermute liefs er sich eine Uhr machen, in welcher ein künstlicher französischer Hahn bei jedem Stundenschlage krähte; der deutsche Adler aber, welcher auch an der Uhr angebracht war, zitterte bei diesem Krähen jedesmal am ganzen Leibe. Eine grofse Bildsäule hatte Ludwig XIV. verfertigen lassen, die ihn selbst darstellte, stehend auf dem Nacken von vier gefesselten Sklaven, an deren Merkmalen man den deutschen Kaiser, Spanien, Holland und Brandenburg deutlich erkannte.

Im westfälischen Frieden war das deutsche Land Elsaſs bei der Verteilung Frankreich zugefallen. Plötzlich erklärte Ludwig, daſs er zu allem, was er bereits vom heiligen deutschen Reich erobert habe, auch noch alles das haben müsse, was jemals damit zusammengehangen, z. B. alle Klöster und Ortschaften, die einmal im Lehensverband oder Erbvertrag mit Elsaſs gestanden hatten, wäre dies auch tausend Jahre her. Hatten seine Rechtsgelehrten einen solchen Ort in den Akten aufgefunden, so lieſs er sogleich die alten Wappen wegreiſsen und die Lilien aufpflanzen; dabei steckten seine Soldaten wie Mordbrenner oft Städte und Dörfer in Brand, und während man auf dem deutschen Reichstage darüber beratschlagte, erscholl auf einmal (1681) die Nachricht: Straſsburg ist französisch! Ludwig hatte die Stadt überrumpelt, als viele ihrer Bürger auf der Frankfurter Messe waren. Von nun an war Deutschland völlig dem Einflusse Frankreichs preisgegeben; das Kaisertum war ganz machtlos geworden.

265. **Kurfürst Max Emanuel von Bayern vor Belgrad.** (1688.)

Emanuel Geibel.

1. Max Emanuel, Stern der Ehre,
Heldendegen, stark und kühn!
Ewig bleibt im Bayernheere
dein Gedächtnis lorbeergrün,
seit dein Fuß vor Belgarad
in den Staub den Halbmond trat.

2. Morgens um die neunte Stunde
gab der Held zum Sturm Befehl;
da erscholl's aus jedem Munde:
„Gott mit uns, Emanuel!“
Antwort gab vom Festungswall
der Kartaunen Donnerhall.

3. Rot von Blut schon troff die Erde,
als man bis zum Graben drang;
doch der Kurfürst stieg vom Pferde,
sprang hinab, den Degen blank:
„Braves Bayernblut, mir nach,
folgt dem Schwert von Wittelsbach!“

4. Klimmt, ob rings der Tod auch knattert,
durch den Dampf zum steilen Rand,
und die Fahne, die da flattert,
reißt er aus des Fähnrichs Hand;
mitten durch die Kugelsaat
zeigt den Seinen er den Pfad.

5. Wohl beim Schein der roten Blitze
brach manch tapfres Herze hier;
aber auf des Walles Spitze
pflanzt' der Held sein Siegspanier:
„Belgarad, jetzt bist du mein,
und das Kreuz zieht mit uns ein!“

6. Hui! wie stoben schreckverwundert
da die Türken, Mann und Roß!
Christensklaven vierzehnhundert
wurden ihrer Bande los.
„Dankt's dem Herrn; ich trug sein Schwert;
doch den Sieg hat Gott beschert!“

7. Kurfürst Max, gekrönter Sieger,
dieses war dein Ehrentag;
in der Brust der Bayernkrieger
schallt noch heut dein Feldruf nach:
„Schwert von Wittelsbach, voran,
und wir folgen Mann für Mann!“

266. Die Verwüstung der Pfalz und der Brand Speyers.

(1688 und 1689.)

Johann von Geissel.

1. Unsägliches Elend hatte der dreifsigjährige Krieg über unser deutsches Vaterland gebracht. Aber das Mafs des Unglücks sollte noch nicht voll sein, und noch tiefere Erniedrigung mufste das Volk erfahren, welches zuvor das geachtetste und gefürchtetste in Europa gewesen. Besonders war es König Ludwig XIV. von Frankreich, der unter den nichtigsten Vorwänden und unter Verleugnung aller Rechtsgrundsätze Krieg um Krieg gleichsam vom Zaune brach. Ohne Kriegserklärung fiel er im September 1688 unerwartet in die Pfalz ein. Rasch nacheinander hatten die Franzosen Kaiserslautern, Mainz, Heidelberg und Heilbronn genommen und sich so in den Besitz der Pfalz gesetzt, ehe man in Deutschland an Widerstand denken konnte. Um einen solchen, der für das Frühjahr zu erwarten war, unmöglich oder doch unwirksam zu machen, wollte Ludwig zwischen Deutschland und Frankreich »eine Wüste legen«. Es erging deshalb der unmenschliche Befehl, alle Städte, Flecken und Dörfer der Pfalz niederzubrennen und das Land zu verheeren. Den Bewohnern wurde dieses bekannt gegeben und eine dreitägige Frist zu ihrer Rettung gestattet. Bald bedeckten sich die Strafsen und Felder mit zahllosen Haufen von Männern, Weibern und Kindern, welche von ihrem Herde flohen. Viele erlagen dem Hunger und der Kälte; andere retteten kaum das nackte Leben.

Mittlerweile begann das Werk der Zerstörung. General Melac vollführte es von Heidelberg aus mit hunnischer Grausamkeit. Aus jedem Orte schlugen die Flammen empor. Die mit Korn bestellten Äcker wurden umgepflügt, die Obstgärten niedergehauen, die Weinpflanzungen zerstört. Weder Paläste und Tempel, Klöster und Krankenhäuser, noch Kunstwerke oder Denkmäler fanden Schonung bei den Mordbrennern. Das prachtvolle Heidelberger Schlofs wurde ausgeplündert und durch Pulver gröfstenteils zerstört, Mannheim gleich Heidelberg niedergebrannt. Trostlos verliefsen die unglücklichen Einwohner ihre Heimstätte.

2. Länger war die Stadt Speyer geschont worden. Aber auch sie sollte mit ihrem ehrwürdigen Dome den Flammen überliefert werden.

Im Mai 1689 wurde den Einwohnern angekündigt, dafs ihre Stadt dem Erdboden gleichgemacht werden solle, dafs ihnen aber eine sechstägige Frist zur Flucht nach Elsafs, Lothringen oder Burgund gewährt, jedoch die Flucht auf das rechte Rheinufer bei Todesstrafe verboten sei. Montclar, der französische Befehlshaber, verteilte

24 Mordbrenner in der Stadt, damit diese an verschiedenen Enden zu gleicher Zeit angezündet werde. Die Flammen aus 47 Gassen in einem Umkreise von ³/₄ Stunden schlugen himmelhoch in einem allgemeinen Feuermeere zusammen.

Es war Mitternacht. Der glühende Feuerregen dauerte fort und wuchs mit der weiterschreitenden Flamme. Da flog ein Feuerbrand, den der Wind durch die Luft trug, in die Kuppel des Domes, zündete, und die Flamme schlug auf. Bald war der ganze Dom ein Feuerball. Drinnen sauste der Wind durch die gesprungenen Fenster und jagte die Flamme umher durch die Pfeiler, Gewölbe und Seitenhallen, und draufsen senkten sich langsam die Dächer der Chöre, Kuppeln und des Langhauses und brachen in sich selbst zusammen. Die Glockenstühle brannten allmählich durch; sie wichen aus dem Gefüge, krachten und stürzten samt den Glocken mit donnerndem Getöse herab.

Der Brand färbte den Himmel auf einem Umkreis von vielen Stunden blutigrot und verkündete, bis zu den beiden Gebirgsketten hinüberleuchtend, den Untergang von Speyer.

Die Franzosen sahen die auffliegenden Häuser, sahen die fallenden Stadtgebäude, hörten das Einbrechen der Kloster- und Stiftstürme, hörten den Sturz der mit lautem Krachen niederfahrenden Kuppeln am Münster — und freuten sich des gelungenen Mordbrandes. Sie kehrten nun in die öde Stadt zurück. Durch die noch rauchenden Balkentrümmer des Domes kamen sie an die Gräber der Kaiser. Da erinnerten sie sich der alten Sage, dafs die deutschen Herrscher mit grofsen Schätzen hier versenkt worden, und alsbald erwachte die Habgier in ihren Gemütern. Die Scheu vor den Toten hielt sie nicht ab, und die allen Völkern heilige Ruhe der Verstorbenen wehrte nicht dem Durste nach Gold. Sie zerschlugen die Särge, so aus kostbarem Marmor bestanden, rissen das eiserne Gitter nieder, das diese seither vor Verletzung geschützt hatte, brachen die Gräber auf und wühlten hinab. Emsig suchten sie umher, rissen die Leiche des Kaisers Albrecht heraus und streuten, vielleicht aus Mutwillen, vielleicht ob getäuschter Erwartung erbost, seine Gebeine in den Schutt. Desgleichen erbrachen sie auch noch andere Gräber, warfen die noch unverwesten Körper im Dome umher und raubten die Särge, den Schmuck und, was sie sonst an Metall fanden.

Zehn Jahre lag Speyer mit seinem Dome darnieder, still und grauenvoll, wie ein Ort, auf dem der Fluch lastet, oder an dem Nachtgeister ihr unheimliches Wesen treiben — ein trauriger Aufenthalt von Steinkäuzen und Eulen. Erst durch König Ludwigs I. vaterländische und künstlerische Begeisterung wurde der Dom, dies denkwürdige Gotteshaus, in seinem frühern Glanze wieder hergestellt.

267. Der Schmied von Kochel.

Hermann Lingg.

1. Eisig durch die Winternacht
saust es von den Gletscherhellen,
daß im See das Eis zerkracht,
daß im Forst die Wölfe bellen.

2. Einsam wie auf Wache steht
auf der Höh' ein Tannenposten,
und das Schneegestöber weht,
und es pfeift der Wind aus Osten.

3. Wenn im Wind, wenn aus dem Schnee
dort des Kirchhofs Kreuze klirren,
ists, als ob in tiefem Weh
Seelen durch das Dunkel irren.

4. Alles in dem Dorfe ruht,
nur der Schmied noch läßt ertönen
seinen Hammer in der Glut,
schafft noch spät mit seinen Söhnen.

5. „Schafft die Pflugschar!" hallt sein Ruf,
„müssen bald das Feld bestellen, —
und dazu fürs Roß den Huf,
und das Beil, es geht ans Fällen!

6. Auch die Sensen nehmt und schärft,
scharfe will der Nachbar haben!
Aber diese Ketten werft
auf die Schaufeln zum Begraben!

7. Langt mir meinen Stutzen her!
Muß euch was am Schlosse weisen;
auf dem Lande liegt es schwer
und die Not bricht nur das Eisen.

8. Her die Kolben! — Dorn an Dorn!
Brecht durch der Panduren Reihen!
Zeit ists, unser Land vom Zorn
eines Fremdherrn zu befreien!"

268. Karl Albrecht.

(1726—1742—1745)

Nach Dr. Christian Häutle, Karl Heigel u. a.

Nach dem Regierungsantritte Karl Albrechts hatte Bayern 14 Friedensjahre; hernach aber geriet der Kurfürst mit Österreich in einen bis zu seinem Lebensende währenden Streit.

Er verweigerte nämlich seine Zustimmung zur weiblichen Erbfolge im Hause Habsburg und machte nach dem Erlöschen

des habsburgischen Mannesstammes seine Ansprüche auf die österreichische Erbschaft geltend. Als diese nicht anerkannt wurden, begann er, unterstützt von dem Preufsenkönige Friedrich II., von Sachsen und von Frankreich, Krieg mit Österreichs junger Herrscherin Maria Theresia. Der Kampf brachte nach einem viel versprechenden Anfang schwere Sorgen für den Kurfürsten, schlimme Folgen für sein Land. Karl Albrecht war im Jahre 1742 durch nahezu einstimmige Wahl zum deutschen Kaiser erhoben und in Frankfurt mit grofser Feierlichkeit gekrönt worden; zu Hause aber sah es traurig aus. Die Österreicher waren in Bayern eingedrungen, hatten die Hauptstadt besetzt und schalteten im Lande wie in den Schreckensjahren 1705 und 1706. Das Kriegsglück schwankte hin und her. Zweimal ward München vom Feinde genommen, zweimal wieder aufgegeben. Karl führte zu Frankfurt ein trauervolles Leben. »Das Unglück,« rief er schmerzlich aus, »wird mich nicht verlassen, bis ich es verlasse«.

Noch einmal sah er einen Schimmer des Glückes. Die Bayern hatten, unterstützt durch das gleichzeitige thatkräftige Eingreifen Preufsens in den Feldzug, ihr Heimatland von den Feinden befreit. Karl, kaum von schwerer Krankheit genesen eilte nach München. Sein Einzug war feierlich, nicht wegen des üblichen Gepränges, sondern wahrhaft feierlich durch den Ausdruck reiner, aufrichtiger Liebe, womit das Volk seinen Fürsten wie einen lang verlorenen, glücklich wieder gewonnenen Vater begrüfste.

Aber der letzte Atemzug sollte für den Vielgeprüften nicht Freude sein. Nur wenige Wochen war Karl in München, als die Österreicher abermals über die Grenze rückten, die hastig entgegengeworfenen bayerischen Truppen zerstreuten und siegreich vorwärts drangen. Als die Nachricht von neuer Niederlage die Hauptstadt aufschreckte, traf den unglücklichen Fürsten ein Herzschlag. Am 20. Jänner 1745 starb er. In der Theatinerkirche wurde sein Leichnam mit kaiserlichem Prunke bestattet.

Bald darauf schlofs sein kaum achtzehnjähriger Sohn mit dem siegreichen Gegner Frieden.

269. Maximilian III. Joseph von Bayern. (1745—1777.)

Nach verschiedenen Verfassern.

Auf Karl Albrecht folgte im Jahre 1745 Kurfürst Maximilian III. Joseph. Dieser edle Fürst war nach Kräften bemüht, die Wunden zu heilen, die der österreichische Erbfolgekrieg seinem Lande geschlagen. Er strebte vor allem nach möglichster Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte.

Um dem Volke die Lasten zu erleichtern, wurde der Hofstaat und das Militär vermindert und überflüssiger Prunk abgeschafft.

Ein Hauptaugenmerk richtete der ebenso einsichtsvolle als wohlwollende Regent auf die Förderung der Landwirtschaft und der Gewerbe, des Handels und Verkehrs, sowie der geistigen Wohlfahrt der Bevölkerung. Zunächst suchte er durch seinen frühern Erzieher Ickstadt die Universität Ingolstadt zu heben. Mit Wärme unterstützte die Regierung die Bestrebungen zur Verbesserung des Volksschulwesens. Hiebei erwarb sich der Stiftskanonikus Heinrich Braun große Verdienste. Den Gymnasien wurde eingehende Sorgfalt gewidmet, Realschulen wurden errichtet, und den Bildungszwecken reichere Mittel als bisher zugewendet. Im Jahre 1759 entstand durch die Bemühung der Räte Lori und Linprunn die Akademie der Wissenschaften zu München, durch deren Mitglieder vorzüglich das Studium der vaterländischen Geschichte betrieben wurde. Zur bessern Pflege des Rechts arbeitete der gelehrte Kreitmayr ein Gesetzbuch aus. Das Strafgesetzbuch war zwar mit Härte geschrieben, und grausam waren die Strafen selbst für geringe Verbrechen; doch wäre es ungerecht, daraus einen Schluß auf das Herz des Kurfürsten ziehen zu wollen. Selbst eine durch und durch rechtliche und makellose Natur, wollte er auch sein Volk von sittlichen Gebrechen befreien, und man mag es begreiflich finden, wenn er bei der vielfachen Verwilderung der Sitten mit seinen Räten in den Irrtum fiel, durch möglichst strenge Gesetze diesen Zweck zu erreichen. Doch war jedwede Härte seinem milden, wahrhaft väterlichen Herzen fremd, und seine Absichten waren die reinsten und wohlwollendsten.

Das bewies er bei der furchtbaren Teuerung von 1771 und 1772, und es zeigte sich da am besten sein unbegrenzter Wohlthätigkeitssinn. Die Hofleute hatten ihm des Volkes Not verheimlicht. Als er aber eines Morgens aus der Kirche ging, umringte ihn ein Haufen bleicher, abgezehrter Menschen. „Brot," riefen sie, „Brot, Herr! wir müssen verhungern!" Mit Entsetzen vernahm Max Joseph die Schilderung der Hungersnot. Er gab den Bittenden all das Geld, das er bei sich trug, und versprach ihnen fernere Hilfe. Und er hielt Wort. Sofort ließ er das Wild in den fürstlichen Jagden schießen, die Kornspeicher öffnen und aus Mitteln einer Anleihe Getreide aus Italien bringen, um den hungernden Unterthanen Brot zu verschaffen.

Als am 30. Dezember 1777 der Kurfürst starb, war es im Lande, als wäre aus jedem Hause der Vater gestorben. Nicht höfische Schmeichelei, sondern kindliche Liebe eines dankbaren Volkes hat ihm den Beinamen des Vielgeliebten gegeben.

Max Joseph III. war der letzte Nachkomme Ludwigs des Bayern. Nach seinem Tode ging die Regierung des Landes an die Pfälzer Linie über, und Bayern und Pfalz wurden unter Karl Theodor nach mehr als fünfthalbhundertjähriger Trennung wieder vereinigt.

270. Aus der guten alten Zeit.

Originalbeitrag.

Unsere Großväter wußten noch viel Rühmliches von jener Zeit zu erzählen, in der ihre Väter lebten. In der schönen Stube manches wohlhabenden Bürgerhauses hängen noch der letztern Bildnisse; auch sind noch Prachtstücke ihrer Einrichtung und Familienkleinode erhalten.

Die Folgen und Spuren des dreißigjährigen Krieges waren verschwunden. Der wieder aufblühende Wohlstand ließ die Neigung zu Prunk und Zier und Lebensfreude allgemein sich verbreiten. Die Fürsten und der hohe Adel schufen durch Um- und Neubau herrliche, vielfensterige Schlösser mit hohen, ausgedehnten, reich geschmückten Räumen; an diese schlossen sich Gärten mit mannigfaltig geformten Blumenbeeten, künstlich geschnittenen Sträuchern und Bäumen, Springbrunnen und Seen und wildreiche Forste. Auch die von Prälaten aus edeln Geschlechtern geleiteten Stifter und Klöster mit fürstlicher Herrschaft erweiterten sich zu umfangreichen Prachtbauten. Um dieselben zogen sich mit Blumenrabatten gesäumte Gemüsebeete und sorgfältig gepflegte Obstgärten, von denen noch manch edle Baumfrucht unserer Tage stammt. Kirchen mit hohen Fenstern und weiten Hallen, überreich mit Bildwerk und Zierat geschmückt, entstanden zahlreich in jener religiösen und zugleich kunstfrohen Zeit. Die größern Städte füllten sich mit Palästen der Vornehmen, und selbst auf dem Lande wurden die Häuser bemalt und mit allerlei Schnitzwerk verziert. Was zum Schmucke diente, Tische, Stühle und Schränke, Rahmen und Aufsätze, Säulen und Vasen, Gesimse und Geländer, war geschweift, gebaucht, verkröpft. Überall waren Schnörkel, Schnecken, Kränze und Muscheln angebracht. An Altären wie sonstigen Zieraufbauten wimmelte es von schalkhaften, in der Luft baumelnden Genien. Selbst die Figuren, ob weltlicher oder heiliger Art, waren zum Ausdruck der Lebendigkeit gewunden und gekrümmt. Die gerade, starre Linie konnte man nicht leiden. Statt der frühern Spitz- und Satteltürme haben die Kirchen aus jener Zeit Kuppeln in Zwiebel-, Rettich- oder Glockenform mit mannigfaltiger, oft sehr zierlicher Gliederung. Selbst die Haare auf dem Kopfe der Männer wurden zu hohen Perücken geringelt oder in Zöpfe geflochten.

Die Prachtliebe der Zeit und ihre Freude am Zierlichen machte sich auch in der Kleidung bemerkbar. Nicht bloß die Frauen hüllten sich in spitzenbesetzte, faltenreiche Gewänder von golddurchwirkter Seide und andern kostbaren Stoffen; auch die Männer trugen zum Staate hellfarbige Röcke, Westen und Kurzhosen mit funkelnden Knöpfen und zarten Krausen an Brust und Hand, weiße Strümpfe mit beschnallten Schuhen und einen beborteten Dreispitz auf dem Kopfe; ein Degen blinkte zur Seite, selbst bei Handwerksgesellen. Auch die Tracht der Landleute war schmuck und farbenfrisch. Auf den Tafeln der Vornehmen prangte fein bemaltes Porzellangeschirr und schön getriebenes Gold- und Silbergerät; in den Prunksälen standen unter glitzernden Kronleuchtern damastüberzogene Möbel in Weiß und Gold.

In so froh bewegter Zeit war auch an Lustbarkeiten kein Mangel. Die hohe Gesellschaft ergötzte sich an Jagden, Spazierfahrten, glänzenden Bällen, nächtlichen Gartenfesten mit Beleuchtung und Feuerwerk. Stadtleute und Landvolk trieben Würfel-, Karten- und Kegelspiel; namentlich auf Jahr-

märkten, Kirchweihen und Hochzeiten herrschte munteres Leben. Behäbige Bürgerfamilien thaten sich in lauschigen Met= oder Kaffeeschenken im Zwinger an der alten, epheuumrankten Stadtmauer gütlich. Freilich wurde in diesen Dingen oft auch das rechte Maß überschritten. Kurfürst Maximilian III. Joseph, der wie ein Vater für sein Volk besorgt war, setzte durch Verordnungen allzu ungebundenem Treiben heilsame Schranken. Durch eine Kleiderordnung bestimmte er die jedem Stande erlaubte Art der Kleidung und des Putzes, durch eine Kleidertaxe ließ er den Kleiderluxus teuer bezahlen. Durch eine Dienstbotenordnung wurde Kost und Lohn für die Dienstboten festgesetzt, die Teilnahme an Unterhaltungen an Werktagen und zur Erntezeit ihnen verboten. Ein Verschwendungsgesetz trat leichtsinnigem Schuldenmachen entgegen. Eine Bettelordnung sollte den Dürftigen Unterstützung sichern und dem Müßiggange steuern. Eine Thorordnung schrieb vor, daß, wie in einem ordentlichen Hause, die Thore in sämtlichen Städten im Sommer um 8 Uhr, im Winter um 5 Uhr zu schließen seien.

Angriffe auf Eigentum und Leben wurden strengstens bestraft. Wer sich gegen die Gesetze verging, wurde, mit der Schuldangabe vor der Brust, auf öffentlichem Platze an den Pranger gestellt.

Die große Mehrzahl der Bürger und Bauern war wacker und arbeitsam. Die in Innungen und Zünften vereinten Handwerker leisteten Treffliches. Kunstvolle Einrichtungen von Kirchen und Häusern wurden von einfachen Gewerbsleuten auch auf dem Lande hergestellt. Was Schreiner, Schlosser, Goldschmiede, Stoffweber, Gipsbildner damals an Kunstarbeiten fertigten, wird heute noch bewundert und nachgeahmt.

Auch Handel und Verkehr waren im Schwang. Auf den vielen Märkten kamen die Erzeugnisse der Gewerbe, auf den zahlreichen Schrannen jene der Landwirtschaft zu regem Umsatz. Karrer= und Botenfuhrwerke vermittelten den Verkehr zwischen Land und Stadt, hochbepackte Lastwägen fuhren auf den großen Handelsstraßen weit über die Grenzen des Reiches nach Süden, um dessen Früchte und die Kolonialwaren vom fernen Osten heimzubringen. Mit Brief= und Fahrpost war es freilich nicht gut bestellt. Der Kurier, der reitende Eilbote, brachte wohl ausnahmsweise Briefe rasch an ihren Bestimmungsort. Allein gewöhnlich war das Versenden von Briefen umständlich; man hatte ja noch keine Briefmarken, und die Post kam langsam vom Fleck. Die Postwägen zur Beförderung der Postpakete und der Reisenden, enge, schwerfällige, gelbe Kästen mit dem Postillon hoch oben auf dem Bock, fuhren nur bei Tag und legten täglich eine Strecke von etwa acht Stunden zurück. Wem es die Mittel erlaubten, der hielt sich seinen eigenen Reisewagen oder ritt zu Pferd durch das Land. Man reiste damals gern und das gemächliche Fortbewegtwerden in heiterer Reisegesellschaft mit ruhigem Genusse der Gegend unter den gemütlichen Weisen des Posthorns hatte einen solchen Reiz, daß selbst Dichter es besungen haben. Viel wurde das gastfreundliche Land auch zu Fuß durchwandert; es war ja damals die goldene Handwerksburschenzeit. Saumselig war der Postverkehr in die Ferne und ins Ausland. Nur zweimal in der Woche kam die Post beim kaiserlichen Reichs=Oberpostamt München aus Österreich, Franken, Italien und der Schweiz an und ging auch nur zweimal in der Woche nach jenen Ländern ab. Gar nur einmal in der Woche konnte man von München aus mit dem Post=

wagen in einer bestimmten Richtung bis zur Landesgrenze und von dort zur Hauptstadt gelangen. Wem's aber nichts verschlug, der konnte am Montag oder Donnerstag um sechs Gulden unter einem dürftigen Notdach auf dem „Ordinari-Floß" von München nach Wien, und an jedem Sonntag um einen Dukaten auf dem „Ordinari-Schiff" von Regensburg ebendorthin fahren.

Eines aber gereicht jener Zeit zu besonderer Ehre. Der Wunderbaum der neuern deutschen Dichtung hat in ihr seine Wurzeln und hat zugleich schon seine köstlichen Erstlingsfrüchte hervorgebracht. Es war auch im damaligen Volk viel Liebe und Sinn für die Gaben der Dichtkunst. Wenn daher unsere Großväter jene Zeit als die „gute alte Zeit" gepriesen haben, so haben sie nicht so ganz unrecht gehabt. Aber in vielem und gerade in dem Wichtigsten, in Unterricht und Erziehung, ist es in unserer Zeit doch besser geworden.

271. Bayerns Anteil an Erfindungen und Entdeckungen.

Nach „Bayerland".

Unserm engern Vaterlande verdankt die Welt allerlei wichtige Erfindungen und Entdeckungen. Sind auch die Männer, denen diese gelangen, nicht alle geborene Bayern, so haben sie doch zur Zeit der Erfindung oder Entdeckung in bayerischen Diensten gestanden, oder der Ort ihrer Wirksamkeit ist nunmehr in bayerischem Besitz. Im Jahre 1340 wurde in Nürnberg das Drahtziehen, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Windbüchse und das Büchsenschloß, um 1520 von dem Schlosser Peter Hele die Taschenuhr, nach ihrer anfänglichen Form „Nürnberger Ei" genannt, erfunden. Der berühmte Nürnberger Maler Albrecht Dürer wandte zuerst die Ätzkunst beim Kupferstich an. Denner erfand 1690 die Klarinette. Ein Altdorfer Professor verbesserte durch die Erfindung des Meßtisches 1590 die Vermessungskunst. Ein Astronom in Ansbach, Marius, entdeckte 1609, also früher als Galilei in Italien, die Trabanten des Jupiter. Die Buchdruckerpresse wurde schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Nürnberg durch die Einführung messingener statt hölzerner Schraubenspindeln vervollkommnet; noch wichtiger waren die Erfindungen und Verbesserungen, welche König und Bauer in Oberzell bezüglich der Schnellpressen machten. In München wurde 1794 durch Alois Senefelder die Lithographie und 1817 von Gabelsberger eine jetzt weit verbreitete Kurzschrift (Stenographie) erfunden. Steinheil erfand den Schreibtelegraphen. Fraunhofer machte wichtige optische Entdeckungen und verbesserte das Fernrohr so, daß seine Grabschrift mit Recht von ihm sagt, er brachte uns die Gestirne des Himmels näher. Im 19. Jahrhundert wurde in München der Kupferstich neuerdings vervollkommnet und das Lichtdruckverfahren erfunden. Durch Häberleins Eisenbahnbremse wurde es möglich, den dahinsausenden Zug in kurzer Zeit zum Stehen zu bringen. Baeyer in München entdeckte die Herstellung des künstlichen Indigoblau. Wie viele Entdeckungen und Erfindungen auf chemischem und physikalischem Gebiet verdankt man nicht den Professoren Justus von Liebig und Ohm! Und welche Tragweite die Entdeckung einer neuen Art von Strahlen durch den Würzburger Professor Röntgen haben wird, läßt sich noch kaum absehen. Ist es doch mittelst derselben jetzt schon gelungen, innere Teile des menschlichen Körpers zu photographieren.

D. Neueste Zeit.

272. Kurfürst Max Joseph und Joseph Fraunhofer. (1801.)

Gregor Fischer.

Am 21. Juli 1801 trug sich in München ein großes Unglück zu. An zwei Häusern im Tiereckgäßchen sollten die Mauern ausgewechselt werden. Da fielen plötzlich um 1 Uhr nachmittags die beiden Gebäude unter fürchterlichem Gekrache zusammen; ihr Fall riß vier Personen mit sich. Von diesen fiel ein Mädchen so glücklich, daß es gleich davonlaufen konnte. Auch der Spiegelmacher Weichselberger, welcher sich unter einem Thürgestell festhielt, wurde glücklich herausgebracht. Desto unglücklicher ging es aber seiner Ehegattin samt seinem Lehrjungen Joseph Fraunhofer. Sie wurden verschüttet.

Eine Menge Menschen war herbeigekommen, um Hilfe zu bringen; auch Kurfürst Maximilian Joseph begab sich sofort an Ort und Stelle. Während noch die Zuschauer, gelähmt vom ersten Schrecken, auf die Unglücksstätte hinstarrten, hörte man auf einmal aus dem Schutte heraus eine um Hilfe rufende Menschenstimme. Nach langen Nachforschungen entdeckte man, daß die Stimme unter dem Stubenboden hervorkomme, der mit einer Seite an die Wand des stehen gebliebenen Hauses sich festgestemmt hatte. Der Kurfürst bot eine erhebliche Summe für die Rettung des Unglücklichen. Unter großen Anstrengungen und eigener Lebensgefahr gelang diese einigen beherzten Männern. Nach vierstündiger, rastloser Arbeit brachte man den Lehrling Joseph Fraunhofer, ohne daß er irgendwelchen Schaden genommen, wieder ans Tageslicht.

Kurfürst Maximilian ließ des andern Tages den Knaben Joseph Fraunhofer zu sich kommen, beschenkte ihn mit 18 Dukaten und gab ihm die Zusicherung, für sein ferneres Fortkommen Sorge tragen zu wollen.

Joseph Fraunhofer war am 6. März 1787 zu Straubing geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Glasermeister, verwendete ihn schon frühzeitig in seinem Geschäfte. Nach dessen Tode aber brachte ihn sein Vormund (1799) zuerst zu einem Drechslermeister und dann zu dem Hofspiegelmacher und Glasermeister Weichselberger in München in die Lehre; dort traf den Knaben das vorhin erzählte Unglück.

Fraunhofer verwendete einen Teil des Geldgeschenkes des Kurfürsten zum Ankauf einer Glasschleifmaschine und übte sich an Sonn- und Feiertagen, ungeachtet des Verbotes seines Lehrmeisters, im Schleifen optischer

Gläser. Da wurde der Geheimrat Utzschneider auf ihn aufmerksam und erkannte sein Talent. Er leitete ihn nun bei seinen Studien, gab ihm die nötigen Bücher und schickte ihn in die Münchener Feiertagsschule für Handwerker.

Fraunhofer machte große Fortschritte in der Wissenschaft und in der Kunst der Glasschleiferei. Er erfand hiefür besondere Maschinen und Instrumente und verfertigte für die Sternwarte in Dorpat ein riesiges Teleskop. So lieferte er den Astronomen das Mittel zu den größten Entdeckungen im Himmelsraume. Er starb am 7. Juni 1826.

273. Die französische Armee auf grauenhafter Flucht. (1812.)

Fort.

Napoleons Ziel war die Weltherrschaft. Um diese zu erringen, mußte der russische Koloß zertrümmert werden. Alle geschaffenen oder geknechteten Reiche waren genötigt, dem Eroberer Hilfsheere zu stellen: der Rheinbund 100000, die Schweiz 12000, Italien 40000, Polen 60000 Mann, und Österreich und Preußen mußten seine Flanken decken. So brach er im Sommer 1812 mit einem Heere von 600000 Mann und mit 1200 Kanonen in Rußland ein. Nach gewonnener mörderischer Schlacht an der Moskwa zogen die Franzosen den 15. September 1812 in Moskau siegreich ein. Hier gedachten sie reiche Winterquartiere zu beziehen; aber sie fanden die Straßen verödet, die Vorräte größtenteils fortgeschleppt. Diese unheimliche Stille wurde aber bald durch das Prasseln von Flammen unterbrochen, die schon bei dem Einzuge aus dem Hospital, dem Bazar (Kaufhause) und der Bank emporloderten. Die Franzosen dämpften sie teilweise; am nächsten Tage aber schlug das Feuer aus mehr denn 50 Stellen und verwandelte die ungeheure Stadt bald in ein Flammenmeer, in dem sich Feuerwogen und wirbelnde Rauchsäulen einherwälzten. Vom Kreml aus, der alten Zarenburg, schaute Napoleon dem schaudererregenden Schauspiele zu. Als die Flammen schon nach dem Palaste züngelten, verließ er mit seinem Heere das brennende Moskau und kehrte erst nach sechs Tagen wieder zurück, nachdem unter Mitwirkung starker Regengüsse das Feuer erloschen war und die Russen neun Zehntel ihrer eigenen Stadt in Schutt und Asche verwandelt hatten.

Nun erstrebte Napoleon einen Friedensvertrag. Vergebliches Mühen! „Jetzt beginnt der Krieg erst," sagten die Russen, und so blieb den Franzosen nichts übrig, als am 19. Oktober noch den Rückzug anzutreten. Die Russen folgten ihnen auf der Ferse. Bald waren die Vorräte verzehrt, die man in Moskau mitgenommen hatte. Auf einer Straße, auf der man schon beim Einmarsche alles verbraucht und verbrannt hatte, fehlte es an Brot und Obdach, sowie an Futter für die Pferde. Wer sich vom Wege entfernte, um Lebensmittel herbeizuholen, wurde von den Kosaken, welche das Heer umschwärmten, gefangen genommen oder von den aufgebotenen Bauern erschlagen. Die ganze Armee lebte nun beinahe ausschließlich von Pferdefleisch, und täglich

starben viele vor Hunger und Ermattung. Pack- und Pulverwägen verbrannte man, und die Kanonen blieben zurück.

Um das Unglück zu vollenden, trat auch noch eine grimmige Kälte ein. Ohne stärkende Nahrung und Getränke, ohne gehörige Bekleidung mußten die Truppen auf Eis und Schnee übernachten. Bald bezeichneten Haufen von Leichen das Nachtlager und den Weg der Armee. Die Gewehre waren den Ermatteten eine Last und wurden haufenweise weggeworfen; die Regimenter fingen an, auseinanderzugehen. So nahte man der Berēsina, an die zwei russische Corps vorangeeilt waren, um den Übergang zu verwehren. Über diesen Fluß ließ Napoleon zwei Brücken schlagen. Die Halbverzweifelten stürzten denselben in wilder Hast zu. Je näher die Russen kamen, desto größer ward das Gedränge; der Stärkere wirft den Schwächern, der seine Flucht aufhält, zu Boden oder ins Wasser. Viele wollen den Fluß durchschwimmen und erstarren, oder wagen sich auf dünne Eisdecken und — versinken. Daneben fliegen die Kugeln zischend in die dichtgedrängten Massen und reißen sie nieder, bis endlich unter der Last der Wägen und unter einem grausenerregenden Jammergeschrei die eine Brücke zusammenstürzt und die andere in Brand gesteckt wird.

Nun hatten auch die meisten weder Schuhe noch Stiefel, sondern nur alte Hüte oder Tornister um die Füße gebunden; um Kopf und Schulter warf man alte Säcke, zerrissene Decken oder Pferdehäute, um sich gegen die steigende Kälte zu schützen. Stürzte einer, so zogen ihn schnell die andern aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen. Die Fliehenden brannten alle Gebäude nieder, um sich erwärmen zu können. Von Rauch und Schmutz ganz schwarz, oft mit bloßen, brandigen Füßen, der Sprache beraubt und in wahnsinniger Betäubung, hinkten viele wie Gespenster daher, rösteten wohl auch Leichname und verzehrten sie oder zernagten ihre eigenen Arme und Hände. 300000 Erfrorene allein wurden im folgenden Frühjahre von den Russen verbrannt. Nur 15000 Mann, den Tod in ihren Gliedern, kamen nach Wilna zurück; darunter befanden sich nur noch 400 Fußgänger und 600 Reiter unter Waffen. Das waren die Trümmer der großen Armee. Nie hatte die Welt eine schönere gesehen, nie ein Heer ein jammervolleres Ende genommen!

274. Aus den deutschen Befreiungskriegen (1813).

Lesebuch von Keck u. Johannsen.

Napoleon hatte nach seiner Rückkehr aus Rufsland rasch ein neues, zahlreiches Heer geschaffen und den verbündeten Preufsen und Russen entgegengeführt. In Sachsen, bei Grofsgörschen und bei Bautzen, wurden die ersten Schlachten geschlagen. Mit Heldenkühnheit fochten hier vor allen die jungen preufsischen Krieger; doch die Franzosen behaupteten zuletzt das Feld, und die Verbündeten zogen sich in guter Ordnung vor der feindlichen Übermacht zurück. Bald aber folgte diesem Zurückweichen ein mutiges Vorwärtsdringen.



Völkerschlacht bei Leipzig.

Den Russen und Preufsen schlossen sich die Österreicher an, und drei Heere standen nun dem französischen Kaiser gegenüber. Den Oberbefehl über die gesamte verbündete Streitmacht führte der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg; der oberste Feldherr der Preufsen war General Blücher.

Dieser edle Preufsenheld, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Feuer und Kampfeslust, hat den Franzosen die grimmigsten Schläge ausgeteilt. Zuerst besiegte er sie in der Schlacht an der Katzbach in Schlesien. Um dieselbe Zeit schlugen die Verbündeten Napoleons Feldherren in den Schlachten bei Grofsbeeren in der Nähe von Berlin, bei Kulm in Böhmen und bei Dennewitz unweit Wittenberg. Dann drangen ihre Heere gegen Leipzig heran, wo Napoleon seine ganze Streitmacht zusammengezogen hatte. Hier begann am 16. Oktober 1813 der dreitägige ungeheure Kampf, an welchem mit Ausnahme der Türken alle Völker Europas teilnahmen — die Völkerschlacht bei Leipzig. 300000 Mann Verbündete standen gegen das 200000 Mann starke Heer Napoleons. Über 1000 Kanonen donnerten gegeneinander, so dafs die Erde in weitem Umkreise erbebte. Mit unerhörter Anstrengung wurde am ersten Tage gerungen; vorzüglich war es wieder der alte Blücher, der mit seinen Tapfern löwenkühn die Franzosen zurückwarf, bis der Abend hereinbrach und das weitere Vorwärtsdringen hemmte. Napoleon mochte ahnen, dafs ihn das Schlachtenglück verlassen habe. Deshalb versuchte er am nächsten Tage, durch grofse Versprechungen Österreich zum Abfalle von den Verbündeten zu verführen, aber umsonst; am 18. Oktober mufste er den verzweifelten Kampf von neuem aufnehmen. Von einer Anhöhe aus, auf der eine Windmühle stand, leitete er die Schlacht. Ihm gegenüber auf einem Hügel hatten die drei verbündeten Herrscher, der König von Preufsen und die Kaiser von Österreich und Rufsland, Stellung genommen. Abermals entbrannte ein furchtbar mörderischer Kampf; kaum konnten die Streitenden zuletzt noch über die Haufen der Leichen hinwegschreiten. Vergebens bot Napoleon alle Kunst und Kühnheit auf. Er unterlag dem begeisterten Heldenmute der Freiheitskämpfer; sein Heer zog sich am Abend nach Leipzig zurück. Die verbündeten Fürsten aber fielen auf dem Schlachtfelde auf die Knie, um Gott, dem Herrn, für den grofsen Sieg zu danken, den er ihnen verliehen hatte. Am folgenden Tage drangen die Sieger in die Stadt Leipzig ein; die Franzosen aber suchten in eiliger Flucht ihre Rettung. Tausende der Flüchtigen wurden noch gefangen genommen. Im ganzen kostete die Schlacht den Franzosen an 70000 Mann; aber auch die Verbündeten zählten über 40000 Tote und Verwundete.

Napoleon konnte nun nicht mehr darandenken, sich in Deutschland zu behaupten. Er eilte mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein nach Frankreich zurück. Der Rheinbund löste sich auf, und die deutschen Fürsten, welche ihm angehört hatten, schlossen sich den Verbündeten an. Das Königreich Westfalen hörte auf, zu bestehen, nachdem sein französischer Herrscher über den Rhein geflohen war,

und ein preußisches Heer entriß in raschem Siegeslaufe auch Holland den Händen der Franzosen. Dann drangen die Verbündeten in Frankreich selber ein. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg rückte durch die Schweiz vor; Blücher mit seinem Heere setzte in der Neujahrsnacht 1813 zu 1814 bei dem Städtchen Kaub über den Rhein. Noch gab es auf französischem Boden manch hartnäckigen Kampf, an dem sich auch die bayerischen Truppen ehrenvoll beteiligten. Aber die Verbündeten drängten unermüdlich vorwärts, und am 31. März zogen sie als Sieger in die stolze Hauptstadt Paris ein. Nun war es aus mit Napoleons Herrlichkeit; er wurde des Thrones entsetzt und nach der kleinen Insel Elba im Mittelmeere verwiesen. Ein Bruder des enthaupteten Ludwig XVI. wurde als Ludwig XVIII. König von Frankreich.

275. Blücher am Rhein. (1814.)

August Kopisch.

Die Heere blieben am Rheine steh'n:
„Soll man hinein nach Frankreich geh'n?"
Man dachte hin und wider nach;
allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" — „Der Feind? Dahier!" —
„Den Finger drauf! Den schlagen wir.
Wo liegt Paris?" — „Paris? Dahier!" —
„Den Finger drauf! Das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein[1])
wird, wo er wächst, am besten sein.
Vorwärts!" — —

276. Maximilian I. Joseph, König von Bayern.

(1799—1806—1825.)

Originalbeitrag.

Durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor erbte Max Joseph, Herzog von Zweibrücken aus der pfälzischen Linie der Wittelsbacher, das Kurfürstentum von Bayern-Pfalz. Sein Regierungsantritt wurde im ganzen Lande mit Jubel begrüßt. Der dreiundvierzigjährige Kurfürst Maximilian IV. Joseph fand schwere Aufgaben vor. Zwischen Frankreich und Österreich war fast immer Krieg, in den auch das inmitten liegende Bayern hineingezogen wurde. Bayern konnte nicht anders, als dem siegreichen Frankreich sich anschließen. Die durch Kurfürst Max, der selbst ein tüchtiger Soldat war, auf einen vortrefflichen

---

Spr.: [1]) schanspanjer.

Stand gebrachten bayerischen Truppen nahmen an den Kriegen und Siegen Napoleons I. ruhmvollen Anteil. Die Folge war die Erhebung des namhaft vergrößerten Bayern zum Königreiche im Jahre 1806. Max Joseph wurde als Maximilian I. der erste König von Bayern. 30000 Bayern mußten dem Kaiser Napoleon in den unglücklichen russischen Feldzug folgen und kamen fast alle um. Dieses Unglück wurde aber wieder zum Glücke, da nun Bayern die napoleonischen Fesseln zersprengen konnte. Die Bayern rückten mit den siegreichen Armeen der verbündeten Österreicher, Preußen und Russen in Frankreich ein und bis zur Hauptstadt vor. Paris mußte sich ergeben, Kaiser Napoleon wurde abgesetzt. Auf dem Wiener Kongresse erhielt das Königreich Bayern den Umfang, den es noch heute besitzt.



Nachdem der Völkerfriede hergestellt war, konnte sich Maximilian mit ganzer Kraft der Sorge für die Wohlfahrt des Landes widmen. Verwaltung und Gerichte, das ganze Unterrichtswesen, Wissenschaften und Künste, Handel und Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft fanden durch seine Regierung beste Pflege und Förderung. Er hat den Grund zum heutigen blühenden Zustande Bayerns gelegt. Im Jahre 1818 gab er aus freiem Entschlusse dem Lande eine Verfassung, durch welche das bayerische Staatswesen für alle Zukunft eine sichere und gedeihliche Regelung fand.

Maximilian war nicht bloß als Regent vortrefflich; er war auch als Mensch voll Edelmut und Herzensgüte. Leutselig verkehrte er mit jedem aus dem Volke, unermüdlich war er im Helfen und Wohlthun. Wie sehr das Volk an „Vater Max“ hing, das zeigte sich, als am 16. Februar 1824 dessen fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum gefeiert wurde. Es war ein Familienfest für ganz Bayern bis in die letzte Hütte. Der König selbst hat in den Worten, die er an diesem Jubeltage zum Bürgermeister von München sprach, mit gerührtem Herzen dies bezeugt. „Daß ihr Münchener mich liebt, die ihr mich immer in eurer Mitte habt, die ihr wißt, wie gut ich es mit jedem meine, das ist mir begreiflich; aber wie ich so viel Liebe in den Dörfern an den äußersten Grenzen verdient habe, wo man mich nie gesehen, das verstehe ich nicht. Allerdings war mein Wille immer rein und gut, und meine Bayern sind eben ein treues, biederes Volk. Das habe ich schon offen zu den Kaisern von Österreich und Rußland gesagt: ich möchte nicht mit ihren größern Reichen tauschen. Ich habe es immer gesagt und sage

es als Greis wieder: Alles für meine Bayern, thun sie ja doch auch alles für mich!“ Welch ein ehrenvolles Zeugnis für das bayerische Volk und Maximilian selbst!

Sanft, wie er gelebt, ist der gute König auch verschieden. Am 12. Oktober 1825, dem Tage der Feier seines Namensfestes, begab er sich ernst und still in seinem Schlosse Nymphenburg zur Ruhe; den nächsten Morgen fand man ihn entschlafen im Bette, ein Lächeln des Friedens auf seinen Lippen. Sein ältester Sohn und Nachfolger, König Ludwig I., ließ das Herz des teuern Vaters in der Kapelle zu Altötting in einer silbernen Kapsel verwahren, welche die Aufschrift trägt: „Das beste Herz“.

Die Stadt München hat dem König Maximilian I. vor der königlichen Residenz ein herrliches Denkmal mit seinem in Erz gegossenen Bildnisse errichtet. Die Hand wie zum Segen über Bayern ausstreckend, sitzt er auf dem Thronsessel, väterliche Milde in den treu wiedergegebenen Zügen. Bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum wurde der Grundstein zu diesem Denkmal gelegt. Vater Max sah hinter den Gardinen eines Fensters der Residenz dem Akte zu; er hatte den 3½ Jahre alten Enkel Luitpold auf dem Arme und weinte.

277. König Ludwig I. (1825—1848.)

Nach Georg Nikolaus Marschall u. a.

Ludwig I., unter dem Vorbilde eines weisen, gerechten, großherzigen und milden Vaters zum Herrscher und Manne herangewachsen, übernahm am 23. Oktober 1825 die Regierung. Gleich anfangs fanden unter seinem Vorsitze Beratungen über Ersparungen im Staatshaushalte statt. Er selbst ging mit dem Beispiele der Sparsamkeit voran, vereinfachte die Hofhaltung und verwendete den Überschuss zum Besten des Landes. In seinem Privatleben sparsam, konnte er schon vor seinem Regierungsantritt nicht unbeträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und auf die Herstellung eines Prachtbaues zur Aufnahme von Meisterwerken der Bildhauerkunst verwenden.

Als Ludwig vor den versammelten Abgeordneten des Reiches den Königseid ablegte, sprach er die denkwürdigen Worte: »Ehe ich euch den eben geschwornen Eid abgelegt, hielt ich mich durch den bei Einführung der Verfassung von mir geleisteten für eben so verpflichtet. Dasjenige, was der von mir gesprochene Eid als König an der Stelle meines erlauchten Vaters — dessen Andenken mir ewig teuer und unvergeßlich sein wird — mir auferlegt, zu erfüllen, habe ich den besten Willen und erwarte von der Gnade Gottes, daß er mir die Kraft dazu verleihen werde. Schwer ist es, nach einem Könige, wie der uns entrissene war, zu herrschen; ihn zu erreichen, unmöglich.«

König Ludwig war der geborene Regent. Die Worte seines Wahlspruches: »Gerecht und beharrlich!« machte er in seinem Regieren und Leben zur Wahrheit. Er hielt mit Entschiedenheit an seinen Herrscherrechten fest, erfüllte aber auch mit Gewissenhaftigkeit seine Herrscherpflichten. Was er als recht und gut erkannte, verfolgte er ohne Wanken. Erstaunlich war seine Arbeitskraft, unermüdlich sein Arbeitseifer. Mit großer Willensstärke verband er ein wohlwollendes Herz. Er war nicht nur ein Vater seines Volkes, sondern auch ein liebevoller Familienvater; dies beweisen besonders die Briefe an seine Kinder. Selbst religiös, schützte und förderte er das religiöse Leben. Mit größter Sorgfalt wachte er über die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Sehr vieles geschah unter seiner Regierung auch zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Er gründete den Zollverein, erbaute den Ludwigskanal und errichtete Landwirtschafts-, Gewerbe- und polytechnische Schulen. Die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, die unter seiner Regierung erbaut wurde, war die erste in Deutschland (1835), und was König Ludwig im Gebiete der Kunst ins Dasein rief, übertrifft alles, was vor ihm in Bayern, ja man kann sagen, in Deutschland, geschehen ist. Die durch ihn errichteten Denkmäler der Bau- und Bildekunst werden ihm einen bleibenden Ruhm für die Nachwelt erhalten, und seine glanzvolle Regierung wird fortleben in der Erinnerung des Bayernvolkes für und für.



Am 20. März 1848 legte er freiwillig das Scepter in die Hand seines Sohnes Maximilian II. Auch nach seiner Thronentsagung verwendete er noch Millionen zur Unterstützung Notleidender und zur Förderung der Kunst. Er starb am 29. Februar 1868 in Nizza, wo er Kräftigung seiner Gesundheit gesucht hatte. Seine Leiche ruht in der von ihm erbauten Bonifaziuskirche zu München.

278. Maximilian II., König von Bayern. (1848—1864.)

Nach Georg Nikolaus Marschall.

Als Maximilian II. im Jahre 1848 den Thron seines Vaters bestieg, richtete er folgende Worte an sein Volk: „Bayern! Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht, mir die Krone zu übertragen.

— Tief ergriffen fühle ich das ganze Gewicht der Verpflichtungen, das er mir auferlegt. Wahrheit will ich in allem, Recht und gesetzmäßige Freiheit auf dem Gebiete der Kirche wie des Staates. Auf der Bayern Treue hoffe ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihren Fürsten. Bayern, steht mir bei in meinem festen Vorhaben, euch auf die Stufe zu erheben, zu der ihr als ein freies Volk berufen seid, ein Achtung gebietender Staat im einigen deutschen Vaterlande!“

Nicht gering waren die Hoffnungen des Volkes auf Maximilian, und die Erwartungen wurden glänzend erfüllt. Mit besonderer Vorliebe pflegte er die Wissenschaften, namentlich die Geschichtsforschung. Auch die Dichtkunst fand an ihm einen eifrigen und freigebigen Förderer. Zu Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke verwendete er große Summen; aber auch für die Hebung des Handels und Verkehrs, der Industrie und Landwirtschaft ward unter seiner Regierung Außerordentliches geleistet. Dem Bauernstand wurde durch gänzliche Aufhebung harter Obliegenheiten, z. B. der Frondienste, oder durch Umwandlung lästiger Abgaben, z. B. der Zehnten ꝛc., in bestimmte Geldreichnisse große Erleichterung gewährt. Viele Gesetze wurden zur Förderung der Volkswohlfahrt neu geschaffen, andere zum Besten des Landes umgestaltet. Eine erhöhte Fürsorge wurde dem Schulwesen und dem Armenwesen zugewendet, und Bayern erfreute sich glücklicher Zeiten unter seinem geliebten König Max. Das Volk hing deswegen mit aller Liebe und allem Vertrauen an ihm.



Um so herber war aber auch der Schmerz, als am Abend des 9. März 1864 die Kunde von der plötzlichen Erkrankung des Landesvaters die Hauptstadt durcheilte. Überall begegnete man nur verstörten, kummervollen Gesichtern. Die Bewohner strömten in banger Erwartung in Massen nach der königlichen Residenz, um sich nach dem Befinden des hohen Kranken zu erkundigen. In den Kirchen wurden Gebete für Erhaltung des geliebten Königs zum Himmel gesendet. Aber schon am Vormittag des 10. März endete ein sanfter Tod sein Leben. Ganz Bayern trauerte über den plötzlichen Verlust des geliebten Monarchen, der nur das Glück und Wohl seines Volkes angestrebt, und dem dieses so viel zu verdanken hat. Sein Name wird stets gesegnet in Bayerns Geschichte fortleben.

279. König Ludwig II. (1864—1886.)

Nach Karl Theodor Heigel.

1. Wohl niemals bestieg ein Königssohn so jung an Jahren und in so schwerer Zeit den Thron, wie König Ludwig II. Der jugendliche Fürst gab den Gefühlen der Achtung und Liebe für seinen Vater dadurch offenen Ausdruck, dafs er den Schöpfungen desselben warme Pflege widmete. In Gesetzgebung und Verwaltung wurden die schon vom Vater angebahnten Verbesserungen durchgeführt.

In der schleswigischen Frage trat König Ludwig II. ebenso fest wie sein Vater für das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner ein und suchte die Mitwirkung aller deutschen Regierungen in dieser Angelegenheit zu erwirken. Umsonst! Österreich und Preufsen nahmen allein den Kampf auf und überwältigten mit geringer Anstrengung die Dänen; die Herzogtümer mufsten nach den siegreichen Kämpfen vor Düppel und Alsen an die beiden Grofsmächte abgetreten werden. Doch gerade dieser Kampfpreis wurde der Anlafs zu Zwist und Kampf zwischen ihnen. Es brach der unselige deutsche Krieg aus (1866), in welchem sich Bayern auf die Seite Österreichs stellte. Preufsen ging als Sieger aus demselben hervor und erwarb sich eine bedeutende Gebietsvergröfserung. Der deutsche Bund löste sich auf. Dagegen vereinigten sich die Staaten nördlich des Mains unter Preufsens Führung in dem norddeutschen Bunde.



Bayern trat mit Preufsen in engere Beziehungen durch ein Schutz- und Trutzbündnis. Dieses bethätigte sich glänzend, als Frankreich 1870 Preufsen in beleidigender Weise zum Kriege herausforderte. »Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen,« telegraphierte Ludwig an König Wilhelm von Preufsen. Und die bayerischen Truppen haben in dem beispiellosen Siegeszug der Deutschen alle Eigenschaften bewiesen, die den guten Soldaten kennzeichnen: strengen Dienstgehorsam, Tapferkeit und Gleichmut in der Gefahr, Unverdrossenheit bei den gröfsten Anstrengungen und Entbehrungen. Der König erteilte seine Zustimmung zu den Versailler

Verträgen, und Bayern trat in das neue deutsche Reich ein. Er trug viel zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums bei.

2. In der Zeit des Friedens aber war König Ludwig II. eifrigst bestrebt, das Glück seiner Unterthanen zu fördern und den Wohlstand des Landes zu heben.

Für den Aufschwung von Kunst und Wissenschaft ist auch sein Königswalten von hervorragender Bedeutung. Vor allem begünstigte er die Tonkunst und das Schauspiel und stellte der Baukunst und dem Kunstgewerbe neue, grofse Aufgaben. Von seinen herrlichen Schlofsbauten Linderhof, Herrenchiemsee, Neuschwanstein, sei besonders die letztere Burg hervorgehoben, die an Gröfse wie an Kühnheit und Geschmack die sagenberühmte Wartburg weit übertrifft. Die Ausstattung dieser Schlösser, zu der Kunst und Kunstgewerbe ihr Bestes boten, fand nach des Königs eigener Anordnung statt.

Grofse Sorgfalt wandte er ferner dem Schulwesen zu, besonders der Volks- und Mittelschule. In München wurde ferner eine technische Hochschule errichtet und für ihre Zwecke ein Prachtbau aufgeführt, der sich würdig an die Schöpfungen Ludwigs I. anreiht. Noch prächtiger erhebt sich in der Nähe das neue Akademiegebäude. Die wichtigern Gewerbs- und Handelsplätze erhielten Industrieschulen und Realgymnasien.

Auch zur Lösung der sozialen Frage beizutragen, war ein ernstes Ziel seiner landesväterlichen Fürsorge. Alle Festlichkeiten ablehnend, verordnete er, die zur Verherrlichung des 700jährigen Jubiläums (1880) des wittelsbachischen Hauses bestimmten Summen zur Hebung des Handwerks zu verwenden (Wittelsbacher Stiftung). Aus seiner eigenen Privatkasse spendete er Jahr für Jahr grofse Summen für regelmäfsig fortlaufende und zeitweise Unterstützungen an Arme und Hilfsbedürftige. — Das Ende seiner Regierungszeit brachte traurige Tage für das Bayerland. Am 13. Juni 1886 fand der König in geistiger Umnachtung seinen Tod in den Wellen des Starnberger Sees.

280. Der Beginn des deutsch-französischen Krieges.

Georg Nikolaus Marschall.

1. Am 19. Juli 1870 erklärte der französische Kaiser Napoleon III. ohne jede genügende Veranlassung an Preufsen den Krieg. Ein wahrer Freudenrausch ergriff die französische Nation. Endlich, dessen war man sicher, mufste der solange gehegte Traum von der Rheingrenze in Erfüllung gehen. Denn, dafs die Franzosen, welche im Krimkriege (1853—56) die Russen, im italienischen Kriege (1859) die Österreicher besiegt hatten, mit den Preufsen leichtes Spiel haben würden, wer hätte hieran zweifeln wollen? Hatten sie nicht das kriegsgeübteste Heer in Europa? Mufsten nicht die neuerfundenen

Waffen, Chassepot[1]) und Mitrailleuse[2]), Wunder wirken? Und konnten sie nicht sicher rechnen auf Bundesgenossen diesseits des Rheins, selbst auf Bayern, Württemberg, Österreich, auf die Unzufriedenen in Hannover und Schleswig-Holstein? Die deutsche Uneinigkeit war ja sprichwörtlich, und Frankreich hatte sich dieselbe seit Jahrhunderten zu Nutzen gemacht. Aber ein anderer Geist war in Deutschland erwacht. »Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!« So dachte das Volk, so handelten die Fürsten. Und einig stand ganz Deutschland in der Stunde der Gefahr. Bayerns jugendlicher König Ludwig II. erklärte unter freudiger Zustimmung seines Volkes, daſs er treu zur Seite Preuſsens stehen werde. Gleich ihm thaten die übrigen süddeutschen Fürsten. Selbst Österreich vergaſs die Niederlagen von 1866 und des alten Grolles gegen Preuſsen und blieb neutral.

Dennoch war die Stimmung in Deutschland ernst, und mit Besorgnis sah man dem schweren Kampfe entgegen.

2. Die deutschen Streitkräfte waren in drei groſse Armeen geteilt. Die dritte unter dem Kronprinzen Friedrich umfaſste neben zwei preuſsischen Armeecorps die Bayern, Württemberger und Badenser. Sie hatte den weitesten Weg zur Mosel, wo die drei Armeen zusammentreffen sollten; sie muſste also zuerst zum Angriff schreiten. Ihr gegenüber stand Frankreichs tüchtigster Heerführer, Mac Mahon. In seiner Armee hatte er die gefürchteten Turkos und Zuaven.

Am 4. August in aller Frühe wurde die französische Grenze überschritten. Das Ziel des ersten Angriffes war Weiſsenburg. Das 2. bayerische Armeecorps, gröſstenteils aus Franken und Pfälzern bestehend, sollte auf besondern Wunsch des Befehlshabers, General Hartmann, den Kampf eröffnen. Um 8 Uhr begann das Gefecht. Nach mehrstündigem Ringen drangen die Bayern mit Hilfe der Preuſsen in die Stadt ein. Die Franzosen muſsten sich ergeben, und Weiſsenburg war in den Händen der Deutschen. Doch war damit der Tag noch keineswegs entschieden.

Weiſsenburg liegt am Fuſse des Geisberges. Auf diesem hatte General Douay[3]) eine gesicherte Stellung genommen, auf der Höhe seine Artillerie und die Mitrailleusen postiert. Der Berg wurde von drei preuſsischen Regimentern erstürmt. Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge. Die Franzosen vermochten nicht lange standzuhalten. Ihr General war bei dem Angriffe getötet worden. Das war das Zeichen zur Flucht. Die Deutschen machten an 1000 unverwundete Gefangene; gröſser war der Verlust der Franzosen an Toten und Verwundeten. Doch auch die Preuſsen und Bayern hatten 1500 Tote und Verwundete. Zwischen 12 und halb ein Uhr mittags war das Treffen beendet. Bald darauf ritt der Kronprinz auf das Schlachtfeld. Alles stürzte ihm jubelnd und Hoch! rufend entgegen. Durch ganz Deutschland eilte die Nachricht dieses ersten Sieges deutscher Truppen, und zuversichtliche Hoffnung trat an die Stelle der Beklemmung in vielen Herzen.

---

[1]) Spr.: schass'po. [2]) mitrajös. [3]) duä.

281. Die Trompete von Vionville.

Ferdinand Freiligrath.

1. Sie haben Tod und Verderben gespien;
wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
so haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
wohl wichen sie unsern Hieben,
doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
so lagen sie bleich auf dem Rasen,
in der Kraft, in der Jugend dahingerafft; —
nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein; -
da — die mutig mit schmetterndem Grimme
uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
entquoll dem metallenen Munde;
eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
um die Toten klagte die wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
um die Brüder, die heut' gefallen,
um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
rundum die Wachtfeuer lohten;
und die Rosse schnoben, der Regen rann —
und wir dachten der Toten, der Toten!

282. Metz und Sedan.

Georg Nikolaus Marschall.

1. Der bei Wörth geschlagene französische General Mac Mahon hatte die Trümmer seiner Armee bei Chalons[1]) gesammelt, neue Truppen aus Paris an sich gezogen und so wieder ein Heer von 100000 Mann

Spr.: [1]) schalons.

zusammengebracht. Die Hauptmacht der Franzosen aber stand unter Bazaine[1]) bei Metz. Diese sollte sich mit Mac Mahons Heer vereinigen und in fester Stellung bei Chalons die Deutschen erwarten, um ihnen den Weg nach Paris zu verwehren.

Die deutsche Heeresleitung suchte diesen Plan zu vereiteln. In Eilmärschen mußte die Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen Metz vorrücken, um die erste Armee zu unterstützen, welche dieser Festung bereits näher stand und die Aufgabe hatte, die Franzosen hinzuhalten und deren Abmarsch zu verzögern. Der Erfolg hing an einem Tage. Kam die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu spät, so konnte Bazaine seine Vereinigung mit Mac Mahon bewerkstelligen. Aber die Preußen sind an Pünktlichkeit gewöhnt, und sie kamen zur rechten Zeit. Schon am 14. August hatte General Steinmetz (1. Armee) bei Courcelles[2]) die östlich von Metz stehenden Franzosen auf die Festung zurückgeworfen. Das französische Heer war schon im Abzuge begriffen. Friedrich Karl hatte südlich von Metz mit einem Teile seiner Armee die Mosel überschritten. Ohne Säumen stellte er sich dem Feinde entgegen. Die Preußen hatten mit einer ungeheuern Übermacht den Kampf aufzunehmen; aber sie hielten Stand, bis Verstärkung kam. Es war ein entsetzlich blutiger Kampf, der bis tief in die Nacht dauerte. Nach langem Hin- und Herringen wurde die Schlacht für die Deutschen entschieden. Aber mit teuern Opfern war der Sieg erkauft; denn 17000 Preußen waren tot oder verwundet. Das war am 16. August bei Mars la Tour[3]), südwestlich von Metz.

Noch war aber das Werk nicht vollendet; denn immer noch stand den Franzosen der Weg nach Verdun[4]) offen. Dorthin suchte Bazaine durchzubrechen. Die Preußen stellten sich ihm mit ihrer ganzen Gewalt entgegen. So kam es zu einer dritten blutigen Schlacht am 18. August bei Gravelotte[5]), westlich von Metz. Auch hier endigte der Kampf erst mit dem Einbruche der Nacht und zwar abermals mit einer Niederlage der Franzosen. Bazaine wurde mit 150000 Mann in die Festung Metz zurückgeworfen und in dieser von den Deutschen festgehalten.

2. Inzwischen hatte die 3. Armee unter dem Kronprinzen unbehindert ihren Marsch gegen Paris genommen. Um zwischen dieser Armee und den beiden übrigen bei Metz die Verbindung herzustellen und zu erhalten, war eine 4. Armee unter den Befehlen des Kronprinzen von Sachsen gebildet worden. Nun faßte Mac Mahon den Plan, den Preußen bei Metz in den Rücken zu fallen, Bazaine zu befreien und sich mit ihm zu vereinigen. Um seinen Marsch den Deutschen zu verbergen, bewegte er sich gegen die belgische Grenze hin. Noch zur rechten Zeit erlangte die deutsche Heerführung hievon Kenntnis. Sofort erging der Befehl an den Kronprinzen, seinen Marsch nach Paris einzustellen und sich nördlich gegen Mac Mahon zu wenden. Der gleiche Befehl wurde auch dem Kronprinzen von Sachsen gegeben. Es galt nun, in raschen, anstrengenden Märschen das Möglichste zu leisten. Drei Tage waren die Soldaten von morgens 4 bis abends 10 Uhr auf dem Wege, und

Spr.: [1]) baßän. [2]) kurßäll. [3]) marslatur. [4]) werdöns. [5]) grawelott.

sie leisteten wirklich Unglaubliches. Am 30. August hatten die Deutschen in der Nähe der Festung Sedan[1]) das französische Heer erreicht. Sofort wurde zum Angriff geschritten. Mit großer Übermacht umklammerten die deutschen Heere die Franzosen, und nach dreitägigem Kampfe waren diese mit ihrem Kaiser Napoleon in Sedan eingeschlossen. Am 2. September ergab sich das ganze Heer — über 80000 Mann — kriegsgefangen, und mit demselben auch Kaiser Napoleon. Diesem wurde vorerst das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen.

283. Der junge Franktireur.[2])

Gregor Fischers Lesebuch.

„Im Januar 1871, als die Bourbakische[3]) Armee Süddeutschland bedrohte," erzählte ein Bayer in einer Berliner Abendgesellschaft, lag unser Regiment im südlichen Elsaß. Ich war damals noch Vize-Feldwebel. Unsere Soldaten hatten viel unter den fortgesetzten, heimtückischen Angriffen der Franktireurs zu leiden. Mancher brave Kamerad sank, von einer aus dem Hinterhalt entsendeten Kugel getroffen, tot oder schwer verwundet an unserer Seite nieder. Das erbitterte unsere Leute aufs äußerste; unbarmherzig machten sie Jagd auf die gefährlichen Feinde. Alles, was mit bewaffneter Hand in unsere Gefangenschaft geriet, ohne einer regulären Truppe anzugehören, wurde ohne viele Umstände füsiliert.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte ich eben mit meinem Zuge einen Wald abgesucht und war auf einer freien Fläche mit einer andern Abteilung unsers Regiments zusammengetroffen. Der Führer der letztern, ein mir befreundeter Unteroffizier, lag tot, fünf Mann waren verwundet auf dem Platze. Auch mehrere Freischützen waren getötet, ihrer sechs aber lebendig gefangen worden. Diese hatten eben am Saume des Waldes ihr gemeinschaftliches Grab graben müssen und sollten nun an die nächststehenden Bäume gebunden werden. Trotzig schauten fünf bärtige Männer dem Tod ins Auge; aber der sechste Gefangene, ein blutjunges Bürschchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, konnte sich der Thränen nicht ganz erwehren. Mich dauerte das junge Leben; jedoch nur mit Mühe gelang es mir, von der erbitterten Mannschaft einen Aufschub des Todesurteils für den Jungen zu erwirken. Als es sich aber später herausstellte, daß er mehr gezwungen als freiwillig unter den Freischaren sich befunden hatte, und daß er das einzige Kind einer armen Witwe sei, wurde er vollständig begnadigt und aus der Gefangenschaft entlassen. Das Bürschchen wird noch manchmal an mich gedacht haben." —

„Gewiß habe ich das, mein Herr!" rief ein dem Erzähler gegenübersitzender junger Mann, ein Elsässer, welcher als Gast eingeführt war, mit hochgeröteten Wangen. „Erlauben sie, daß ich ihnen in meinem und meiner guten Mutter Namen den Dank ausspreche, den ich ihnen nicht früher darbringen konnte. So lange wir beide leben, wird kein Tag vergehen, an dem wir nicht dankbar ihrer gedenken!" Bei diesen Worten schüttelte er dem Lebensretter gerührt beide Hände, und auch die Anwesenden waren tief ergriffen von diesem merkwürdigen Wiedersehen.

Spr.: [1]) sedang. [2]) frangs-tirör. [3]) burbaki.

284. Die Wiedererrichtung des deutschen Kaisertums. (1871.)

Nach G. N. Marschall u. a.

Napoleon I. hatte dem deutschen Kaisertum ein Ende gemacht. Ein anderer Napoleon (III.) gab, freilich ohne es zu wollen, den Anlaß zur Wiederherstellung desselben. Aus den Erfolgen des Feldzuges gegen Frankreich hatte man ersehen, welche Macht die Deutschen zu entfalten vermögen, wenn sie einträchtig zusammenstehen. Mit den Norddeutschen hatten die Süddeutschen auf dem Kampffelde gewetteifert, mit ihnen brüderlich im Lager geteilt, was sie hatten; das lange Jahre gehegte Mißtrauen war verschwunden.

Sollte diese Eintracht nur im Kriege herrschen? Nein, durch alle deutschen Herzen ging das Gefühl, jetzt muß die alte deutsche Reichseinheit dauernd wiedererstehen. Auf den Schlachtfeldern hatte sich der Einheitsgedanke erprobt; er mußte durch eine That des Friedens Wirklichkeit gewinnen. Von diesem Gedanken waren auch Deutschlands Fürsten beseelt. Die Südstaaten traten dem Nordbunde bei, der sich dadurch zum deutschen Bunde erweiterte. Von Bayerns jugendlichem Könige ging der hochherzige Gedanke aus, dem neuerstandenen Reiche auch wieder den Kaiser zu geben. In Übereinstimmung mit den übrigen deutschen Fürsten und den freien Städten trug er noch während des Kriegs dem Oberhaupte des neuen deutschen Bundes, dem Könige von Preußen, die Kaiserkrone an. Nachdem der norddeutsche Reichstag diese Nachricht mit Jubel begrüßt und einen Glückwunsch an den König Wilhelm gerichtet hatte, nahm dieser feierlich die deutsche Kaiserwürde an.

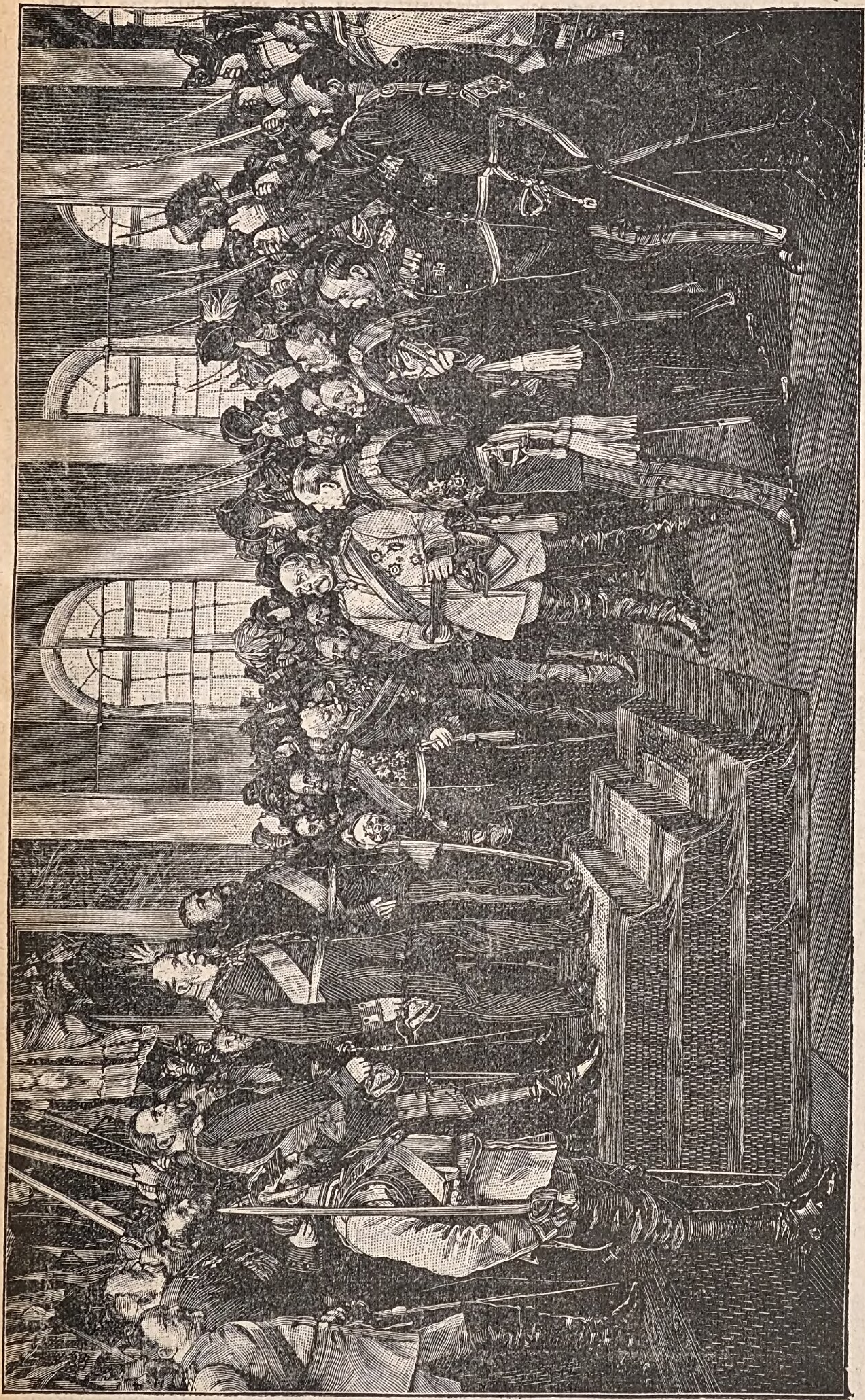


Am 18. Januar 1871 ging die bedeutungsvolle Festlichkeit vor sich. Die „Spiegelhalle" des Palastes zu Versailles[1]) war der Schauplatz derselben. Ein Altar erhob sich dort, mit einer roten Decke bekleidet, welche das Zeichen des eisernen Kreuzes trug. Zu beiden Seiten standen in dichten Reihen ordengeschmückte Mannschaften des deutschen Heeres, ihnen gegenüber eine erlesene Schar von 500 Offizieren, dazwischen zur Linken ein Wald von schlachtenerprobten Fahnen. Um halb zwei Uhr trat der König ein und stellte sich vor dem Altar auf, im Halbkreise um ihn die Vertreter und Abgesandten der deutschen Fürstenschaft, darunter auch unser jetziger Regent, Prinz Luitpold von Bayern.

Als der König eintrat, stimmte ein aus Soldaten gebildeter Sängerchor einen Psalm an. Darauf wurde ein feierlicher Gottesdienst mit Gesang und Predigt gehalten. Nachdem dieser beendet war, verlas der

---

Spr.: [1]) werßaj.



Die Kaiserproklamation zu Versailles.

König die Urkunde über seine Annahme der Kaiserwürde und hierauf der Kanzler Graf Bismarck die Proklamation an das deutsche Volk. Diese lautete also:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, verkünden hiermit: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesamte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren wird. Uns aber und Unsern Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit ‚Mehrer des Deutschen Reichs' zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Als der Reichskanzler diese Proklamation verlesen hatte, trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz!" stimmte die ganze Versammlung dreimal voll freudiger Begeisterung ein. —

So hatte sich erfüllt, was ein prophetisches Dichtergemüt schon vorher gesungen:

Ein Hoch den deutschen Helden! Errungen ist im Streit,
erblühet in dem Kampfe die deutsche Einigkeit.
Wir sind ein Volk von Brüdern, vom Belt bis an den Rhein,
und Preußens Heldenkönig soll deutscher Kaiser sein.

285. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

Albert Träger.

Ob wir in Not und Schmach versunken,
in blut'gem Hader uns entzweit,
uns blieb ein lichter Gottesfunken,
der Traum der deutschen Herrlichkeit.

Und häuften sich die Leidenstage,
daß schon der Treu'sten Hoffnung schwand,
fast klang's wie eine heil'ge Sage:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland

Das klang durch unsre schönsten Lieder;
das traf die deutsche Brust mit Macht;
von Strom und Bergen hallt' es wider;
an unsern Marken hielt es Wacht.
Und als des Kampfes wilde Flammen
entlohten von verruchter Hand,
da standen endlich wir zusammen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

Und herrlich ist das Werk gelungen,
der Feind geworfen in den Staub,
mit unserm Blut ihm abgerungen
der nie verjährte, schnöde Raub.
Des Sieges volle Kränze schlingen
um uns ein unzerreißbar Band;
nun soll's in Ewigkeit erklingen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

286. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Der 28. September 1883 war ein Festtag ohne gleichen für ganz Deutschland. Da weihte Kaiser Wilhelm I., umgeben von den Fürsten des Reiches, den Heerführern des letzten Krieges, den Abgeordneten der Volksvertretungen, der Universitäten, der Städte und zahlloser Vereine, unter dem Jubelrufe einer ungeheuern Volksmenge das Nationaldenkmal, zu dem ganz Deutschland beigesteuert, »den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung«. In einer der schönsten Rheinlandschaften, nahe beim weingesegneten Rüdesheim, ragt das Denkmal 25 m hoch über die Bergspitze des Niederwaldes empor.

Auf mächtigem Unterbau erhebt sich die aus Bronze gegossene Kolossalfigur der Germania. In majestätischer Ruhe steht sie da, den Blick nach Westen gerichtet. Das wehende Haar umwallt Schulter und Rücken. Ein Eichenkranz ruht auf dem schönen Haupte, und ein Lorbeerkranz rankt sich um die Krone, welche sie in der hocherhobenen Rechten dem Sieger darbietet. Lorbeer umwindet das mächtige Schwert, das sie mit der Linken umklammert. Die Gewandung ist reich und edel gehalten. Mit dem rechten Fufs etwas zurücktretend, steht das hohe, königliche Weib hoch emporgerichtet vor dem Thronsessel, dessen Lehne zwei Greifen zieren. Es ist eine Germania, wie sie so grofs und schön bisher von keiner Künstlerhand geschaffen wurde. Von mächtiger Wirkung sind auch die andern Figuren des Denkmals. In der Mitte des untern Sockels befindet sich eine Bronzegruppe: der Rhein übergibt der Mosel das Wächteramt. Auf den beiden Ecksockeln erheben sich zwei gewaltige allegorische Figuren — links der Krieg, rechts der Frieden — in vorzüglicher Ausführung. Zwischen beiden ist auf dem zweiten Sockel das grofse Hauptrelief angebracht, das nach des Künstlers eigenen Worten »die Wacht am Rhein« versinnbildet in dem Augenblicke, als sich die deutschen Krieger um ihren königlichen Führer scharen. In der Mitte derselben sitzt Kaiser Wilhelm hoch zu Rofs, umrahmt von den Fahnen deutscher Städte. Die Rechte hat er auf die Brust

gelegt und das Haupt gen Himmel gerichtet. Ihm zu beiden Seiten stehen die Fürsten und Heerführer, die 1870 und 71 ihm begeistert folgten. Es sind nahe an 200 Figuren, die meisten in Lebensgröfse und porträtähnlich. Die Seitenfiguren stellen in ergreifender Weise »des Kriegers Abschied« und »des Kriegers Heimkehr« dar. Vom Unterbau der Vorderseite strahlt die Inschrift herab: »Zum Andenken an die einmütige, siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederherstellung des deutschen Reiches 1870 und 71.« Auf der Rückseite im obern Sockel stehen die Worte: »Frankfurter Friede am 10. Mai 1871« und weiter unten gedenkt eine eherne Tafel der Schöpfer des grofsartigen Werkes mit den Worten: »Urheber und Bildner: Johannes Schilling. Erbauer: Karl Weifsbach aus Dresden.«

Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald ist ein Sinnbild deutscher Kraft und Gröfse, deutscher Gesinnung. Möge es eine Friedensstätte für alle Zeiten bleiben!

287. **Kaiser Wilhelm II.** (Seit 1888.)

Nach M. Hübner und A. Ernst.

Am 15. Juni des „Dreikaiserjahres" 1888 bestieg Kronprinz Wilhelm von Preußen unter dem Namen Wilhelm II. den deutschen Kaiserthron. In Gegenwart der deutschen Landesfürsten, der Mitglieder des Bundesrates und des Reichstages, der Minister und der Gesandten der fremden Staaten bekundete er zehn Tage darauf bei der feierlichen Reichstagseröffnung in einer Ansprache seinen festen Entschluß, „als Kaiser und König dieselben Wege zu wandeln, auf denen sein Großvater das Vertrauen seiner Landesgenossen, die Liebe seines Volkes und die wohlwollende Anerkennung des Auslandes errungen habe." Was er am Beginne seiner Regierung versprochen, hat er nach außen und innen treulich gehalten.



Seine erste Regierungsthätigkeit galt der Befestigung des Friedens, dieser Grundlage des Volkswohles. Der Kaiser unternahm Reisen zu fast sämtlichen europäischen Herrschern und sicherte die bestehenden Freundschaften oder knüpfte neue an. Um den Frieden mit starker Hand aufrecht erhalten zu können, — denn wer den Frieden wahren will, muß sich zum Kriege vorbereiten —, wendet der Kaiser dem deutschen Heere und der deutschen Flotte große Aufmerksamkeit zu. Da wird jede Kraft angespannt, und unaufhörlich wird verbessert und geübt. Das Ansehen, das sich Deutschland beim Auslande verschafft hat, wurde ohne Verwicklung mit einer europäischen Macht zur Mehrung des Reiches durch Erweiterung der kolonialen Besitzungen benützt. Die deutschen Erwerbungen in Afrika sind nunmehr ungefähr viermal so groß als ganz

Deutschland. Die früher englische Insel Helgoland, welche im Falle eines Krieges ein bedenklicher Nachbar für die deutsche Nordseeküste hätte werden können, ist in deutschen Besitz übergegangen. Auch im australischen Inselreich hat die deutsche Kolonisation Fortschritte gemacht.

Mit besonderm Eifer und erstaunlicher Thatkraft ist Kaiser Wilhelm im Verein mit den verbündeten deutschen Fürsten bestrebt, die innere Entwicklung Deutschlands zu fördern. Das schon früher begonnene Werk der Fürsorge für die untern Volksklassen wurde weiter geführt. Insbesondere wurde gesorgt, daß die Arbeiter ein Jahrgeld empfangen, wenn sie ein höheres Alter erreicht haben oder ihrem Berufe nicht mehr nachgehen können. Die Arbeiter wurden vor zu großer körperlicher Anstrengung geschützt, für Frauen und Kinder sind schädliche und ihre Gesundheit gefährdende Beschäftigungen verboten. Am Sonntag ist die Arbeit viel mehr als früher beschränkt und, soweit es möglich ist, ganz beseitigt worden. Auf dem Gebiet der Gesetzgebung ist unter anderm besonders ein Werk zu nennen; das bürgerliche Gesetzbuch, das der politischen Einigung Deutschlands die Rechtseinheit zugesellen wird, ist nach langjährigen Vorbereitungen zum Abschluß gebracht.

Mit Mäßigung und Kraft, Gerechtigkeit und treuer Pflichterfüllung hat Kaiser Wilhelm II. während einer kurzen Regierungszeit schon Großes geschaffen und sich die Achtung der Völker und den Dank seiner Unterthanen gesichert. Möge es ihm noch lange gegönnt sein, in segensreicher Weise an der Spitze des deutschen Reiches zu stehen!

288. Luitpold, Prinzregent von Bayern. (Seit 1886.)

Nach Otto Riedl.

Ein edler Sohn des großen Königs Ludwig I. übernahm nach dem unglücklichen Geschick, welches das Herrscherhaus im Juni 1886 getroffen hatte, die Regierung Bayerns. Im späten Alter, wo andere Ruhe und Bequemlichkeit suchen, wurde dem Prinzen Luitpold nach dem Tode seines königlichen Neffen Ludwig II. und bei der Krankheit seines zum Throne bestimmten zweiten Neffen, des Königs Otto, die schwere Bürde der Regentschaft übertragen.

Prinz Luitpold Karl Joseph Ludwig von Bayern erblickte am 12. März 1821 in Würzburg als der dritte Sohn des damaligen Kronprinzen Ludwig das Licht der Welt. Inmitten eines glücklichen Familienlebens genoß er die trefflichste Erziehung und Ausbildung; denn neben einer zärtlichen, geist- und gemütvollen Mutter stand ihm als Erzieher ein weiser und gerechter Vater zur Seite. Der junge Prinz widmete sich dem militärischen Berufe, erhielt aber auch gleichzeitig eine umfassende wissenschaftliche Bildung. An seinem vierzehnten Geburtsfeste wurde Prinz Luitpold zum Hauptmann im ersten Artillerie-Regiment ernannt und stieg auf seiner militärischen Laufbahn bis zur Stelle des Generalinspektors des bayerischen Heeres. Im Kriege des Jahres 1866 erwarb er sich als Kommandant der dritten Division in den blutigen Gefechten von Helmstädt am 25. und 26. Juli unverwelkliche Lorbeeren der Tapferkeit und des Mutes. Obwohl sein

Sohn, Prinz Ludwig, selbst im Gefechte schwer verwundet worden war, blieb Prinz Luitpold an der Spitze seiner Truppen und ermunterte sie zu tapferm Widerstand. Im ruhmreichen Feldzuge gegen die Franzosen in den Jahren 1870/71 teilte er sieben Monate mit dem deutschen Heere alle Anstrengungen des Krieges. Prinz Luitpold war es, der dem König Wilhelm von Preußen das Schreiben überreichte, in welchem König Ludwig II. dem siegreichen Hohenzollern die Kaiserwürde anbot.

Als er im Jahre 1886, von tiefer Vaterlandsliebe beseelt und das Wohl und die Würde des Landes höher schätzend als sein eigenes Ich, der gebieterischen Pflicht gehorchte und die Regierung übernahm, sprach er bei seiner feierlichen Eidesleistung im Thronsaale der Residenz am 28. Juni die bedeutsamen Worte: „Die alte Königstreue der Bayern hat sich glänzend bewährt in den schweren, fürchterlichen Ereignissen, die Mein ganzes Haus und das Königreich mit denselben Gefühlen der Trauer erfüllen. Am Abend Meines Lebens legt Mir die Vorsehung die schwere Pflicht auf, im Namen Seiner Majestät Unsres Allergnädigsten Herrn die Zügel der Regierung zu leiten. Möge es Mir vergönnt sein, zum Wohle des treuen und geliebten Landes wirken zu können. Das ist Mein sehnlichster Wunsch, das walte Gott!"

Und Gott segnete des Prinzregenten Wunsch. Mit unermüdlicher Treue waltet der edle Fürst seines Amtes. In der Erfüllung seiner Pflichten kann er jedem seiner Landeskinder als Vorbild dienen. Alle seine Regierungshandlungen zeugen von größter Gewissenhaftigkeit. Er hat ein warmes, liebevolles Herz für sein Volk und erblickt seines Herzens Freude in unerschöpflicher Mildthätigkeit und in dem edeln Streben, Thränen der Not zu trocknen. Jedem seiner Unterthanen ist er zugänglich; an seiner Tafel sieht er Vertreter der bürgerlichen Erwerbsstände, der Kunst und Wissenschaft. Von seinem Vater hat er innige Liebe zur Kunst ererbt; seine höchste Herrscheraufgabe sieht er darin, das seiner Obsorge anvertraute Volk glücklich zu machen und ihm die Segnungen des innern Friedens zu erhalten. Dafür lohnt ihn aber auch die Liebe und das Vertrauen seines Volkes.

289. Der siebzigste Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

Originalbeitrag.

Am 12. März 1891 feierte Bayern ein selten schönes Fest, den siebzigsten Geburtstag des Prinzregenten. Mit der königlichen Familie freute sich die ganze große Familie des bayerischen Volkes, daß der geliebte Vater in voller Frische des Geistes und des Körpers ein so hohes Lebensalter erreicht hatte. Alles beeiferte sich, dem hohen Jubilar Freude zu bereiten, ihm Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen. Die Gelehrten verfaßten zu Ehren des Tages Schriften, die Künstler widmeten kostbare Bildwerke, wundervolle Arbeiten des Kunstgewerbes wurden gespendet, viele Stiftungen nach dem Herzen des Gefeierten zur Linderung der Not, zur Förderung der Volkswohlfahrt und des Kunstschaffens gemacht. Durch das ganze im Festschmucke prangende

Land ging begeisterter Jubel. In allen Kirchen wurden Festgottesdienste, in allen Schulen Feierlichkeiten abgehalten. Aber den treuen Landeskindern genügte das noch nicht; sie wollten selbst, soweit möglich, zum Landesvater kommen, ihm persönlich ihre Glückwünsche darbringen. An dem Festtage, der mit Geläute aller Kirchenglocken und Kanonendonner am Morgen angekündigt wurde, bewegte sich von zehn Uhr an ein Festzug durch die Straßen der Hauptstadt, an dem alle Stände des Landes sich beteiligten. Mit wehenden Fahnen, unter den rauschenden Klängen der Musik zogen die Vertreter der Kreise, der Städte und Landgemeinden, der Hochschulen, die Abgesandten der Feuerwehr und der verschiedenen Landesvereine, mitten unter den malerischen Gruppen von Leuten aus allen Gauen des Landes in ihren alten heimischen Trachten meist auf sinnig geschmückten Wägen zur Residenz, wo sie um elf Uhr ankamen. Der erlauchte Jubilar nahm, am Mittelfenster des Königsbaues stehend, die stürmischen Huldigungen der Vorüberziehenden entgegen und empfing dann im kleinen Thronsaal huldvoll die Deputationen des Zuges, an deren Spitze der Bürgermeister Münchens den Dank und Glückwunsch des ganzen Landes darbrachte. Der Festzug war ein herzerfreuendes Schauspiel; wie in einem Blicke konnte man in ihm sehen das schöne, das treue, das in der Liebe zu seinem Fürsten einige Bayern.

Abends bei eintretender Dunkelheit versammelten sich mehr als tausend Sänger aus ganz Bayern und eine Menge Volk vor der Residenz, so daß der ganze weite Max-Josephs-Platz dicht angefüllt war. Ein Preislied zur siebzigjährigen Wiegenfeier, verbunden mit vaterländischen Gesängen, brauste empor zu dem freudig lauschenden Regenten. Dann erglühte der ganze Platz in Rot, aus vielen tausend Herzen scholl nach einer Huldigungsrede ein begeistertes Hoch auf den Jubilar, die Königshymne wurde angestimmt, welche alle Anwesenden entblößten Hauptes mitsangen. In die feierliche Stille, die nach Beendigung derselben herrschte, klangen die Dankesworte des tiefgerührten Landesfürsten.

In dem von fünfzehnhundert Studenten veranstalteten Fackelzug fand der Festtag wie in einem letzten Aufleuchten ein würdiges Ende. Die Fackeln wurden ausgelöscht; aber unauslöschlich bleibt die Erinnerung an das hehre Fest, das ein neues Zeugnis war, mit welcher Liebe das Land Bayern an dem Hause Wittelsbach hängt.

290. Die Huldigung der Schulkinder

zum siebzigsten Geburtstage des Prinzregenten.

Originalbeitrag.

Unter den vielen Huldigungen, welche dem geliebten Regenten zu seinem Jubeltage dargebracht wurden, war eine, die noch nie dagewesen, die Huldigung der Schulkinder vor dem Throne. Gegen 1500 Schüler und Schülerinnen von den Ober- und Mittelklassen der Münchener Volksschulen aus Familien aller Stände zogen am Vorabend des Geburtstages von 12 Uhr an in vier Abteilungen zur königlichen Residenz. Bei jedem Zuge waren Trommler und Pfeifer, die munter darauf losschlugen und pfiffen, und Truppen von Fahnenträgern, die ihre Wimpel im Winde flattern liefsen. Die Knaben, frisches Tannenreis auf Hüten und Mützen, trugen Fähnchen oder mit grünen Kränzen geschmückte Stäbe; die zum Teil weifsgekleideten Mädchen mit blauen Schärpen hatten auf ihren farbigen Stäben Blumensträufschen oder sie trugen blumengefüllte Körbchen. In dem auf der

Ostseite gelegenen Hofe der Residenz, wo der prächtige Aufgang zum Festsaalbau ist, hatten sich die vier Züge gesammelt. Dann ging es die breite Marmortreppe hinauf und in den großen Thronsaal hinein, wo die ganze Kinderschar, Lehrer und Lehrerinnen und die Leiter des Festes zur Seite, aufgestellt wurde. Von den Galerien blickten königliche Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Kindern und andere Gäste auf das lieblich schmucke Bild. Auf dem Zuge zur Residenz noch ging freudiges Flüstern durch die Reihen; aber jetzt, da die Kinder vor sich den Thron mit dem purpurnen Baldachin und zu Seiten die überlebensgroßen Standbilder der bayerischen Herrscher sahen, wurde es mäuschenstill, und vor Erwartung klopften die Herzen.

Nun öffneten sich die großen Flügelthüren, und herein trat in militärischer Uniform, umgeben von seinem Hofstaat, der Prinzregent und schritt dem Throne zu. Wie er sein ehrwürdiges, von Silberhaar umflossenes Antlitz den Kindern zuwandte, und mildfreundlich sein Auge über ihnen ruhte, da wurde es allen leicht um das Herz. Die zuvor etwas zugeschnürte Kehle atmete frei und viele hundert helle und kräftige Kinderstimmen sangen unter den Klängen einer Musikkapelle: „Gott mit dir, du Land der Bayern". Während des Gesanges zogen fünfundzwanzig festlich gekleidete Mädchen im Halbkreise um den Thron und streuten Blumen auf die Stufen desselben. Als die Töne verklungen waren, bat der oberste Leiter des Volksschulwesens der Hauptstadt den Regenten um die Gnade, daß zwei aus der Schar der versammelten Kinder im Namen der Schuljugend der Hauptstadt und des ganzen Landes ihrem Glückwunsch und Dank und ihrer Festesfreude Ausdruck geben dürften. Auf das Zunicken des Regenten legte ein Knabe mit dichterischen Huldigungsworten einen Lorbeerkranz als Zeichen des Regentenruhms und ein Mädchen mit Vortrag lieblicher Verslein einen Strauß aus weißen und blauen Blumen als Sinnbild der Kindertreue in die Hände des freundlich sich herabneigenden Fürsten. Dieser dankte bewegt für die schöne Feier und fügte bei: „Ich freue Mich, so viele blühende Kinder hier zu sehen. Mögen sie zum Wohl unseres schönen, lieben Vaterlandes wachsen und gedeihen!" Nach einer Mahnung an die Kinder, die Erinnerung an die Weihe dieser Stunde festzuhalten und die Treue für das Königshaus das ganze Leben lang zu bewähren, wurde ein Hoch auf den allergnädigsten Landesherrn ausgebracht, in das anderthalb tausend Kinder jubelnd einstimmten, sofort die Regentenhymne dazu singend.

Darauf wurden die Kinder durch eine Reihe von Gängen in einen Saal geführt, so weit und hoch und so reich an Gold wie der herrlichste Tempel — es war das königliche Hoftheater. Beim Eintritt wurde jedem ein Päckchen zugesteckt, in dem etwas zur Magenstärkung und zum Knuspern war. Als die Kleinen auf den rotsammtenen Sesseln Platz genommen, erschien der Regent selbst in einem prächtigen Balkon zwischen zwei hohen Säulen, über denen eine reichverzierte Königskrone prangte. Die Versammlung bot einen rührenden Anblick, — der Vater in Mitte seiner Kinder.

Jetzt ging der große Vorhang auf und ein Märchen spielte sich ab vor den entzückten Augen der Kinder. In einem Laden befanden sich viele schön gekleidete, darunter lebensgroße Puppen, die von Käufern sehr begehrt wurden. Aber mit dem Schlag der Mitternachtsstunde entstieg der Tiefe eine strahlende Fee. Die Puppen wurden lebendig und sprangen aus den

Schränken, umtanzten die Fee und huldigten zuletzt der ganz von Licht umstrahlten Herrscherin.

Der Vorhang sank langsam, die Kinder wendeten ihre Blicke dem Regenten zu und brachten dem edelmütigen Festgeber durch ein nochmaliges Hoch Dank und letzte Huldigung dar. Auf dem Heimwege sprachen sie freudig erregt untereinander von dem, was sie gesehen und erlebt, und erzählten zu Hause Eltern und Geschwistern von dem herrlichen Königsschlosse, von der zauberhaften Puppenfee und vor allem — von dem lieben, guten Prinzregenten.

291. Vaterlandsliebe.

Worte eines Vaters an seinen Sohn.

Nach Edmondo de Amicis.

Warum liebst du dein Vaterland? Du liebst es, weil deine Mutter eine Deutsche ist; weil das Blut, das durch deine Adern fließt, deutsch ist; weil die Erde deutsch ist, in der die Toten begraben sind, die deine Mutter beweint und dein Vater verehrt; weil der Ort, in dem du geboren bist, die Sprache, die du sprichst, weil dein Bruder, deine Schwester, das große Volk, in dessen Mitte du lebst, die schöne Natur, die dich umgibt, und alles, was du siehst, was du liebst, was du lernst, bewunderst, deutsch ist. O, du kannst diese Liebe noch nicht begreifen! Du wirst sie voll empfinden, wenn du ein Mann sein wirst, wenn du, nach langer Abwesenheit von einer Reise zurückkehrend, eines Morgens vom Verdeck eines Schiffes am Horizont die Ufer deines Landes sehen wirst; du wirst sie fühlen in der stürmischen Zärtlichkeit, welche dir die Augen mit Thränen füllt und dein Herz aufjauchzen läßt. Du wirst sie fühlen in irgend einer fremden Stadt, in dem Trieb deines Herzens, der dich in der unbekannten Menge zu einem unbekannten Manne hinzieht, von dem du im Vorbeigehen ein Wort in deiner Sprache gehört hast. Du wirst sie fühlen in der schmerzlichen und stolzen Verachtung, die dir das Blut ins Gesicht treibt, wenn du dein Land aus dem Munde eines Fremden beschimpfen hörst. Du wirst sie noch heftiger und stolzer fühlen am Tage, an welchem ein feindliches Volk dein Vaterland mit Krieg bedroht und du siehst, wie die Waffen von allen Seiten toben, wie Jünglinge in Scharen herbei eilen, wie die Väter die Söhne küssen und ihnen zurufen: — „Mut!“ —, wie die Mütter den Jünglingen Lebewohl sagen, indem sie rufen: — „Sieget!“ — Du wirst sie fühlen wie eine göttliche Freude, wenn du das Glück haben wirst, die gelichteten, müden, zerfetzten, schrecklich zugerichteten Regimenter wieder einziehen zu sehen mit dem Siegesglanz in den Augen und den von Kugeln zerrissenen Fahnen. Alsdann wirst du die Vaterlandsliebe verstehen, dann wirst du fühlen, was Vaterland heißt. Es ist eine so große, heilige Sache, daß, wenn ich — dein Vater — dich eines Tages unversehrt aus einer für dasselbe geschlagenen Schlacht zurückkehren sähe und ich wüßte, daß

du dir dein Leben erhalten hast, indem du feige dem Tode auswichest, — ich dich mit bittern Thränen empfangen würde und vor Scham und Kummer sterben müßte.

292. Lied der Deutschen.

Hoffmann von Fallersleben.

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält
von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt.
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten, schönen Klang,
und zu edler That begeistern
unser ganzes Leben lang.
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand. —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
blühe, deutsches Vaterland!

VI.

Gott und der Mensch.

293. Mit Gott!

Hermann Kletke.

1. Mit Gott! — Das ist ein schönes Wort!
Da wandert man so fröhlich fort
und fragt nach Brücke nicht und Steg.
Mit Gott! Man findet seinen Weg.

2. Dies Wort ist wie ein Wanderstab;
man geht den Berg hinauf, hinab,
das Feld hindurch, den Wald entlang,
und graut die Nacht, man wird nicht bang.

3. Im Grau'n der Nacht, im Windgebraus,
man weiß sich doch im Vaterhaus,
sorgt nicht am Kreuzweg allzuviel,
man geht mit Gott und kommt ans Ziel.

4. Mit Gott! Das ist so wunderleicht!
Und doch, soweit der Himmel reicht,
soweit hinwandeln Tag und Nacht,
dies Wort hat wundergroße Macht.

5. Fürwahr, das ist ein sel'ger Mann,
der's recht von Herzen sagen kann!
Er wird so stark, daß selbst der Tod
demütig naht und nimmer droht.

6. Wohlan, so sprich zur Abendruh,
zum Morgenlichte sag es du:
Mit Gott! Mit Gott! — So fang es an,
dein Tagewerk, so schließ es dann!

294. Vater unser, der du bist in dem Himmel!

Nach Alban Stolz.

»Vater unser, der du bist in dem Himmel.« So fängt das Gebet an, das der Herr selber auf die Erde gebracht und bei den Menschen eingeführt hat. Und wenn dieses Gebet nicht länger und nicht kürzer wäre, als was davon oben geschrieben ist, so dafs es nur hiefse: »Vater unser, der du bist in dem Himmel, Amen«, so wäre es doch das allerkostbarste Gebet, das uns der Herr lehren konnte. Denn in diesen Worten ist der gröfste Trost verborgen, den man sich denken kann.

Halt nur allzeit fest daran und glaub und hoff, dafs Gott dein Vater ist, und thue danach; dann bist du nie und nimmermehr verlassen und ohne Schutz; denn dieser Vater ist dir alle Zeit und an allen Orten nah. Und wie reich und allgewaltig ist dieser unser Herr und Gott, der mit Macht in alles hineingreift, und dem nichts zu grofs und nichts zu klein ist! Nun bedenk es, du Mensch! Zu diesem grofsen, herrlichen Gott sagst du: »Vater unser!« Wie mancher vornehme Herr gäbe dir, wenn du ihn also ansprechen würdest, gar keine oder eine böse Antwort! Zu Gott jedoch darfst du herzhaft sagen: »Vater!«, und er hört es gerne, wenn man so zu ihm spricht.

Wie viel thut sich mancher darauf zu gut, dafs sein Vater ein Angestellter ist, ein Bürgermeister oder so etwas; und was für ein stolzes Geblüt läuft manchem Stadtherrn durch die Adern und meint wunder, was das auf sich hätte, von einem angesehenen Hause zu sein! Und doch brauchte keiner sich viel darauf einzubilden. Der Tod wirft alles zusammen und rührt es untereinander, so dafs man zuletzt keinem Totenbein mehr ansieht, ob es zu Lebzeiten gewichste Stiefel oder Schnallenschuhe getragen, oder ob es barfufs gegangen ist.

Worauf der Mensch stolz sein kann, das ist seine edle Herkunft von Gott, dafs er ein Königskind ist und ewig bleibt, wenn er nicht selbst Gottes Vaterhand und Vaterherz von sich stöfst, seinen Adel verunehrt und der hohen Verwandtschaft sich unwürdig macht. — Darauf sollst du stolz sein, und zeig auch lebenslänglich diesen Stolz und führ dich stets adlig auf! Schäm dich, etwas zu thun, was sich deiner göttlichen Abkunft nach nicht ziemt! Bedenk überall und allezeit, dafs du von königlichem, göttlichem Geschlechte bist, und dafs du deinem hohen Vater Ehre machen sollst!

295. Gott lebt noch.

Julius Sturm.

Bei Meister Martin war die Not zu Haus.
Aus jeden Winkel guckte sie heraus;
sie machte sich in Küch' und Keller breit;
sie saß am leeren Tisch zur Mittagszeit
und legte selbst am Abend schadenfroh
sich mit den Müden auf die Schütte Stroh.

Und ob's der Meister noch so emsig trieb,
arbeitend halbe Nächte munter blieb,
umsonst, es wuchs die Not mit jedem Tag.
Und mutlos ward der Meister allgemach,
ließ ruh'n die fleißige Hand und seufzte schwer
und wankte wie ein Schatten bleich umher.
Und mahnte ihn sein Weib, auf Gott zu trau'n,
zog er zusammen finstrer noch die Brau'n
und brummte: „Weib, laß mir das Trösten sein!
uns kann vom Elend nur der Tod befrei'n."
Da schwieg die Frau und sprach kein Wörtlein mehr
und wankte wie ein Schatten bleich umher,
saß müßig an dem Rocken stundenlang,
tief in Gedanken still und seufzte bang. —
Da sprach der Mann: „Was fehlt Dir nur, Marie?"
und als sie schwieg, drang er noch mehr in sie.
Sie sollte ihm ihr Leiden doch gesteh'n;
er könne sie nicht mehr so traurig seh'n.
Und sie darauf: „Ach, in verwichner Nacht
hat mir ein Traum das Herz so schwer gemacht.
Ja, bester Mann, ich will Dir's nur gesteh'n,
ich hab' im Traum den lieben Gott geseh'n.
Er lag im Sarg; sein Haar war silberweiß,
und weinend standen Engel rings im Kreis.
Der Helfer starb. Nie endet uns're Not.
Der liebe Gott, der liebe Gott ist tot." —
Da lächelte der Mann nach langer Zeit
zum ersten Mal und sprach mit Freundlichkeit:
„Ei, Ei, Marie, wie Du so thöricht bist!
Weißt Du denn nicht, daß Gott unsterblich ist,
daß er, erhaben über Raum und Zeit,
regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit?" —
„Wie," sprach die Frau, „so glaubst Du, lieber Mann,
daß Gott im Himmel niemals sterben kann,
daß er derselbe bleibet fort und fort,
und wählest ihn doch nicht zu Deinem Hort
und setzest Deine Hoffnung nicht auf ihn,
daß Hülfe stets zur rechten Zeit erschien?" —
Da fiel's wie Schuppen von des Mannes Geist:
„Ja, Gott ist treu, er hält, was er verheißt.
Dank, liebes Weib! Du wecktest mein Vertrau'n,
auf Gottes Hülfe will ich freudig bau'n,
und zag' ich jemals wieder in der Not,
dann frag' mich nur: Ist denn der Herrgott tot?" —

296. Auf Gott allein!

Julius Sturm.

Wer auf die Welt
sein Herze stellt,
der schafft sich bittres Leid.
Was sie verspricht,
das hält sie nicht;
ihr fehlt Beständigkeit.

Und wer es stellt
auf Gott und Welt,
dem winket nie die Ruh.
Geteiltes Herz
schafft Sorg' und Schmerz,
führt nicht dem Himmel zu.

Auf Gott allein,
so soll es sein!
Er ist der rechte Hort.
Wer ihm vertraut,
auf ihn nur baut,
ist selig hier und dort.

297. Gottes Lohn.

Nach Clemens Brentano.

Ein reicher, unbarmherziger Mann besaß einen großen Ackerbau. Er pflügte tief, düngte reichlich und säete viel. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrages fand er aber meist Verlust statt Gewinn.

Anders ging es bei einem armen Einsiedler, der nur ein kleines Feld hatte, jedoch immer in Hülle und Fülle erntete. Einst fragte ihn der Reiche: „Sage mir, wie soll ich meine Äcker anbauen, um zu einem Ertrage zu kommen?“ Der Einsiedler antwortete: „Führe einen silbernen Zaun um deine Felder und Wiesen, so wird dich Gott segnen!“ „Das steht nicht in meinem Vermögen!“ erwiderte der Reiche. Der Einsiedler aber sprach: „Du verstehst mich nicht. Wechsle um einige Thaler Scheidemünze ein und komme damit morgen zu mir, dann will ich dich lehren, den silbernen Zaun zu pflanzen.“

Dieses that der Reiche am andern Tage und fand von dem Einsiedler eine große Anzahl Armer wie einen Zaun um seine Felder gestellt. An diese mußte er die Münzen mit freundlichen Worten austeilen. Wie sie alle von Herzen sprachen: „Gott vergelte es!“ sagte der Einsiedler: „Siehe, das ist mein silberner Zaun!“

Da wurde der reiche Mann wunderbar gerührt, und die Verheißung des Einsiedlers erfüllte sich zuerst an seinem unfruchtbarsten Acker, nämlich an seinem harten Herzen; denn es entsprang ein Quell aus diesem Felsen, und Thränen der Liebe flossen von des Mannes Wange. Aber auch seine Felder und Wiesen prangten bald in reichstem

Segen. Er konnte seinen silbernen Zaun immer dichter machen, und er war bald so mild und barmherzig, daß er in jedem Armen unsern Herrn selbst zu sehen glaubte. So führte er die Liebe Gottes als eine silberne Mauer um Hab und Gut, daß ihn, als er selbst geerntet wurde, Engel in die Freuden des Himmels eintrugen.

298. Wer ist wie Gott?

Dr. Korbinian Ettmayr.

In den beglückten Himmelsheeren,
die Gott schuf vor dem Weltäon,[1])
begann ein böser Geist zu gären —
Empörung gegen Gottes Thron!
Und aus den Herzen hochmutsvoll
die unheilvolle Frage quoll:
„Sind wir nicht auch wie Gott?"

Da flammt es auf in Gottes Blicke,
der Allmacht Rechte winkt, —
und jäh stürzt ein der Gnade Brücke,
der Frevler Schar in Nacht versinkt.
Und Michael den Schild erhebt,
auf den der Finger Gottes gräbt
die Schrift: „Wer ist wie Gott?"

Herab vom Himmel bis zur Erde
wirft dieser Schild sein grelles Licht
als Leuchtturm für der Menschheit Fährte,
daß sie der Stolz umnachte nicht. —
Und, ausgelöscht zu keiner Zeit,
steht flammend auch vor uns noch heut'
das Wort: „Wer ist wie Gott?"

299. Der Mönch von Heisterbach.

Wolfgang Müller.

1. Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

2. Er liest, was Petrus, der Apostel, sprach:
„Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag".
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

---

[1]) Weltäon: Weltzeitraum.

3. Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

4. Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

5. Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein, —
doch wunderbar — ein andrer sitzet dort;
er überblickt der Mönche lange Reih'n,
nur Unbekannte findet er am Ort.

6. Der Staunende wird angestaunt ringsum;
man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
er sagt's, da murmelt man durchs Heiligtum:
„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr."

7. „Der letzte dieses Namens," tönt es dann,
„er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
man gab den Namen keinem mehr fortan."
Er hört das Wort; es überläuft ihn kalt.

8. Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

9. Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar;
er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

10. Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!"

300. Die Posaune des Gerichts.

Berthold Auerbach.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Kniende den Dahingestreckten aussuchte und alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn an den Strom, der fernher rauschte, hinaustragen, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der toten Last. Der Mond war her-

ausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzzerreifsenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: »Denkst du daran!« Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin. Alles war still, und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, dafs er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht forttreiben liefs. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweifs rann ihm von der Stirn; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog flatternd auf, wenn er so durchs Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurechtzufinden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, als wenn die Bäume auf und nieder wandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch auf dem Hügel liegt, an dessen Fufse die Landstrafse, in Felsen gehauen, sich vorüberzieht, sollte nun des andern Tages der tote Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Teilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

»Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weifs, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegenschlug! Möge der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seele der Deinigen senden! Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weifs, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinaufsteigen lassen, die unser Auge nie mifst. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen.« — »Erhebet mit mir eure Hände!« fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor. Dann sprach er wieder: »Wir heben unsere Händeempor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier, im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr um, so lange es noch Zeit ist! Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt die Posaune des Gerichts . . .«

Da plötzlich hörte man von der Strafse herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: »Denkst du daran!« — Alles schwieg und hielt den Atem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: »Ich bin's!« — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumütig seine That: wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt, wie er sie zum Himmel erhoben, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständnis abprefsten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinan bewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

301. Kehre wieder!

Philipp Spitta.

1. Kehre wieder, kehre wieder, der du dich verloren hast,
sinke reuig bittend nieder vor dem Herrn mit deiner Last!
Wie du bist, so darfst du kommen und wirst gnädig aufgenommen.
Sieh, der Herr kommt dir entgegen, und sein heil'ges Wort verspricht
dir Vergebung, Heil und Segen; kehre wieder, zaudre nicht!

2. Kehre aus der Welt Zerstreuung in die Einsamkeit zurück,
wo in geistiger Erneuung deiner harrt ein neues Glück,
wo sich bald die Stürme legen, die das Herz so wild bewegen,
wo des heil'gen Geistes Mahnen du mit stillem Beben hörst
und von neuem zu den Fahnen Jesu Christi heilig schwörst!

3. Kehre wieder, irre Seele! Deines Gottes treues Herz
beut Vergebung deinem Fehle, Balsam für den Sündenschmerz.
Sieh auf den, der voll Erbarmen dir mit ausgestreckten Armen
winket von dem Kreuzesstamme; kehre wieder, fürchte nicht,
daß der Gnäd'ge dich verdamme, dem sein Herz vor Liebe bricht!

4. Kehre wieder! Neues Leben trink in seiner Liebeshuld;
bei dem Herrn ist viel Vergeben, große Langmut und Geduld.
Faß ein Herz zu seinem Herzen, er hat Trost für alle Schmerzen,
er kann alle Wunden heilen, macht von allem Aussatz rein,
darum kehre ohne Weilen zu ihm um und bei ihm ein!

5. Kehre wieder, endlich kehre in der Liebe Heimat ein,
in die Fülle aus der Leere, in das Wesen aus dem Schein,
aus der Lüge in die Wahrheit, aus dem Dunkel in die Klarheit,
aus dem Tode in das Leben, aus der Welt ins Himmelreich!
Doch was Gott dir heut' will geben, nimm auch heute — kehre gleich!

302. Die Kirche.

Melchior von Diepenbrock.

1. Vom Himmel selbst bereitet,
aus heil'gen Zedern gleitet
ein Schiff durchs wilde Meer;
und wie die Winde blasen,
und wie die Stürme rasen,
mit Ruhe geht's einher.

2. Statt Mast und Segelstangen
sieht man ein Kreuz nur prangen,
des ew'gen Heils Symbol;
und unermüdlich walten
drei herrliche Gestalten
ob dieses Schiffes Wohl.

3. Ein Ritter, ungeheuer
an Stärke, lenkt das Steuer,
er wankt und rastet nicht;
und Glaube heißt der Ritter,
dem auch im Ungewitter
das Ruder nimmer bricht.

4. Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
ein Weib, das Hoffnung heißt,
die, nach dem Land gerichtet,
wo es einst friedlich lichtet,
das Ziel dem Schiffe weist.

5. Die Dritte spannt den Schleier,
helleuchtend wie ein Feuer,
als weites Segel auf;
sie heißet Liebe, zügelt
die Stürme und beflügelt
des Schiffes stillen Lauf.

6. Heil jedem, der entronnen
dem Meer, das Schiff gewonnen
und nimmer es verläßt!
Dort darf er nicht mehr zagen,
es wird ihn sicher tragen,
es schirmt ihn stark und fest.

7. Die Arche, die den einen
von Gott erkornen Reinen
vor Zeiten schützend trug,
als jene Flut, verheerend,
all Lebendes zerstörend,
sich um die Erde schlug:

8. Sie war ein schwaches Zeichen
und muß dem Schiffe weichen,
das unvergänglich lebt,
wenn alles schon verklungen
und eine Welt verschlungen,
noch ruhig oben schwebt.

9. Doch in der Zeiten Fülle
steht dieses Schiff einst stille,
vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regierte,
nimmt alle, die es führte,
in seinen Himmel auf.

303. Der Sonntag.

Originalbeitrag. Dr. Korbinian Ettmayr.

Am ersten Tage der Woche ist Christus vom Grabe auferstanden und das Werk der Erlösung damit vollendet worden. Der Auferstehungstag war der schönste, freudigste, sonnigste Tag der Menschheit. Seit der ältesten Zeit der Kirche begehen daher die Christen den ersten Wochentag als einen festlichen Tag. Der Sonntag ist an die Stelle des Sabbats des alten Bundes getreten. Was der Sabbat vor Christus war, ist der Sonntag nach Christus, ja, noch mehr.

Der Sonntag ist ein Ruhetag. Die Arbeit ist ein Segen für den Menschen; aber Arbeit ohne Ruhe würde eine Last, eine drückende

Beschwerde. Am Sonntag wird der Mensch vom Drucke der Arbeit erlöst. Durch die Ruhe erholt und stärkt er sich und sammelt Kraft zu neuem Schaffen. Wie erquickend ist die Sonntagsruhe für den müden Arbeiter, der getreu seine Pflicht gethan, wie wohlthuend die Sonntagsstille nach dem Lärm des Werktagstreibens! Die Ruhe soll aber auch ins Gemüt einziehen, aller Streit aufhören, der Mensch mit dem Menschen sich versöhnen: die Sonntagsruhe muß zum Sonntagsfrieden werden.

Dem Frieden liegt so nahe die Freude. Der Sonntag ist auch ein Tag der Freude, zunächst der Freude in Gott; denn es ist der Tag des Herrn. Über ihm leuchtet die Sonne der Himmelsgnade. Aus dem reinen Quell der Sonntagsfreude fließen aber auch sonstige Freuden. Wir freuen uns, durch Feld und Wald wandelnd, der schönen, friedvollen Gottesnatur. Unschuldige Vergnügungen, besonders solche, durch welche wir Herz und Geist veredeln, gehören zum Sonntage. An diesem Gottesgnadentage sollen wir uns die süße Freude machen, unsere Mitmenschen nach Kräften zu beglücken.

Hoch vom Turme rufen die Glocken. Sie erinnern den Menschen an seine überirdische Bestimmung; sie ziehen das Herz nach oben. Freundlich laden sie ein, zur Kirche zu kommen. Und in reinlichen, festlichen Kleidern, den Zeichen der Sonntagsstimmung der Seele, wandelt alt und jung zum Hause Gottes. Hier fühlen sich die Menschen als eine Gemeinde von Brüdern und Schwestern, als Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes. Wie ein erfrischender Tau fällt das Wort Gottes in die vom Alltagsleben ausgetrocknete Seele, wie ein Himmelsmanna labt es den nach Speise verlangenden Geist. Die in der Kirche Versammelten nehmen teil an dem Gottesdienste, der zu Gottes Lob und Preis gefeiert wird. Unter der Woche dienen sie vornehmlich den Menschen, am Sonntage sind sie Diener Gottes. Ja, mehr noch, sie sind Freunde, Kinder Gottes; denn gerade am Sonntage werden wir so recht der Erlösung inne. Das ist die Sonntagsweihe!

Ruhe, Friede, Freude, Weihe, diese Gaben des Sonntags, sind sie nicht die besten Güter, durch welche der Mensch erst das Glück des Daseins ganz empfindet? Sie sind eine Rückerinnerung an eine einstige, glückliche, paradiesische Zeit, eine Vorahnung jener seligen Zukunft, wenn der Feierabend kommt nach treu vollbrachter Lebensarbeit und der ewige Sonntag dort über den Sternen, in der wahren Heimat des Menschen.

304. Sonntag.

Joseph von Eichendorff.

1 Die Nacht war kaum verblühet;
nur eine Lerche sang
die stille Luft entlang;
wen grüfst sie schon so frühe?

2. Und draufsen in dem Garten
die Bäume übers Haus
sah'n weit ins Land hinaus,
als ob sie wen erwarten.

3. In festlichen Gewanden,
wie eine Kinderschar,
Tauperlen in dem Haar,
die Blumen alle standen.

4. Ich dacht': ‚Ihr kleinen Bräute,
was schmückt ihr euch so sehr?'
Da blickt' die eine her:
„Still, still, 's ist Sonntag heute!

5. Schon klingen Morgenglocken,
der liebe Gott nun bald
geht durch den stillen Wald."
Da kniet' ich, froh erschrocken.

305. Ich habe keine Zeit.

Nach Johann Peter Hebel.

Wie? Du hast keine Zeit, zu den Armen zu gehen und zu den Kranken, und sitzest doch ganz gemächlich daheim in deiner Stube manche Stunde des Tages und rauchst deine Pfeife? Ei, wie wär' es, wenn du des Tages bloſs eine einzige halbe Stunde dazu gäbest, daſs sie den Armen gehörte, oder wenn du jede Woche einen Nachmittag feststelltest und sagtest: Die Zeit von 2 bis 6 Uhr gehört meinen unglücklichen Brüdern?

Nein, sprichst du, ich habe keine Zeit dazu; ich habe meine Arbeit von Montag früh bis Sonnabend spät; das kann ich nicht! — Worauf die Antwort ist: Und ist's wirklich so, wozu hat dein Gott einen Sonntag gemacht, als dazu, daſs an ihm auch der Armen gedacht werde und die Liebe sich aufmache und ihre seligen Gaben den Elenden bringe? Vom Tage des Herrn ein paar Stunden nur, das ist doch nicht zu viel für die Armen!

Aber du runzelst die Stirn und meinst, das sei zu unbequem. Du hast ganz recht, es ist zu unbequem. Wohl, so bleibe du bei deiner Bequemlichkeit im Lehnstuhl und pflege dich wacker und scharr ein, scharr ein! Laſs Elend Elend sein und Jammer Jammer, und laſs die Armut ihre Klagen gen Himmel schreien!

Aber sieh zu, daſs nicht die Stunde kommt, da der Herr sein Wehe über dich ausruft, weil er hungrig gewesen ist, und du hast ihn nicht gespeiset, und er ist durstig gewesen, und du hast ihn nicht getränkt, und er ist krank gewesen, und du hast ihn nicht besucht. Dann versuche du zu antworten: Ich hatte keine Zeit dazu. — Dann wird dir das Wort auf der Zunge sterben.

306. Schäfers Sonntagslied.

Ludwig Uhland.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
noch eine Morgenglocke nur,
nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

307. Christnacht.

Robert Prutz.

1. Heil'ge Nacht, auf Engelsschwingen
nahst du leise dich der Welt,
und die Glocken hör' ich klingen,
und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte trieft von Segen,
und der Kindlein froher Dank
jauchzt dem Himmelskind entgegen,
und ihr Stammeln wird Gesang.

2. Mit der Fülle sü/ser Lieder,
mit dem Glanz um Thal und Höh'n,
heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
wie die Welt dich einst geseh'n, —
da die Palmen lauter rauschten,
und, versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung, —

3. da, mit Purpur übergossen,
aufgethan von Gottes Hand,
alle Himmel sich erschlossen,
glänzend über Meer und Land, –
da, den Frieden zu verkünden,
sich der Engel niederschwang,
auf den Höhen, in den Gründen
die Verhei/sung widerklang, —

4. da, der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürsten aus dem Morgenland
in der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand, —
da mit seligem Entzücken
sich die Mutter niederbog,
sinnend aus des Kindes Blicken
niegefühlte Freude sog.

5. Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
steigst du feierlich herauf.
O, so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf!
Schau, im Himmel und auf Erden
glänzt der Liebe Sonnenschein;
Friede soll's noch einmal werden
und die Liebe König sein.

308. Weihnachten.

Nach Adalbert Stifter.

Das Christentum hat mehrere seelenerhebende Feste. Ist Pfingsten das liebliche Fest und Ostern das erhabene, so ist Weihnachten das herzinnige. Es ist das Fest des heiligsten, liebreichsten Kindes, des Königs der Kinder.

In einer Nacht wurde dieses Kind in ärmlichem Stalle geboren. Wie damals die Welt auf den Erlöser harrte und in bangen Nöten um den Heiland flehte: „Himmel, tauet ihn herab!“, so bereitet sich die Kirche durch eine monatelange Ankunftsfeier, den Advent, zum Geburtsfeste des göttlichen Kindes vor. In der Morgendämmerung dieser stillen Tage werden die Rorate oder die „Engelämter“ gehalten.

Endlich kommt die heilige Nacht. Im Vorzimmer harren die Kleinen. Plötzlich ruft die Mutter: „Das Christkind ist dagewesen!“ Es öffnet sich die Thüre; da steht ein Baum mit flimmernden Lichtern, mit bunten Bändern, vergoldeten Nüssen und hundert Herrlichkeiten aller Art. Auf dem Tische sind sinnige Geschenke ausgebreitet; das Jesukind hat auch des letzten im Hause nicht vergessen. In der heimlichsten Zimmerecke ist unter Wacholderbüschchen ein allerliebstes Kripplein zu erschauen. Die Fluren von Bethlehem, die Hirten mit ihren schlummernden Schäfchen, der lichtumflossene Stall zwischen Engelscharen — alles dieses ist hier reizend dargestellt. Heller Jubel herrscht in jedem Hause. Gekommen ist Gottes Frieden auf die Erde.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht beschenkt worden sind, schon glücklich träumend in ihren Bettlein schlummern, so erschallt in der Stadt um die mitternächtige Stunde das schwere Glockengeläute des Domes, die Gläubigen zur Christmette rufend. Von allen Gassen strömt das Volk zum Gotteshause, das in einem wahren Lichtmeere strahlt. Nach der heiligen Feier zerstreuen sich die frommen Beter; Licht um Licht verlöscht, und der hohe Dom ragt finster auf zum Mond und zu den ewigen Sternen oder in die dunkeln, schattenden Wolken.

Aber auch in jedem Markte, jedem Dorfe und Dörfchen, das weltverloren zwischen eisumgürteten Bergriesen ruht, rufen um dieselbe Stunde die hellen Kirchenglocken zum heiligen Feste. Da blitzt es auf von Windlichtern und Laternen an allen Waldhängen und Heidewegen. Stundenweit wallt jung und alt durch Eis und Schnee zum glanzumwobenen Gotteshaus, die Geburt des heiligen Kindes zu feiern.

Mit der Mitternacht rückt das Geläute von Osten gen Westen, bis es an den Ozean kommt. Hier macht es Halt, um nach wenigen Stunden jenseits des Weltmeeres sein hohes Lied weiter zu singen, die Engelsbotschaft von Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“

309. In der Fastenzeit.

Paul Gerhardt.

1. O Haupt voll Blut und Wunden,
voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zum Spott gebunden
mit einer Dornenkron'!
O Haupt, sonst schön gezieret
mit höchster Ehr' und Zier,
jetzt aber höchst schimpfieret,
gegrüſset seist du mir!

2. Du edles Angesichte,
davor sonst schrickt und scheut
das groſse Weltgewichte,
wie bist du so bespeit,
wie bist du so erbleichet,
wer hat dein Augenlicht,
dem sonst kein Licht nicht gleichet,
so schändlich zugericht't?

3. Nun, was du, Herr, erduldet,
ist alles meine Last;
ich hab' es selbst verschuldet,
was du getragen hast!
Schau her, hier steh' ich Armer,
der Zorn verdienet hat!
Gib mir, o mein Erbarmer,
den Anblick deiner Gnad'!

4. Erkenne mich, mein Hüter;
mein Hirte, nimm mich an!
Von dir, Quell aller Güter,
ist mir viel Gut's gethan.
Dein Mund hat mich gelabet
mit Milch und süſser Kost;
dein Geist hat mich begabet
mit mancher Himmelslust.

5. Wann ich einmal soll scheiden,
so scheide nicht von mir;
wann ich den Tod soll leiden,
so tritt du dann herfür.
Wann mir am allerbängsten
wird um das Herze sein,
so reiſs mich aus den Ängsten
kraft deiner Angst und Pein!

6. Erscheine mir zum Schilde,
zum Trost in meinem Tod,
und laſs mich seh'n dein Bilde
in deiner Kreuzesnot!
Da will ich nach dir blicken;
da will ich glaubensvoll
dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

310. Marias Wanderschaft.

Legende aus Lindemanns Sammlung von Gedichten des deutschen Mittelalters.

1. Maria wollte wandern geh'n,
wollt' suchen ihren Sohn,
den sie verloren schon.

2. Was begegnet ihr auf der Reise?
Ein fremder junger Mann,
ganz traurig schaut sie ihn an.

3. Habt ihr denn nicht gesehen
Jesum, meinen Sohn,
den ich verloren schon?

4. Ja, ich hab' ihn gesehen
in einem fremden Haus,
ganz traurig sah er aus.

5. Was trug er auf dem Haupte?
Eine scharfe Dornenkron;
das Kreuz, das trug er schon.

6. Das Kreuz muß Jesus tragen
zu Jerusalem vor die Stadt,
wo er gelitten hat.

7. Da kam die betrübte Mutter,
sie weint so bitterlich
um ihren lieben Sohn.

8. Ach, Mutter, laß das Weinen,
die Marter, die ist mein,
das Himmelreich ist dein.

311. Karfreitag.

Originalbeitrag. Dr. Korbinian Ettmayr.

Drei Stunden hing Christus unter den größten Schmerzen am Kreuze; dann neigte er sein Haupt und starb. Es war ein Freitag, an dem dieses geschah. Unsere deutschen Altväter nannten diesen Freitag den Trauerfreitag, den Karfreitag. Und wer müßte nicht trauern an dem Tage, an dem durch die Schuld der Menschen der Unschuldigste den bittern Tod erlitten hat! Ehe unser Herr das Haupt neigte, blickte er noch einmal empor und rief mit letzter Kraft der Stimme: „Es ist vollbracht!“ Durch sein Leben, Leiden und Sterben war nämlich das größte Werk, die Erlösung der Welt, vollbracht. Der Karfreitag wird darum auch der große Freitag genannt. Freilich besteht die Größe dieses Tages nicht, wie bei andern großen Tagen, in irgend einer That, in welcher menschliche Macht und Größe sich kund gethan haben. Der Karfreitag ist geweiht und geheiligt durch das Opfer, das eine übermenschliche, eine göttliche Liebe gebracht hat. Er ist ein heiliger Tag, weshalb er auch der heilige Freitag heißt. Heilig ernste Gedanken sollen uns an ihm beseelen. Doch nicht an diesem Tage allein. Täglich haben wir den Gekreuzigten vor Augen, wie er die Arme ausgebreitet hält, um alles an sich zu ziehen. Was spricht denn dieses Haupt voll Blut und Wunden, dieses hochheilige Karfreitagsbild, zu uns? Es verkündet der Menschen Schuld und Sünde und mahnt zu Dulden und Verzeihen, zu Liebe und Erbarmen.

312. Ostern.

Originalbeitrag. Dr. Korbinian Ettmayr.

Es war ein schöner Ostersonntag. Der blaue Himmel, der helle Sonnenschein und die warme Luft lockten die Bewohner des Ortes nachmittags ins Freie. Auch ein Vater lustwandelte mit seinem Sohne,

einem aufgeweckten Knaben, auf die Wiesen und Felder hinaus. An manchen Plätzchen spitzten zarte Gräslein hervor, da und dort grüßte ein gelbes oder weißes Blümlein; die Äcker aber waren schon ganz grün von den aufsprossenden Saaten. Der Knabe, der in heller Freude dieses alles sah, sagte zum Vater: „Vor wenigen Wochen noch war die Erde gefroren, und kein Gräslein ließ sich blicken; wie sind denn auf einmal diese Blumen und dieses Grün herausgekommen?" Der Vater erwiderte: „Du weißt, daß im Herbste unzählige Körnlein in die Ackerfurchen gestreut wurden. Die aus denselben sich entwickelnden Keimpflänzchen waren während des Winters wie tot; aber es schlief doch ein Lebensfünklein in ihnen. Wie die warme Sonne kam, weckte sie das Fünklein; im Pflänzchen wurde es nun lebendig, es wuchs nach oben und streckte die Würzelchen nach unten." „Aber wer hat denn," fiel der Knabe ein, „das Lebensfünklein in das Körnlein gelegt und es nicht auslöschen lassen?" „Was für ein Tag ist denn heute?" fragte der Vater. „Der Ostersonntag," antwortete der Knabe. „Nun," fuhr der Vater fort, „was feiern wir am Ostersonntage?" „Daß Christus vom Tode auferstanden ist," gab der Knabe zurück. „Aber," fragte der Vater weiter, „wie konnte denn Christus vom Tode auferstehen? Die Verstorbenen bleiben ja alle im Grabe ruhen!" „Christus ist auferstanden," rief der Knabe lebhaft, „weil er der Sohn Gottes war." „Nun sieh," sagte der Vater und nahm sein Kind liebevoll bei der Hand, „unser Herr ist durch das göttliche Leben, das auch im Grabe noch in ihm war, wieder auferstanden. Du kannst jetzt schon herausbringen, woher das Leben, das in den Körnlein verborgen ist und im Frühling zu Tage kommt, seinen Ursprung hat. Von Gott, der allein Leben geben kann, weil er das Leben ist. Mit dem lieben Heilande, der aus dem Grabe auferstanden ist, ruft jedes aus der Erde emporgekeimte Gräschen, jedes das Köpflein hebende Blümchen: ‚Ich bin auferstanden‘. Die beiden Lustwandelnden waren nahe einem Haine, aus dem vielstimmiger Vogelgesang scholl. „Hörst du," sagte der Vater, „das Jubilieren der frohen Sänger des Waldes? Sie freuen sich über das neuerwachte Leben in der Schöpfung und singen, ohne es zu wissen, ein Lied dem Spender desselben, sie singen ihr Osterlied. Auch wir Menschen sollen uns freuen, daß die Schöpfung aus dem Wintertode zum Frühlingsleben erwacht ist. Noch größer muß aber unsere Freude darüber sein, daß Christus vom Tode auferstanden ist. Nun knospet in unserm Herzen wieder das Wunderblümlein, das vor Christi Auferstehung erstorben war, die Hoffnung, die Hoffnung auf ein ewiges Leben. ‚Alleluja‘ jauchzt zu Ostern die ganze Christenheit. Alleluja heißt aber ‚Lobet Gott‘. Ja, loben und preisen wollen wir Gott, weil er der Herr des Lebens ist, weil er immer wieder Leben aus dem Tode ruft, weil er unsern Erlöser aus dem Tode auferstehen ließ, weil wir selbst leben werden, auch wenn wir gestorben sind. Alleluja!"

313. Wer feiert die fröhlichsten Ostern?

Karl Gerok.

1. Willkommen, o fröhlicher Ostertag!
Nun klingt es wie Psalmen in Lüften,
nun lebt, was welk und erstorben lag,
nun grünt es auf Gräbern und Grüften.
Du Erde, so sonnig, du Himmel, so blau,
ihr Wolken, so licht, und ihr Winde, so lau,
was lebt in der Luft, und was webt auf der Au —
wer feiert die fröhlichsten Ostern?

2. Vorüber wandl' ich am Gartenzaun:
schon säumet mit Grün sich die Hecke,
schon schwellen die Knospen so saftig braun,
schon keimt's in der heimlichsten Ecke.
Die Primel, sie wärmt sich im Sonnenschein,
das Veilchen, es duftet am schattigen Rain,
und alle die Blümchen, sie stimmen mit ein:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

3. Nun wall' ich hinaus in das sonnige Feld,
da girrt es und schwirrt in den Zweigen;
der Buchfink baut sich sein luftig Gezelt,
und die Lerche lobsinget im Steigen,
und die Vögelein all auf dem Berg und im Thal,
sie stimmen die Kehlen zum Frühlingschoral,
sie grüßen mich munter und rufen zumal:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

4. Da hör' ich von ferne noch helleren Klang;
die Kinder, sie tanzen den Reihen.
Die dumpfige Stube verschloß sie so lang,
nun spielen sie wieder im Freien.
Die munteren Füllen, entsprungen dem Stall,
sie schlagen den Reif und sie werfen den Ball,
sie tummeln sich lustig und rufen mir all:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern.

5. Doch abseits an der Linde auf hölzerner Bank,
da sitzet ein Paar, sich zu sonnen:
die Tochter, sie führet die Mutter, so krank,
die heute dem Lager entronnen.
Wie wärmt ihr die Sonne das matte Gebein,
wie schlürft sie die Lüfte, die labenden, ein!
Vier Augen leuchten in seligem Schein:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

6. Nun aber hör' ich in festlichem Chor
vom Turme die Glocken erschallen;
still tret' ich mit ein in das heilige Thor,
da braust's durch die dämmernden Hallen:
Der Herr ist erstanden aus Grabesnacht,
der Tod ist verschlungen, der Sieg ist vollbracht!
Lobsinget, ihr Christen, und jauchzet mit Macht:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

7. Und als ich trat aus dem Gotteshaus,
da grünten die Gräber im Kreise;
da sucht' ich mir eines, mein teuerstes, aus;
dort stand ich und betete leise.
Da säuselt' in Lüften ein seliger Klang,
wie wenn sein Gefieder ein Engelein schwang;
da tönt' es hernieder wie Seraphsgesang:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

314. Pfingsten.

Altes Kirchenlied.

1. Komm, o heil'ger Geist, und wehe,
send uns von der Himmelshöhe
deines Lichtes heil'gen Strahl!
Komm o Vater du der Armen,
Gabenspender voll Erbarmen,
füll die Herzen allzumal!

2. Zünd in deiner Gläub'gen Herzen
deines Glanzes helle Kerzen,
sel'ges, wonnevolles Licht!
Nichts ist in der Menschenseele
ohne Irrtum, ohne Fehle,
wenn dein Anhauch ihr gebricht.

3. Du, o süßer Gast der Seele,
salbest sie mit Himmelsöle,
fächelst linde Ruhe ihr;
Labsal in des Lebens Mühen,
Kühlung in des Kampfes Glühen,
Trost im Weinen ist bei dir.

4. All, was unrein ist, das wasche,
feuchte an, was dürr wie Asche!
All, was wund ist, mache heil;
alles Starre beug gelinde!
Was erkaltet ist, entzünde;
das Verirrte lenk zum Heil!

5. Gieß von lichten Himmelsauen
in uns, die dir gläubig trauen,
siebenfält'gen Gnadenstrom!
Gib der Tugenden Vollendung;
gib des Todes sel'ge Wendung,
ew'ges Fest im ew'gen Dom!
Amen.

315. Die acht Seligkeiten.

Originalbeitrag. Dr. Korbinian Ettmayr.

Der Wunsch aller Menschen ist, recht glücklich, selig zu werden. Aber gerade in dem Streben nach Glück sind die Menschen, auch wenn sie sonst klug sind, oft merkwürdig blind. Der göttliche Lehr-

meister, der gekommen war, um die Menschen selig zu machen, suchte nun in den acht Seligkeiten seiner Bergpredigt sie von dieser Blindheit zu heilen und ihnen zugleich die Augen für das wahre Glück zu öffnen.

Da meint einer, wenn er sich recht viel einbildet, wenn er Kopf und Herz voll eitler, hochmütiger Gedanken hat, das wäre was Rechtes, das wäre zu seinem Glücke. „O nein", sagt der himmlische Lehrer, „im Gegenteil. Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich." Nicht die ganz von sich erfüllt sind, die Hoffärtigen, sind glücklich — sie bekommen sich ja nie genug an Ehre und Schmeichelei —, sondern die gering von sich denken, die Demütigen und Bescheidenen. Sie sind allein zufrieden und darum glücklich.

Man möchte glauben, es müsse etwas Beglückendes sein, wenn man beim geringsten Anlaß ungeduldig wird und in Zorn geräth, wie das ja gar so gerne vorkommt. „O nein", sagt unser himmlischer Lehrer, „selig sind die Sanftmütigen." Schau nur einmal einen Menschen an, wenn er ganz von Zorn und Leidenschaft erfaßt ist: wie ist sein Mund verzerrt, seine Wange blaß und eingefallen, sein Blick giftig und stechend! So sieht doch wahrlich kein Glücklicher aus. Betrachte hingegen einen Sanftmütigen, betrachte den Sanftmütigsten von allen, den lieben Heiland selbst. Ist es nicht, als ob der Himmel aus den Augen schaute? Freilich der Leidenschaftliche, der Gewaltthätige scheint der Stärkere zu sein und über den Sanftmütigen Herr zu werden. Es scheint aber nur so. Wer dem oft alle Besinnung verlierenden Zornigen gegenüber seine Ruhe, seine Fassung, seine Sanftheit bewahrt, der ist der Stärkere, denn er hat sich selbst in der Gewalt. Wie oft ward der Zorn schon von der Sanftmut besiegt! So dürfen wir wohl hoffen, daß im Menschen und damit auf der Welt doch noch die Sanftmut das Übergewicht erhält und damit die Sanftmütigen das Erdreich besitzen. O wie schön müßte es da auf der Erde werden! Da gäbe es ja gar keinen Unfrieden, keinen Streit unter den Menschen. Es wäre der Himmel auf Erden. Wer diese friedfertigen Menschen in ihrem Glücke sähe, müßte sie Kinder Gottes nennen. „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden." Und wenn jetzt noch gerade die Besten oft der Verleumdung und Verfolgung ausgesetzt sind, wenn der Himmel auf Erden noch lange nicht ist, so entgeht der Gerechtigkeit der Lohn doch nicht; es wartet ihrer dafür der Himmel im Jenseits. „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden", denn ihrer ist das Himmelreich".

Doch wie kann man überhaupt von Glück auf Erden reden, wo so viel Kummer und Leid herrscht? Bleibt denn ein einziger Mensch vom Leid verschont? Nun siehe, da lehrt uns der Heiland ein Geheimnis des Lebens, das so wenige verstehen oder beachten wollen! „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden". Der Trost im Leiden, die Erlösung von dem Leiden ist eigentlich das beseligendste Gefühl, das es auf Erden gibt. Wer weiß die Freiheit von Sorge zu schätzen, der nie Sorge gehabt, wer die Gesundheit, der nie krank gewesen, wer den Besitz, der nie hat entbehren müssen? Trauer und Leid werden für den Menschen aber auch insoferne eine Quelle des Glückes, weil sie ihm in dem Mitleid mit den Trauernden, in dem Erbarmen mit dem Leidenden und Notleidenden die Seligkeit der Barmherzigkeit und des Wohlthuns kennen lernen lassen. Wer ferner ein Herz für seine Mitmenschen hat, dem verschließt sich auch jenes Herz nicht, dessen Barmherzigkeit wir alle so notwendig haben, das Herz Gottes. „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Nicht im Leid liegt das Unglück, sondern in der Schuld und Sünde. Der Mensch läßt sich, und in der Jugend am meisten, von einem Trugbilde des Glückes und des Genusses, durch das die böse Begierde geweckt wird, locken und in die Irre führen. Aber ein böses Gewissen und ein unreines Herz machen nicht selig, sondern unselig. Die Seele wird ja durch das Böse beschmutzt und getrübt, so daß der Sinn für das Reine, Hohe, Heilige ihr allmählig ganz verkommt. Das reine und lautere Herz hingegen dringt immer mehr durch die irdische Trübnis, immer klarer schaut es zu seinem Glücke, das Überirdische, Ewigreine, Göttliche. „Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen".

Nicht als ob der Mensch nicht verlangen und begehren sollte! Erst mit dem Leben hört das Wünschen auf. Die Sehnsucht, das Hoffen ist ja gerade das Glück des Menschen auf Erden. Doch muß es ein Sehnen nach dem sein, was des Menschen würdig ist, was niemals trügt, was ihm zum Heile gereicht, mit einem Worte, nach Gerechtigkeit. Ein solches Sehnen bleibt nicht ungestillt. Es findet jetzt schon seine Befriedigung, die volle Befriedigung, die Sättigung, freilich erst einst. Der Heiland hat uns sein Wort dafür gegeben: „Selig sind die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden".

316. Allerseelen.

Originalbeitrag. Dr. Korbinian Ettmayr

Alles eilt hinaus zum stillen Orte, wo unsere lieben Toten ruhen, zum Friedhofe. Welch ein freundliches, schmuckes Bild bietet heute der Friedhof dar! Überall, wohin das Auge blickt, nichts als Blumen und Grün und Lichter! Die Blumen auf dem Friedhofe! Die Zeugen des Lebens an der Stätte des Todes! Sie sagen uns, daß der Friedhof ein Gottesacker ist, wo Verwesliches gesät und Unverwesliches geerntet wird. Die Lichter werfen gleichsam einen erhellenden Strahl in das Dunkel des Jenseits und sind ein Sinnbild unseres Wunsches: „Das ewige Licht leuchte ihnen!“ Reges Leben herrscht heute hier, wo es sonst so still ist. Von Grab zu Grab wandern die Menschen. An den geschmückten Gräbern stehen Angehörige, Verwandte, Freunde der Verstorbenen. Dort an jenem Grabe in der einsamen Ecke steht ein Mädchen in ärmlichem, schwarzem Kleide. Nur ein Kerzlein hat es über dem Grabe angezündet und einen schlichten Kranz darauf gelegt. Es kann nicht mehr geben; denn es ist ein armes Waisenkind, seine Eltern ruhen ja unter dem Hügel. Aber eine heiße Thräne fällt aus seinem Auge auf den Grabhügel, und betend faltet es die Hände. Die Thräne und das Gebet der Liebe sind mehr wert als aller Aufwand an Schmuck und Zier, denen nur die Liebe, die sie spendet, Wert verleiht. Ohne diese ist das alles nur eitles Schaugepränge.

Auf unserer Wanderung durch den Friedhof kommen wir auch an Gräbern vorüber, die keinen Schmuck tragen, bei denen niemand verweilt. Die in ihnen Ruhenden haben keinen Menschen mehr auf Erden, der ihrer gedenkt. Nein, heute ist Allerseelen; wir wollen daher auch diesen Vergessenen ein frommes Andenken widmen; sie waren auch Christen, Brüder und Schwestern von uns. Wie ruhen sie so friedlich nebeneinander, die einander nahe und die einander fern gestanden, die sich gut und die sich feind waren! Alle Trennung, aller Streit hat aufgehört: auf dem Friedhof herrscht der ewige Gottesfriede. Ernst und still und mild gesinnt kehren wir von der Stätte des Todes wieder zum Schauplatze des Lebens zurück. Soll nun der alte Neid und Streit wieder von neuem beginnen? Soll nun wirklich kein Friede sein können unter den Lebenden? Wir kommen ja alle — und nach kurzer Frist — dort draußen im Friedhof zusammen.

317. Heute.

Alban Stolz.

Ich stehe an einem Bache und schaue in die Wellen, wie sie zittern, und wie sie rennen, schnell fortzukommen, und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wohin gehst du, kleine Welle, und woher kommst du? Du bist am

Schwarzwald geronnen aus moosiger Quelle und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein, und wie in Schweiß gekommen, schäumt und schnauft das Wässerlein noch eine Zeit lang im engen Thal und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen scharf im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch, und sechs Stunden später leuchtet es wie ein mildes Flämmchen rötlich und goldig im Abendrot. Die Sonne sinkt; aber die Welle wallt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmals fort, und zuletzt stürzt das schwarzwilde Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die Welle geht darin nicht verloren, und es gibt ein Auge, das jedem Tropfen im Meere nachkommt.

Man kann oft in Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „Heute" ist gerade so, wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt.

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Alten zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch, du kannst die Uhr stillstehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein Heute! Die Gelehrten sagen, die Erde mit allem, was darauf ist, jage schneller im Weltenraume fort als eine losgeschossene Büchsenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht daran zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos verlebte Tage! Jeder Tag wird auferstehen von den Toten ins ewige Leben, dir zum Gericht oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigentümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buch deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag, und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben! Dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein; der Totengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. Gott behüte dich!

318. Leben und Tod.

Friedrich Rückert.

Wie ein Schifflein auf dem Meer
schwebt das Leben überm Tod,
oben, unten, ringsumher
von Gefahren stets umdroht.

Eine schwache Bretterwand
trennet dich von deinem Grab;
eines Hauches Unbestand
wiegt dich schaukelnd auf und ab.

Seien Lüfte noch so klar,
sei die Tiefe noch so still,
in Gefahr ist immerdar,
wer durchs Leben schiffen will.

319. Wiege und Sarg.

Ludwig Würkert.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, und wer kennt nicht die zwei wichtigsten unter ihnen? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere am Ausgange desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert — und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden; frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet; eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg, beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühling belaubt und vom Herbst entblättert, beide gefällt durch Axt oder Sturm.

Und in beiden schläft der Mensch in Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege! Keine Not ficht ihn an; rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch, und auch da trifft ihn kein Ungemach, keine Erdennot. Zwar ein anderer Schlaf ist's als der in der Wiege; denn jetzt ist er eisern, kalt und traumlos; aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst, man legt uns hinein. Hilflos und schwach waren wir noch, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen; von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schoß; sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich, gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode; man legt uns in den Sarg; denn wir selbst können uns nicht betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in

der Regel betten die Kinder ihre Eltern in den Sarg; Thränen gibt's hier wie dort.

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen; süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durchs Leben zu gehen; durch sie gedenken wir, ein Band zu knüpfen für die Erde und Glück, Freude und Wonne zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen; aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen, und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen; um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. Auch am Sarge beten wir; wir beten für den Toten; wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg, immerdar werdet ihr Menschen bergen; oft, ach, stehet ihr nahe bei einander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen, die eine Wiege für die Erde, die andere für den Himmel.

320. Des Vaters Vermächtnis.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daſs ich den Weg gehen muſs, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist. Niemand ist weise von Kindheit an; darum will ich Dir sagen, was ich gefunden habe, seit ich die Welt gesehen, und was die Zeit mich gelehrt hat.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzt; und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verlieſs, brechen sehen. Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und es ist für ihn nicht gleichgültig, ob er rechts oder links gehe. Doch laſs Dir nicht weismachen, daſs er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Halte Dich zu gut, Böses zu thun. Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding. Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen; über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Scheue niemand so viel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen sein muſs, als an dem Beifall der ganzen Welt.

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre. Gehorche der Obrigkeit, und laſs die andern über sie streiten. Sei rechtschaffen gegen jedermann; doch vertraue Dich nicht jedem. Mische Dich nicht in fremde Dinge; aber die Deinigen thue mit Fleiſs.

Schmeichle niemand, und lafs Dir nicht schmeicheln Ehre einen jeden nach seinem Stande, und lafs ihn sich schämen, wenn er keine Ehre verdient.

Werde niemand etwas schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären. Wolle nicht immer grofsmütig sein; aber gerecht sei immer. Hilf und gib gern, wenn Du hast, und dünke Dich darum nicht mehr; aber wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dich darum nicht weniger.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Thue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen. Wenn Du Not hast, so klage sie Gott. Habe immer etwas Gutes im Sinne.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Dein treuer Vater

Matthias Claudius.

321. Die Kapelle.

Ludwig Uhland.

Droben stehet die Kapelle,
schauet still ins Thal hinab;
drunten singt bei Wies' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

322. Der jüngste Tag.

Lindemanns Sammlung von Gedichten des deutschen Mittelalters.

1. *Wenn der jüngste Tag will werden,*
dann fallen die Sternlein auf die Erden,
beugen sich der Bäume Spitzen,
wo die lieben Waldvögelein sitzen.

2. *Kommt der liebe Gott gezogen*
auf einem schönen Regenbogen
und spricht: »Ihr Toten sollt aufersteh'n
und sollt vor Gottes Gerichte geh'n.

3. *Ihr sollt treten auf die Höhen,*
wo die lieben Englein gehen,
ihr sollt treten auf die Bahn
und euer Urteil all empfah'n.

4. *O Jesu, Jesu, lieber Gott,*
wie leidet der Mensch so grosse Not,
wie leidet der Mensch so grosse Pein!
Lass mich in deinen Himmel ein.

5. *Ich kam auf einen breiten Weg,*
nun bin ich auf dem schmalen Steg.
Ein Engel kam und wies mich fort:
O nein, ich muss an diesen Ort.

6. *Ich bin von Gott, ich will zu Gott:*
Ihr Engel, weiset mich nicht fort.
Gott hat mir ein Licht gegeben,
das soll mir leuchten ins ewige Leben.

323. Das Christusbild zu Wien.

Karl Simrock.

1. Ist euch vom Christusbild zu Wien
die Sage nicht bekannt,
das immer zollbreit größer schien.
als wer da vor ihm stand?
Und war der Mann auch noch so klein,
es ließ sich zu ihm nieder,
und hätt' er riesenhaft Gebein,
doch überragt es seine Glieder.

2. Ich weiß nicht, ob das Christusbild
sich dort noch schauen läßt,
doch daß von Christus selber gilt
die Sage, glaub' ich fest:
Dem Kleinen naht er als sein Kind,
daß er ihn nicht erschrecke;
doch seiner Glieder Maß gewinnt
der Größte nicht, wie er sich strecke.

3. So spricht auch sein verkündet Wort
schlicht zu dem schlichten Mann,
das aller Erdenweisheit Hort
doch nie erreichen kann.
Wähnt einer jetzt, er komm ihm gleich,
schon ist's emporgeschossen:
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
die Geister aufwärts unverdrossen.

324. Der entkettete Petrus.

Bönecke.

1. Um Pfingsten, wenn der Frühling
der Erde Blumen schenkt;
um Pfingsten, wenn der Frühling,
die bunten Fahnen schwenkt,

2. da hat der Geist des Lichtes
der Jünger Haupt umglüht;
um Pfingsten ist der Frühling
in ihnen auferblüht.

3. Da zogen sie von dannen;
St. Peter eilt voran
und zündet an dem Lichte
allum die Lichter an.

4. Vom Lichte sind die Seelen
zum Leben auferwacht,
und Tod und Sünde fliehen,
in's kalte Reich der Nacht.

5. Und lehrend, tröstend, heilend,
durchwandert er das Land,
und große Wunder wirket
St. Peters Gnadenhand.

6. O, selig, wen der Schatten
von dieser Hand berührt!
Was je der Glaube hoffte,
die Liebe hat's vollführt.

7. Doch zornig rief Herodes:
„Nun halte dich bereit!
Die Juden soll erfreuen
dein Tod zur Osterzeit!"

8. Im Kerker lag St. Peter,
von Wächtern wohl bewacht;
zum Himmel aber riefen
die Christen Tag und Nacht.

9. Um Mitternacht erglänzet
der Kerker hell und licht;
ein Engel steht vor Petrus,
der leuchtend also spricht:

10. Wach auf, wach auf, o Petrus,
und gürte dein Gewand
und folge mir von hinnen!
Ich bin von Gott gesandt."

11. Der Engel rief's; da sprangen
die Ketten all' entzwei,
und an den Wachen gingen
sie schnellen Schritt's vorbei

12. zur Pforte, die von Eisen
verschloß das finst're Haus —
sie öffnet sich von selber —
sie treten frei heraus.

13. Wie staunten froh die Christen,
als Petrus vor sie trat!
Sie dankten Gott dem Höchsten,
der dieses Wunder that.

325. Polykarpus.

Johann Gottfried v. Herder.

»Was tötet ihr die Glieder?« rief die Wut
des Heidenpöbels; »sucht und würgt das Haupt!« —
Man sucht' den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes' Bild und Schüler. Sorgsam hatten
die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. — »Ich
sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
in voller Glut«, so sprach der kranke Greis,
»und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
mit meinem Tode Gott lobpreisen.« Da
erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.
»Bereitet«, sprach er, »diesen Müden noch
ein Gastmahl; ich bereite mich indes
zur Reise auch.« Er ging und betete
und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
»Sei tapfer, Polykarp!« — Der Konsul sieht
den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
verwundert. »Schone«, sprach er, »deines Alters
und opfre hier, entsagend deinem Gott!«
»Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
zeitlebens ich gedient, und der mir
zeitlebens Gutes that?« — »Und fürchtest du
denn keines Löwen Zahn?« — »Zermalmet muss
das Weizenkorn doch einmal werden, sei's,
wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.«
Der Pöbel rief: »Hinweg mit ihm! Er ist
der Christen Vater; Feuer, Feuer her!«
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wut
ward er ergriffen. — »Freunde«, sprach er, »hier
bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
mich würdigte, der wird mir Mut verleih'n!«
Und legte still den Mantel ab und band
die Sohlen seiner Füfse los und stieg
hinauf zum Scheiterhaufen. — Plötzlich schlug
die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
gleich einem Segel, das ihn kühlete,
gleich einem glänzenden Gewölbe, das
den Edelstein in seine Mitte nahm

und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt
ihm eine freche Faust das Herz durchstiefs.
Er sank, es flofs sein Blut, die Flamm' erlosch,
und eine weifse Taube flog empor.

326. Gebet.

Emanuel Geibel.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
wie in der Jugend Rosenhage, sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst;
doch dafs ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

327. Sprüche.

Mit Gott! Das sei dein Wanderspruch
in deines Lebens Wanderbuch.
Mit Gott! Das sei dein Pilgerstab
auf deiner Wallfahrt bis zum Grab.
Mit Gott hindurch den Lebenslauf,
geh'n dir des Himmels Pforten auf. Friedrich Güll.

Gott erkennen ist der Freude Anfang
Gott anbeten ist der Freude Fortgang;
Gott lieben ist der Freude völlige Reife.

Vom Himmel steigend Jesus bracht'
des Evangeliums ewige Schrift,
den Jüngern las er sie Tag und Nacht:
ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
— Damit können sich die Christen
bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Johann Wolfgang v. Göthe.

Was du Ird'sches willst beginnen, heb zuvor
deine Seele im Gebet zu Gott empor!
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht. Friedrich Rückert.

Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

Die Vorsehung läßt oft unsre Thorheiten geschehen, damit wir weise werden.

Der Welt soll man vertrau'n, auf sie sich nicht verlassen;
hab auf dich selbst Vertrau'n, wo andre dich verlassen;
und wo dein Selbstvertrau'n wie das auf Menschen bricht,
da hab auf Gott Vertrau'n; nur er verläßt dich nicht. Friedrich Rückert.

Das Herze fröhlich, den Mut recht ehrlich,
die Rede züchtig, die Thaten richtig,
auf Gott vertrau'n und auf ihn bau'n:
Das sind die Waffen, die Nutzen schaffen.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren!

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen. Friedrich Rückert.

Gott, deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen.
Wohin ich blicke, redest du mit Wohlthat mir und Liebe zu.

Bös Gewissen ist eine Glocke, die von selber Sturm läutet.

Eins brennt schlimmer als Höllenflammen,
wenn du dich selber mußt verdammen.
Wenn dich die Menschen mit Unrecht befehden,
laß sie nur reden! Johann Wolfgang v. Goethe.

Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle
weit außer sich in wilder Lust;
in sich trägt er den Himmel und die Hölle
und seinen Richter in der Brust. Johann Wolfgang v. Goethe.

Böse Augen und böses Gewissen können das Licht nicht leiden.

So wie ein Tropfen in dem Bach, folgt in der Zeit
ein Augenblick dem andern nach ins Meer der Ewigkeit.

Schaff, als ob des Lebens Rot
nie von deinen Wangen schwände;
aber leb, als ob der Tod
schon vor deiner Thüre stände! Friedrich Bodenstedt.

Inhaltsverzeichnis.

Die poetischen Stücke sind mit einem Sternchen bezeichnet.

III. Vaterland und weite Welt.

A. Aus der bayerischen Heimat.

B. Umschau im deutschen Vaterland.

B. Heimisches Pflanzen- und Tierleben im Jahreslauf.

C. Pflanzen- und Tierbilder aus fremden Zonen.

VI. Gott und der Mensch.

Verzeichnis der Abbildungen.



Bog